Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Woltmann, Karoline <<von>>,

Über Natur, Bestimmung, Tugend und Bildung der Frauen

Wien 1826

40.6929
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702507-6

40. 6929

Fiche

Ueber Natur, Bestimmung, Tugend und Bildung der Frauen.

Von
Karoline von Woltmann.

Wien, 1826.
Druck und Verlag von J. B. Wallishausser.

= Harr. 16.5.40

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Staatsbibliothek

Ihrer hochgräflichen Excellenz

der

Frau Oberstburggräfin Böhmens,

Pallastdame Ihrer Majestät der Kaiserin von Oesterreich, Sternkreuz-Ordensdame, ꝛc. ꝛc. ꝛc.

weihet

diese Blätter

voll Verehrung

die Verfasserin.

100 B4

Vorrede.

Hätte ein Mann diese Blätter geschrieben, sie würden vorzüglicher seyn; doch kein Mann konnte sie schreiben, weil die Natur, eben als solchem, ihm die genugsame Kenntniß des Gegenstandes, von dem sie handeln, versagt. So gebe ich sie nicht ohne Schüchternheit; mit dem Bewußtseyn, den redlichsten Fleiß darauf verwandt zu haben; nicht mit dem, daß er sein Ziel durchgängig erreicht hätte. Folgende Jahre brächten vielleicht demselben

näher; aber dreijähriges Umarbeiten und Verbessern danke ich der Güte und Nachsicht des Herrn Verlegers, und ich wage nicht, beide länger in Anspruch zu nehmen; so weit gelangt, wie ich hoffe, mich der Güte und Nachsicht des Publikums vertrauen zu dürfen, und meinem Werke wenigstens seine Beherzigung erworben zu haben.

Prag, den 9. Juni 1825.

Karoline von Woltmann.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Von der Naturart des weiblichen Geschlechtes.

I. Körper, Geist, Gemüth der Frau . . . 5

II. Von der weiblichen Seele 10

III. Vom Zusammenhang der Kräfte in der weiblichen Natur 14

Entwickelung der Verhältnisse der Frauen die Zeitalter hindurch.

I. Verhältniß der Frauen bei den wilden Völkern 45

II. Verhältniß der Frauen unter der Stamm- und despotischen Verfassung 48

III. Verhältniß der Frauen unter einigen andern Verfassungen des orientalischen Alterthums . 51

IV. Verhältniß der Frauen bei den Griechen . 52

V. Die Frauen bei den Römern. . . . 57

VI. Verhältniß der Frauen bei den germanischen Nationen 71

Seite

VII. Verhältnisse der Frauen im neuern Italien 85

VIII. Die Frauen unter den Franzosen . . 91

IX. Von dem Einfluß der Verhältnisse des weiblichen Geschlechtes in Frankreich auf die Lage desselben in Europa, während der neuesten Zeit, insonderheit aber in Deutschland während derselben 120

X. Von den Frauen bei den slavischen Nationen 137

Die vorzugsweise Stärke des Sinnes der Seele in der weiblichen Natur ist von jeher wahrgenommen.

Ueber die weibliche Bestimmung.

I. Ablehnung des unbedingten, unmittelbaren Antheils der Frauen in den Staatsgeschäften 157

II. Ablehnung des unmittelbaren Antheils der Frauen an der Vertheidigung des Staates 183

III. Die Frauen als Herrscher 188

IV. Ueber den Antheil der Frauen an Handel, Gewerbe, Wissenschaft und Kunst . . . 197

V. Ueber die Stellung des weiblichen Geschlechtes unsrer Tage in der bürgerlichen Gesellschaft 205

Das Haus, die häuslichen Geschäfte und Verhältnisse.

I. Der häusliche Kreis 219

II. Die häuslichen Geschäfte 223

III. Die häuslichen Verhältnisse 230

Die Ehe 231

	Seite
Das älterliche Verhältniß	245
Das kindliche und das geschwisterliche Verhältniß	253
Die Verhältnisse zu den Dienstleuten. .	256
Das Verhältniß zu den Hausthieren . .	258
Das Verhältniß der Gastfreundschaft . .	261
Das Verhältniß zu den Hausarmen . .	264
Die Freundschafts-Verhältnisse . . .	266
Die gesellschaftlichen Verhältnisse . .	271

Die weiblichen Tugenden.

Sinnigkeit	284
Keuschheit	286
Schamhaftigkeit	290
Religiosität	292
Muth	300
Häuslichkeit	305
Erregbarkeit und Lebendigkeit . . .	312
Zartheit und Feinheit	315
Mitgefühl, Liebe und Güte . . .	317
Gefälligkeit	321
Geduld	322
Einfachheit und Natürlichkeit . . .	324
Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit . .	329
Anstand	331
Geschmack	335
Ordnung	340
Sparsamkeit	349
Fleiß und Geschicklichkeit	350
Reinlichkeit	353
Bescheidenheit	355

Seite
Frömmigkeit 355
Innigkeit 356

Ueber weibliche Bildung.

I. Allgemeine Ansicht von Erziehung und Bildung 358
II. Haus und Kloster 364

Von der Bildung der einzelnen menschlichen Anlagen im Weibe.

Bildung des Physischen 372
Bildung des Geistes 375
Bildung des Gemüthes 386
Bildung der Seele 398
Fertigkeiten und Talente 409

Schriften der Verfasserin:

Volkssagen der Böhmen. 2 Bände. Prag bei Calve.
Neue Volkssagen der Böhmen. 1ster Band. Halberstadt, bei Vogler.
Historische Darstellungen zu mehr individueller Kenntniß der Zeiten und Personen. Ebendas.
Maria und Waldburgis. 2 Bände. Leipzig, in Commission bei Fleischer.
Orlando, ein Trauerspiel. Ebendas.
Woltmanns sämmtliche Werke; herausgegeben von seiner Frau. 13 Bände. Ebendas.
Spiegel der großen Welt, für junge Frauen. Pesth bei Hartleben.

Ueber
Natur, Bestimmung, Tugend
und
Bildung der Frauen.

Einleitung.

Auf dreifache Art weis't die Natur jedem Geschöpf einen eigenthümlichen Standpunkt zwischen den übrigen Geschöpfen, eigenthümliche Beziehungen zu diesen an: durch Gattung, Geschlecht und Persönlichkeit.

Selbstbewußtseyn und Selbstempfindung treiben das Wesen, des ihm gebührenden Standpunktes sich zu bemächtigen, die ihm zukommenden Beziehungen sich zu gestalten; ausweichend und beschränkend erleichtert es dabei andern Wesen ein Gleiches. Der Eindruck, den die Geschöpfe durch ihre Naturart auf einander wechselseitig machen, ist ein zweiter Grund zu jener Erleichterung. Aus beiden Gründen aber entstehen noch keine vollkommen naturgemäßen Verhältnisse. Der übergewaltige Trieb der einen Creatur strebt hinweg über die Grenzen der ihr zustehenden Beziehungen; der unzulängliche der andern erreicht nicht deren Umfang und behauptet sich nicht innerhalb ihres Umkreises: aus Einzelnem entsprungen, dem Zufälligen unterworfen, räumt der bloße Eindruck hier zu viel ein, versagt dort zu viel.

Ein genugsamer Wille, beherrscht von einem durch den Geist erleuchteten, geregelten Gemüth, durch das Gemüth erwärmten Geiste, die in Harmonie stehn zum Sinne der Vollkommenheit, ist erforderlich, den übergewaltigen Trieb zu zähmen, den unzulänglichen zu spornen, der fremden Naturweise freimüthig zu gestatten was ihr gebührt, standhaft zu versagen, was sie usurpiren wollte.

Dient solchem Wille auch zulängliche physische Kraft, so können naturgemäße Verhältnisse sich allmählig bilden und zu immer vollkommneren werden. Nur der menschlichen Gattung unter allen Gattungen der Erde ist das Vermögen der Wechselwirkung zwischen Geist, Gemüth und Seele, der Herrschaft derselben über das Physische verliehen: hiemit die Möglichkeit solche Verhältnisse sich selbst und den sonstigen Erdengeschlechtern zu gestalten; hiemit ein Recht der Herrschaft über die sonstigen Erdengeschlechter.

Welcher Standpunkt, welche Beziehungen der Creatur vermöge ihrer Gattung zustehen? Dieß wird am leichtesten erkannt; die Natur hat es einfach und deutlich ausgesprochen; sie sind für jedes Geschöpf derselben Gattung dieselben.

Verwickelter ist die Untersuchung, zu welcher

Stelle, zu welchen Verhältnissen das Geschlecht ein Geschöpf berechtige? Hinsichtlich mancher Geschlechtseigenthümlichkeiten liegt es unverkennbar zu Tage; hinsichtlich andrer beruht die Entscheidung der Frage auf Ergebnissen der Erforschung seiner tiefsten Natur.

Die Persönlichkeit der Geschöpfe, was dadurch in Rücksicht ihrer Stellung und ihrer Verhältnisse bedingt werde? ist die Aufgabe, deren Lösung am schwierigsten fällt. Die meisten Irrthümer haben in Bezug auf sie Statt; zu minderem Nachtheile, weil seine Persönlichkeit jedem Geschöpf ausschließlich ihm eigene Beziehungen anweis't, welche mit ihr sich wandeln und endigen. Oft hebt sie, nach allen Graden, mit Ausnahme des Aeußersten, auf, was durch Gattung und Geschlecht bedingt worden; berechtigt unter gleicher Einschränkung, nach allen Graden, zu dem, was Gattung und Geschlecht verweigerten.

So ist geschehen, daß bei der Untersuchung: welche Stelle, und welche Verhältnisse im gesellschaftlichen Verein der menschlichen Gattung, beiden Geschlechtern derselben, zufolge ihrer geschlechtlichen Natur, zukämen? persönliche Rechte mit Rechten des Geschlechtes verwechselt, persönliche Anmaßungen als geschlechtliche Rechte geltend gemacht sind.

Der Theil jener Untersuchung, welcher sich auf die Stellung und die Verhältnisse des weiblichen

Geschlechtes bezog, kam vorzüglich in Anregung: der durchgängige und ausgesprochene Charakter der Stärke, welcher dem männlichen Geschlecht eigen ist, hatte die Entscheidung des andern theils erleichtert, theils ihr Resultat überhaupt vorweggenommen.

Auch jenen brachte erst spätere Zeit in Erörterung: das Bedürfniß, der Erkenntniß und Gerechtigkeit mehr zu danken, als der Gewohnheit und der Gewalt. Durch Gewohnheit aber und Gewalt, durch Vorstellungen und Vorurtheile der Nationen war nun längst festgestellt, was durch ihn erst hätte festgestellt werden sollen. Die an sich schwierige Aufgabe wurde dadurch erschwert: sie nahm den Charakter einer Streitfrage an, da sie Bestehendes in Zweifel zog; und dieß hinderte die Unbefangenheit der Untersuchung; zu den Verwechslungen von persönlichen Ansprüchen mit solchen, die aus der Natur des Geschlechtes herrühren, kamen noch die Verwechslungen wesentlicher Eigenthümlichkeiten jener Natur mit solchen, die nur eine Folge des Bestehenden waren.

Einerseits ist von der Natur so unverkennbar ausgesprochen, welche Stelle, welche Verhältnisse dem Weibe, vermöge der Natur seines Geschlechtes, im gesellschaftlichen Vereine der menschlichen Gattung zukommen, daß es auch dem plumpsten Fassungsvermögen einleuchtend seyn muß. Andrerseits

beruht die Entscheidung der Frage auf Eigenthümlichkeiten der weiblichen Art, welche in den tiefsten Tiefen der Menschlichkeit ihren Grund haben.

Alles der Menschheit Wesentliche ist so angethan, daß es dem Menschen unter allen Verhältnissen der Cultur und der Lage, in den verschiedensten Gestalten befriedigend sey: wie sollte die Beschaffenheit der Geschlechtsnatur, auf welcher das Grundverhältniß der bürgerlichen Gesellschaft und die Fortdauer der menschlichen Gattung beruht, dieser Einrichtung ermangeln?

Von der Naturart des weiblichen Geschlechtes.

I.

Körper, Geist, Gemüth der Frau.

Eine größere Zartheit der Organe überhaupt, ein feineres Knochengestell, eine regere Vibration des Nervengeflechtes, mehr Elastizität der Muskeln, Dehnbarkeit der Flechsen, sind dem weiblichen Körper aller thierischen Gattungen eigen: dazu begabte die Natur ihn ausschließlich mit einem Organ zum Behuf der Entwickelung und des Gebährens der nach-

folgenden Generationen, mit Eigenthümlichkeiten, welche hiemit in Verbindung stehn.

Mit dem ersteren hängt die physische Schwäche des weiblichen Geschlechtes, im Vergleich zum physischen Vermögen des Mannes, zusammen. Es hat bei dem weiblichen Geschlecht der menschlichen Gattung, den Frauen, bei welchen das Organ des Mutterseyns der, auf andern Bedingungen als bei den Thiergattungen beruhenden, Schönheit nichts entzieht, eine weichere, eine zartere, eine beweglichere Schönheit zur Folge, als dem männlichen Körper eigen ist.

Diese trägt denselben Charakter der Weichheit, Zartheit, Beweglichkeit, insofern der menschliche Körper einer geistigen Natur zum Organ dient; und erhält durch die, mit der Naturbestimmung zum Mutterseyn zusammenhängende Einrichtung des weiblichen Baues eine eigenthümliche Fülle und Heiligkeit.

Eine lebhaftere Empfänglichkeit der Sinne des Weibes für die Eindrücke der Außenwelt folgt aus der regeren Vibration des weiblichen Nervengeflechtes. Die vorzugsweise Fähigkeit, die Eindrücke allmählig, nach dem ganzen Umfange und der äußersten Gewalt ihrer Beschaffenheit aufzunehmen, hängt mit der Elastizität der Muskeln, der Dehnbarkeit der Flechsen des weiblichen Körpers zusammen.

An Kraft ist der weibliche Geist dem männlichen untergeordnet; alle Geisteseigenschaften, welche mit der Geistesstärke zusammenhängen, sind den Frauen, wenigstens in vorzüglichen Graden, versagt. Dagegen thut der weibliche Geist es dem männlichen an solchen Eigenschaften zuvor, welche mit der Zartheit, Erregbarkeit und Nachgiebigkeit in Verbindung stehn.

Das Weib kann nicht, wie der Mann, von einem gegebenen Satz aus, Schluß aus Schluß folgernd, eines unendlichen Gebietes von Vorstellungen, sie gleichsam an einer unsichtbaren Kette der Nothwendigkeit herbeiziehend, sich bemächtigen. Es vermag nicht vielfache, verwickelte Combinationen sich gegenwärtig zu halten.

Allein, wie das sinnliche Wahrnehmungsvermögen der Frauen, ist ihr geistiges Wahrnehmungsvermögen feiner, vielseitiger, als das männliche. Das Combinationsvermögen (der Witz) des weiblichen Geistes ist schwächer, als das Combinationsvermögen des Mannes; jedoch hurtiger, beweglicher, als dieß. Der Schluß, welchen der weibliche Geist bildet, ist nur immer e i n e r und der n ä c h s t e: die Folgenreihe fehlt; aber eine Menge rasch erzeugter, einzelner Schlüsse ersetzt beim weiblichen Urtheil die Folgerechtigkeit der Schlüsse, worauf es sich stützt.

Aus diesem Allen rührt die eigenthümliche Geisteseigenschaft her, an welcher das weibliche Geschlecht das männliche übertrifft, der Takt; die flüchtige Erkenntniß der Dinge ohne genaue Unterscheidung ihrer Merkmale. Ebendaher auch die Fähigkeit des weiblichen Geistes, die Wirklichkeit, welcher nahe zu bleiben er gezwungen ist, mit besonderer Wahrheit aufzufassen. Vermöge der allmähligen tiefen Wirkung der Eindrücke auf das weibliche Wesen, welche mit der Nachgiebigkeit des weiblichen Organismus zusammenhängt, erkennt der weibliche Geist, oft mit überraschender Leichtigkeit, Tiefen der Wahrheit, welche die männliche, überlegene Geisteskraft nur langsam ergründet; jedoch er thut nur einzelne Blicke; ein Schluß daher auf sein Erkenntnißvermögen überhaupt würde ein Fehlschluß seyn.

Das Vermögen der Phantasie ist gleich stark im Geiste beider Geschlechter, folglich waltet es im weiblichen Geiste vor. Dennoch verleiht die abstrakte, überwiegende Geisteskraft des Mannes, auch den Bildern seiner Phantasie eine transcendentale Gediegenheit und Klarheit, welche die weibliche Phantasie nimmermehr erreicht, obschon sie, unter allen weiblichen Geistesvermögen, das stärkste und thätigste sey.

Alle Geisteswerke, wodurch sich Frauen ausgezeichnet, waren solche, welche dieß Vermögen schaft;

auch durch sie erreichten sie männlichen Ruhm nur mittelst des Schwunges der Empfindung.

Alles Gemüth ist Leben und Liebe. Empfindung des eigenen, Empfindung des Daseyns Anderer: Verlangen des eigenen, Verlangen des Glückes Anderer. Die verschiedenen Affekte des Gemüthes, vom baarsten sinnlichen, bis zum reinsten idealen, Begier, Abscheu, Freude, Trauer, Muth, Furcht, Stolz, Großmuth, Demuth, Zorn; und Geiz, Neid und Eitelkeit, die elendesten der Triebe: — alle beziehen sich auf diese zwiefache Form des Gefühls.

Im männlichen Gemüth besteht sie getrennt; im weiblichen Gemüth verschmilzt die Empfindung des eigenen, mit der Empfindung des fremden Daseyns zur Sympathie, das Verlangen des eigenen, mit dem Verlangen des fremden Glückes. Im männlichen Gemüth überwiegt die Selbstliebe. Die Liebe überwiegt im Gemüthe der Frau; so sehr, daß ihre negative Form, der Haß, in demselben fast nur als eine Folge der Liebe vorkommt. Der Fähigkeit innigerer Blutsverwandtschaft, welche das Weib, vermöge seiner Bestimmung zum Muttersein, vor dem Manne voraus hat, entspricht sowohl diese Erscheinung beim weiblichen Gemüth, als eben jener Bestimmung das Bildliche des weiblichen Geistes analog scheint, ohne daß man sagen könnte, daß beide damit in Zusammenhang stehen.

II.

Von der weiblichen Seele.

Von den zwei Wirkungsweisen, in denen die Seele sich äußert, Wille und innerer Sinn, ist jene beim Manne vorzüglich stark und lebendig, diese bei der Frau.

Bevor weiter zu schreiten, muß ich mich über die Bedeutung erklären, nach welcher ich die Bezeichnungen unsrer Sprache für die verschiedenen intellectuellen Fähigkeiten der menschlichen Natur verstehe, damit die Vieldeutigkeit, der jene unterliegen, nicht Anlaß zu Mißverständnissen gebe.

Daß ich vier verschiedene Kräfte (Anlagen) der menschlichen Natur wahrnehme, den Körper, das Gemüth, den Geist und die Seele, wird sich gezeigt haben. Diese Unterscheidungen stimmen mit dem Sprachgebrauch aller mir bekannten Zungen überein.

Gemüth und Geist können so wenig als der Körper für gleicher Natur mit der Seele gelten: da sie sich, nicht anders als dieser, auf besondere Functionen in Hinsicht des Verhältnisses der menschlichen Creatur zur Außenwelt beziehen. Das Gemüth ist die abstrakte Form der Empfindung, ihm gehören die Triebe; der Geist ist die abstrakte Form der Anschauung, sein Reich sind die Vorstellungen.

In der gegenseitigen Wechselwirkung dieser Kräfte auf einander, zum Körper und zur Seele, besteht die Vernunft: das, durch den Geist erleuchtete, geregelte Gemüth; der, durch das Gemüth erwärmte, seiner dämonischen Gleichgültigkeit entkleidete Geist.

Die Seele dagegen umfaßt das Ganze vom Verhältniß des menschlichen Wesens zur Außenwelt mittelst des Willens und des inneren Sinnes.

Unabhängig von Geist und Gemüth, von beiden, und mittelst ihrer durch die Körperwelt bestimmbar, besteht der Wille, eine aus sich selbst lebendige Kraft. Unabhängig von Geist und Gemüth, von beiden, und mittelst ihrer durch die Körperwelt bestimmbar, besteht der innere Sinn, der ideale, der Sinn der Vollkommenheit, eine aus sich selbst lebendige Kraft; den Trieben des Gemüthes, den Vorstellungen des Geistes, den Erscheinungen der Körperwelt, allen jedoch nach ihrer vollkommensten Beschaffenheit analog, das Bewußtseyn der Vernunft, der Schönheit, der Wahrheit, kurz jeder Art von Vollkommenheit vor Erscheinung derselben, das aber nur mittelst ihrer Erscheinung zum Selbstbewußtseyn gelangt, ohne Sinne, Geist und Gemüth, welche diese auffassen, in Bezug auf das Leben keine Aeußerung des Daseyns besitzt.

Man darf den inneren Sinn nicht mit der Phantasie (der Einbildungskraft) verwechslen. Das Bild der Erscheinungen der Dinge, der wirklichen, der nach den Gesetzen der Wirklichkeit möglichen, stellt unter irgend einer Form sinnlicher Auffassung eine Geisteskraft dar, die Phantasie: gleichsam der Spiegel, in welchem die Strahlen des Lebens sich sammeln, aus welchem sie wirken auf das Innere des Menschen.

Allein die Einbildungskraft ist ausschließlich an die Formen sinnlicher Auffassung gebunden; sie kann nicht los vom Auge, Ohr, Geruch, Geschmack, Gefühl; und sie nimmt ohne Unterschied das Bild schöner oder häßlicher, verworrener oder klarer, wahrer oder falscher, sittlicher oder unsittlicher, vollkommner oder mangelhafter auf.

Der innere Sinn hat mit den Formen sinnlicher Auffassung so wenig ausschließlich zu schaffen, als die Phantasie, durch welche sie ihm zugeführt werden, mit den abstrakten Formen der Erkenntniß und Empfindung, Begriff und Trieb, auf die er ebensowohl Beziehung hat. In Allem, was die Erscheinungen der Körperwelt betrifft, in Uebereinstimmung mit Gesundheit, Harmonie, Schönheit, Vollendung; klar und wahr in Hinsicht der Begriffe und Urtheile; lauter in Bezug auf die Triebe, widersteht seiner Natur das Kränkliche,

Häßliche, Verworrene, Falsche, Gemeine, Rohe, Unreine, kurz jede Art von Unvollkommenheit, auch in den leisesten Graden.

Das Gewissen ist die Aeußerung seines Abscheues, wenn die ihm verbundenen Kräfte Erscheinungen dieser Art ihm aufdringen wollen. Diese Aeußerung wird am heftigsten, wenn der ihm verbundene Wille selbst sie bewirkt. Reue ist der Schmerz seiner Verletzung, nachdem dieß geschah. Eine mehrfache, eine gewohnte Wiederholung von beidem, verdunkelt, verwirrt, ja ertödtet ihn endlich; denn durch ihren Conflict mit der Außenwelt erhalten die menschlichen Kräfte eine naturgemäße Bestätigung oder eine unnatürliche Verwüstung: erlangt die Seele Seligkeit oder Tod.

Hier schwinden die Fäden der Beobachtung, welche die intellectuellen Kräfte der menschlichen Natur mit dem Physischen des Menschen verbinden.

Man hält das Gehirn für das Organ des Geistes, daher die bildliche Bezeichnung Kopf für die geistigen Fähigkeiten. Die Wallung des Blutes begleitet die Triebe, daher die bildliche Bezeichnung Herz für das Gemüth. Den Sitz der Seele hat Niemand erforscht.

Das Vermögen des inneren Sinnes nun ist von vorzüglicher Stärke im weiblichen Wesen. Auf ihm beruht der Zug von Schönheit und Lauterkeit, welcher charakteristisch durch dasselbe geht. Es er-

theilt dem weiblichen Gemüth die Eigenschaften der Hoffnung und des Glaubens. In dem Sinne der Vollkommenheit ist die Hoffnung alles Guten ewig frisch: er verbürgt den Urbegriff aller Vollkommenheit, auf welchen der Glaube sich bezieht. Er ersetzt dem weiblichen Geiste die Stärke des Denkvermögens. Er ersetzt dem Weibe sogar den Mangel an physischer Gewalt, durch eigenthümliche Heiligkeit, welche er dem weiblichen Wesen gibt.

Der Mann ist gewaltiger, consequenter, selbstständiger, als die Frau. Die Frau ist zarter, liebender, lautrer als der Mann. Der Erde und dem Himmel verwandter als er, gleicht Vieles in ihrem Wesen dem thierischen Instinkt, ist sie, wie von einem Instinkt göttlicher Vollkommenheit beseelt.

III.

Vom Zusammenhang der Kräfte in der weiblichen Natur.

Die Wechselwirkung der Kräfte ist stärker und regelmäßiger in der männlichen Vernunft; sie ist lebendiger und inniger in der Vernunft des Weibes.

In jener folgen die Thätigkeiten der Kräfte aufeinander; in dieser wirken letztere fast gleichzeitig.

In der Vernunft des Mannes überwiegt der Gedanke; das Gefühl überwiegt in der weiblichen Vernunft.

Der sinnliche Eindruck setzt beim Menschen überhaupt, zunächst die Fähigkeiten des Geistes in

Thätigkeit. In mehr vollkommener Thätigkeit setzt er sie beim Manne, in minder vollkommener beim Weibe.

Der Mann nimmt nicht nur den Eindruck selbst und die Dinge, welche den Eindruck erregt haben, im Geiste wahr; nicht nur das Bild beider in die Phantasie auf; er unterscheidet auch sofort die Merkmale, die Eigenschaften der Merkmale, den Zusammenhang derselben, bei Beiden: folgert daraus die Wirkungen, welche von Beiden ausgehen können, welche sie zu empfangen fähig sind; bestimmt ihre Art, das Verhältniß derselben zur Art anderer Dinge; bildet ihren Begriff, sofern dem Begriffe das Bild sich vermählt, ihre Vorstellung; beurtheilt sie.

Durch diese Thätigkeiten wird die Gewalt des sinnlichen Eindrucks gebrochen, auf welchen sie nur eine theilweise Beziehung haben; da er allein von den materiellen Eigenschaften der Dinge und deren Verhalten zu denselben Eigenschaften anderer Dinge herrührt; dessen Wirkung sie suspendiren, den sie gleichsam auf ihn selbst zurückwerfen.

Durch sie wird der sinnliche Eindruck der Dinge, seiner Wirkung nach auf das eigene, oder auf ein anderes Wesen, gestattet oder abgelehnt, nicht nur, insofern er angenehm oder unangenehm, der Gegenstand dem er angehört, schön oder häßlich sey? sondern, insofern aus allen, wenigstens aus den Beziehungen der wesentlichen Eigenschaften beider

zu den wesentlichen Eigenschaften des Gegenstandes auf den Beide wirken, Folgen herrühren, deren Art mit der Art des Eindruckes übereinkommt.

Durch diese Thätigkeiten endlich wird der sinnliche Eindruck beherrscht, mit der durch sie erzeugten Erkenntniß der Eindrücke und Gegenstände ist auch die Kenntniß der Mittel verbunden, jene zu verstärken, zu schwächen, sie aufzuheben oder ihnen Dauer zu verleihen; die Unabhängigkeit von den Eindrücken, welche sie mit sich bringen, erleichtert das Urtheil über Eindrücke und Gegenstände, das sie zur Folge haben, bestimmt die Anwendung dieser Mittel.

So wird durch sie blinden, zufälligen Trieben des Gemüthes beim Manne vorgebeugt.

Bei der Frau werden die Fähigkeiten der Erkenntniß und des Urtheils keineswegs durch den sinnlichen Eindruck, zunächst nachdem dieser wahrgenommen und sammt dem Bilde des Gegenstandes, von dem er herrührte, in die Phantasie übergegangen ist, in Thätigkeit gesetzt.

Der sinnliche Eindruck eilt gleichsam bei unserem Geschlechte dem Gemüthe zu. Gleichzeitig, oder erst später, bemächtigen seiner und seines Anlasses, sich Combination und Witz; ganz zuletzt, in der Regel erst nach gebildetem Triebe, Erkenntniß und Urtheil.

Der Trieb dagegen erwacht im weiblichen Wesen schon durch der Eindrücke flüchtigste Wirkung.

Gleichsam nur die Oberfläche desselben streifend, erzeugen diese beim Weibe schon die Stimmungen, jene dämmernden, dem Mitgefühl verwandten Zustände, bei welchen das Physische und Geistige wie Licht und Schatten verschmelzen, ohne daß man den Antheil eines jeglichen daran zu scheiden vermöchte, Leid ohne Widerwart, Freude ohne Glück; dem Manne nur aus einer Periode seiner frühern Jugend bekannt, den sie selten in spätere Jahre begleiten, da von der Frau sie auch das Alter nicht trennt.

Die Phantasie aber verstärkt den sinnlichen Eindruck; ihre eigene, geistige Kraft ihm gesellend, dem Vergänglichen im Bilde Dauer gebend, durch das dargestellte Bild des Gegenstandes, von dem er ausging, ihn stets von Neuem erregend.

Sie verstärkt ähnlichermaßen auch die Triebe, welche sie eben sowohl, wie stets von Neuem erregt; welche sie durch das Bild ihrer Befriedigung stachelt.

Combination und Witz brechen die Gewalt keines sinnlichen Eindruckes: sie spielen gleichsam mit dem Gegenstand, der ihn erzeugte; nur einzelne Eigenschaften dieses letzteren erfassen sie, während Erkenntniß und Urtheil sich seiner durchaus bemeistern. Sie lassen von den Trieben sich gefällig zu Werkzeugen ihrer Rechtfertigung mißbrauchen.

Das Gemüth an sich kann nicht unterscheiden, folgern, urtheilen, und wieder aus dem Urtheil

folgernd, regeln. Dieß sind Functionen der Geisteskraft. Das Gemüth empfindet. Sympathie, Antipathie, Liebe und Haß sind die ihm eigenthümlichen Functionen.

Sie werden durch den sinnlichen Eindruck, durch Erkenntniß und Urtheil von den Gegenständen bestimmt. Sie sind das größte Hinderniß der Erkenntniß und des Urtheils, sobald diese drohen, ihnen Gewalt anzuthun, sie zu unterdrücken.

Somit wären also die Vorwürfe sinnlicher, blinder, zufälliger, wechselvoller Triebe gerechtfertiget, welche die Verächter des Frauengeschlechtes demselben von jeher gemacht. —

Keineswegs. — Die weibliche Vernunft ermangelt allerdings der Regelrechtigkeit der männlichen; denn, nach den Regeln der Vernunft sollen die Functionen der Geistesvermögen den Functionen des Gemüthes vorangehen, vollständig vollzogen, bevor der Trieb erwacht, dieser zum Theil eine Folge ihres Resultates seyn.

Die Vernunft der Frauen ist anderer Art, als die Vernunft des Mannes. Ein Ergebniß, bald der einen, bald der andern Eigenthümlichkeit des weiblichen Wesens, läßt sie sich, oft bei der genauesten Kenntniß eines weiblichen Charakters, nicht vorher berechnen, hat sie in jedem Weibe, ja, in verschiedenen Fällen bei demselben Weibe einen andern Charakter, ohne je das Resultat der Ver-

nunft zu verläugnen; indem die übrigen Eigenthümlichkeiten des weiblichen Wesens diesem Resultat so günstig sind, als die übrigen Eigenthümlichkeiten des männlichen Wesens dasselbe erschweren.

Die Dinge wirken auf die Zartheit und Erregbarkeit des physischen weiblichen Organismus mit unendlich größerer Schärfe und Mannigfaltigkeit des Eindrucks, als auf das männliche Sinnensystem. Die Frau spürt Merkmale der Dinge, Eigenschaften dieser Merkmale, mittelst des bloßen sinnlichen Eindruckes, welche der Mann erst durch Zergliederung entdeckt. Ihre hurtige Combination, ihr Witz, bilden aus dergleichen Wahrnehmungen zwar keinen vollkommenen Begriff, kein gründliches Urtheil; jedoch einen Tact der Erkenntniß und des Urtheils, welchem die Stimme des inneren Sinnes, des so lebendigen in der weiblichen Seele, zur Probe der Richtigkeit dient; welcher Sicherheit daher entlehnt.

Indem das Bild der Gegenstände in der weiblichen Phantasie weilt, vervollkommnet sich deren Wahrnehmung; der Eindruck, welchen sie gewirkt, der Trieb, der durch diesen entstand, berichtigen sich, gewinnen Tiefe und Kraft; beschäftiget mit dem Bilde der Gegenstände früherer Eindrücke, bleibt das weibliche Wesen gegen die Eindrücke neuer Gegenstände verschlossen. Mit jenem ersteren hängt eine Erscheinung zusammen, welche den

Frauen den Vorwurf der Launenhaftigkeit zugezogen hat.

Sie können nämlich, ohne äußere Veranlassung, oder bei einer unbedeutenden äußeren Veranlassung, sogar entgegengesetzt früher geäußerten Gefühlen, plötzlich gegen Dinge und Personen, in leidenschaftliche Abneigung ausbrechen, oder in leidenschaftliches Wohlgefallen; es erwachen Liebe und Haß in ihrem Herzen, zumal im Herzen stiller, in sich gekehrter Frauen, wie aus sich selbst in überraschender Gewalt.

Die Wirkung des im Bilde der Phantasie fortdauernden Eindruckes der Gegenstände trat, durch sich selbst oder einen an sich unbedeutenden äußeren Umstand vollendet, an's Licht.

Eine vollkommenere, dem Triebe vorangegangene Thätigkeit der Functionen des Geistes würde die Wirkung des mangelhaften Eindruckes auf das Gemüth verschoben, den Trieb sofort der Art und Stärke nach veranlaßt haben, die er, durch des Gegenstandes im Bilde der Phantasie fortwirkenden Eindruck allmählig und unbemerkt gewinnt; allein die Laune hat keinen Theil an den erwähnten Erscheinungen.

Die ideale Sinnesstärke der weiblichen Seele richtet die sinnliche Wahrnehmung der Frauen vorzugsweise auf würdige und schöne Gegenstände; wie aus Instinct, auf eben diejenigen, auf welche

Erkenntniß und Urtheil sie richten würden, lenkt sie ab, von Gegenständen entgegengesetzter, unwürdiger, garstiger Art.

Eben diesem Sinn der Seele, widersteht eine heterogene Folge von Eindrücken: er verschließt einer solchen die sinnliche Wahrnehmung der Frauen. Ihm widersteht nicht minder ein zu rascher Wechsel der Eindrücke, welcher dem einzelnen Eindruck nicht vergönnt, Wurzel im Wesen des Menschen zu schlagen; und erhält die weibliche Wahrnehmung bei den Gegenständen fest, welche sie ergriffen, sobald diese selbst ihm nicht zuwider sind.

In Hinsicht von Vorstellungen, Bild und Begriff vereint, dringt dieser Sinn auf Vollständigkeit, Klarheit und Wahrheit; auf Richtigkeit in Hinsicht von Urtheilen.

Er gibt den Frauen ein Bewußtseyn, ob ihre Vorstellungen und Urtheile jene Eigenschaften besitzen? in wie fern ihre Geisteskraft ausreicht, sie denselben zu erwerben? Er bewegt sie, im Fall jene dazu unzulänglich wäre, ihr einen Ersatz zu suchen, und leitet rücksichtlich desselben ihre Wahl. Ihn zu gewinnen, schließen die Frauen so gern überlegenen männlichen Geistern sich an; durch jenen Sinn haben sie im Allgemeinen eine so richtige Würdigung der Ueberlegenheit des männlichen Geistes.

Schon mittelst dieser Bestimmungen der sinnlichen und der Wahrnehmung des Geistes der Frauen,

sind blinde, wechselvolle Triebe der weiblichen Brust, insofern sie von äußeren Eindrücken entstehen würden, verhüthet.

Dieselben Eigenthümlichkeiten der weiblichen Art, woher diese Bestimmungen rühren, verhüthen solche Triebe auch unmittelbar; und überhaupt sind die Triebe des weiblichen Wesens, ihrer Natur nach, des Bedürfnisses der Erleuchtung und Regel durch Erkenntniß und Urtheil, mehr enthoben, als die Triebe des Mannes, welcher beider, in der überwiegenden Stärke seines Geistes, im Vorwalten des Geistes in seiner Vernunft, in vorzüglicherem Grade theilhaftig wurde.

Die stärkeren der Triebe des Gemüthes beziehen sich auf Vereinigung des Gegenstandes, der den Trieb empfindet, mit demjenigen, der ihn erregt, auf den er sich bezieht, oder auf Trennung des einen von dem andern. Auf Mehrung oder Minderung von Daseyn und Glück des ersteren durch den letzteren, bis zur Selbstaufopferung an ihn, bis zu seiner Vernichtung; sind Liebe und Haß, oder hängen mit Liebe und Haß zusammen.

Was ist Freude, als das Gefühl der Vereinigung mit einem geliebten Gegenstande, der Mehrung seines Daseyns und Glückes? was ist Schmerz, als das Gefühl der Trennung von einem solchen, der Minderung seines Daseyns und Glückes? und umgekehrt in Beziehung auf den Haß. Wonach

strebt der Muth, worauf verzichtet die Verzagtheit, als nach beidem und auf beides?

Die Triebe der Liebe, welche sich auf Vereinigung mit dem Gegenstande der Liebe beziehn, sind Triebe der Selbstliebe. Die Triebe der Liebe, welche sich auf Mehrung von Daseyn und Glück eines geliebten Gegenstandes beziehn, sind Triebe echter Liebe.

Außerdem unterscheiden sich die ersteren Triebe, wesentlich durch die Art der Vereinigung, welche sie bezwecken; ob diese eine sinnliche oder geistige sey? Alle sinnlichen Triebe gehören unbedingt der Selbstliebe. Echte Liebe wird durch die Vorstellung vermittelt. Haß ist der Liebe abstoßender Puls.

Noch ein Trieb ist, der aus der allgemeinen Gleichheit der Geschöpfe, bei ihrer Sonderung entspringt, das Mitgefühl. Ein sympathetisches Leben der einen Kreatur im Daseyn der anderen. Ein Trieb, der nie die Heftigkeit der Liebe und des Hasses erreicht.

Liebe, Selbstliebe und Mitgefühl treffen, vielfältig wechselvoll, in den Trieben der Wesen zusammen, und bilden, sammt den Einflüssen der übrigen individuellen Art, der Schicksale letzterer auf deren Triebe; sammt den verschiedenartigen Anlässen und Gegenständen dieser, jene unendliche Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, worin die wei Gattungen der Triebe sich darstellen.

Man sollte nach dem Obigen vermuthen, daß echte Liebe dem männlichen Herzen eigenthümlicher wäre, als dem Herzen der Frauen, da sie durch Vorstellungen erzeugt wird, deren die überwiegende männliche Geistesstärke den Mann fähiger macht als das Weib: jedoch dem ist nicht so. Dem weiblichen Herzen wohnt eine ursprüngliche größere Fähigkeit echter Liebe bei, als dem Gemüth des Mannes; und diese Fähigkeit wird durch die Naturbestimmung der Frauen zum Muttersein, durch die, mit letzterer zusammenhängende vorzügliche Innigkeit der Gefühle der Blutsverwandtschaft beim Weibe, durch ein lebendigeres sympathetisches Gefühl desselben, als der Mann besitzt, vermehrt.

Die Triebe der Selbstliebe dagegen und des Hasses, sind viel schwächer im weiblichen, als im männlichen Gemüth. Ja, erstere erscheint, bei echt weiblichen Frauen, fast nur in der Gestalt des Mitgefühls.

Bei der Zartheit und Nachgibigkeit der weiblichen Organisation, haben die sinnlichen Triebe des Weibes weder die Gewalt noch die Heftigkeit der sinnlichen Triebe des Mannes, obgleich sie reger sind.

Die Frau hat mehr Lüsternheit, der Mann mehr Begier. Die Laster der Gefräßigkeit, des Trunkes, der Wollust, sind selten beim weiblichen Geschlecht, welches dagegen weichlicher und naschhafter als das männliche ist.

Der Geist nimmt bei den Frauen, schon wegen der allgemeinen Erregbarkeit ihres Wesens, einen Theil an der Sinnlichkeit, der baare oder rohe sinnliche Triebe ihnen fast unmöglich macht. Dieser ist zwar nur ein unvollkommener, ein Antheil der Phantasie und des Tactes; der aber, wenn er die Triebe auch nicht so unabhängig von der baaren Sinnlichkeit macht, als der Antheil von Erkenntniß und Urtheil, sie nichtsdestoweniger vergeistigt.

Die Unvollkommenheit jenes Antheils begleitet der Vortheil, daß die Frauen ihre sinnliche Befriedigung auch nicht leicht von den Zwecken losreißen, welche die Natur damit verknüpfte, und sie zum Zweck an sich erheben. In jenen Zwecken aber liegt eine Schranke der sinnlichen Begier: eine stärkere für den stärksten dieser Triebe, denjenigen, an welchen die Natur die Fortdauer der Gattungen knüpfte. Es verbindet sich damit in der Frau ein Verlangen der Belebung, der Erhaltung. Ist es ein Augenblick des Genusses, ist es der Augenblick eines entstehenden Daseyns, nach dem sie verlangt? Es liegt danebst in jenen Zwecken eine Regel der Ordnung des Lebens.

Die Süßigkeit der bewußtlosen Ruhe flieht, wenn der Schlaf den Körper gestärkt hat; ein tieferer Athemzug saugt die im Aether verbreiteten Düfte; das Bedürfniß der Nahrung tritt ein; Auge und Ohr fordern nach dessen Befriedigung die ihre;

das Gefühl erwacht, die Eindrücke zu vervollständigen, welche sie aufgenommen; und während sie, gesättigt von Strahlen, Farben, Bildern, Tönen und Lauten, Schatten und Stille und eine bewußtlose Ruhe verlangen, verarbeitend, was sie ihnen zugeführt, die höheren Kräfte des Wesens. Mit dieser natürlichen Folge der sinnlichen Befriedigung kommt die Folge der Tageszeiten überein, an deren Ordnung die Frauen viel mehr hängen, als der Mann, die ihr Geschäft leitet, während jener sie gern willkührlich verwirrt, und von den ihm eigenthümlichen Thätigkeiten des Geistes und bürgerlichen Thätigkeiten, oft genöthigt wird, es zu thun.

Dann verhüthet die geringe Gemeinschaft zwischen den Begriffen und sinnlichen Trieben im Weibe, auch die Vermengung des Begriffes mit der sinnlichen Begier; welche so oft bei Männern, und vorzüglich bei sehr geistvollen und zugleich sehr sinnlichen Männern waltet: die den natürlichen Reiz erhöht, unnatürliche Reize schafft, den natürlichen Abscheu unterdrückt; die das Seltene, das Seltsame, ja das Garstige, Begierden zum Grunde legt, welche, der Natur nach, nur die Schönheit erregen sollte; die das Verlangen der Liebe, aus Eitelkeit, Haß und Feindseligkeit erweckt.

Die im weiblichen Gemüth vorwaltenden Triebe der Liebe und Sympathie dienen außerdem der Sinnlichkeit der Frauen zur Schranke, wie Grundsätze der männlichen Sinnlichkeit zu einer solchen dienen.

Das Verlangen des Daseyns und Glückes der Gegenstände, wird sofort im weiblichen Herzen von der Begier ihres Genusses und Besitzes erregt. Es gesellt der Befriedigung letzterer, Bedingungen ihrer Unversehrtheit, ihres Glückes; es hält dem Verlangen nach dieser Befriedigung das Gleichgewicht; und wie persönlich belebt von sympathetischer Mitempfindung ihres Daseyns, stellt die Phantasie der Frauen, selbst die leblosen jener Gegenstände dar.

So thun sie Verzicht auf Bequemlichkeiten, Wollüste, welche sie durch Qual, Verderben, Anstrengung anderer Geschöpfe erkaufen müßten. So schonen sie bis auf das Pflanzenleben der Blume, die ihr Auge, ihren Geruch reizt, und opfern seiner Fortdauer gern einen Theil der Befriedigung beider. So lassen sie dem Vogel Lust und Freiheit des Waldes, dessen Gesang ihr Ohr im Kerker des Zimmers stündlich vergnügen würde, und tauschen gern die eigene Lust vieler Stunden, für einen veranlaßten Ruf der Freude und Freiheit.

Daher der dichterische Hauch, welcher die sinnlichen Triebe des Weibes zu umschleiern pflegt, die ihnen verschwisterte Empfindsamkeit.

Es gibt keinen sinnlichen Genuß, den die echte Frau, und nur von solcher ist überhaupt die Rede, nicht von den Abarten der Geschlechtsnatur, keinen sinnlichen Genuß, welchen sie durch fremdes Leid erkaufen wollte, welchen sie nicht mitzutheilen liebte, ihn mittheilend, erst wahrhaft genösse.

Auch mit dem Verlangen der Befriedigung des Triebes der physischen Fortpflanzung, verwebt in ihrer Brust sich das Verlangen der Befriedigung des geliebten Gegenstandes durch diese, überwiegt jenes, entkleidet es gleichsam der Persönlichkeit, und versittlicht es auf diese Weise.

Außerdem hat der Sinn der Vollkommenheit, der so starke in der weiblichen Seele, unendlich mehr Theil an der weiblichen Sinnlichkeit als an den sinnlichen Trieben des Mannes.

Wir haben gesehen, in wiefern mittelbar, indem er die Wahrnehmung der Frauen vorzugsweise auf schöne und würdige, auf solche Gegenstände richtet, die seiner Natur der Vollkommenheit entsprechen, sie vor den entgegengesetzten bewahrt. Aber auch unmittelbar hat er sie, indem er die Vereinigung der sinnlichen Befriedigung mit der Befriedigung des Geistes und Herzens, die echt menschliche fordert, und von baaren, oder rohen sinnlichen Begierden verletzt wird.

In der Theilnahme der sämmtlichen Vermögen des menschlichen Wesens am Verhältniß des Menschen zur Außenwelt, beruht die Menschlichkeit des letzteren. Ihr Ideal schließt keineswegs die sinnliche Befriedigung aus, wie eine Schwärmerei mißverstanden hat, welche den Ausdruck, Ideal, bei der Vernunft in Verrufenheit brachte; welche die Menschlichkeit zu erheben wähnt, indem sie sie verstümmelt.

Wie das lebhafteste und unmittelbarste, ist die Sinnlichkeit das geringste unserer Vermögen; doch auch sie ist göttlichen Ursprungs, ist schön und heilig.

Es gehört nicht zum Ideal der Menschlichkeit, daß die höheren, geistigen Kräfte letzterer jene verläugnen: sie sollen sie durchdringen, sich damit vereinigend sie veredeln. Ihre Befriedigung soll mit der Befriedigung jener verbunden, letztere ersterer untergeordnet seyn.

In keiner Beziehung fordert der Sinn der Vollkommenheit das erstere so unbedingt, als in Beziehung auf die sinnliche Befriedigung, bei welcher die Natur das letztere, wenigstens augenblicklich, versagte; ihn mit dem Opfer eines sinnlichen Genusses zu versöhnen, bei welchem das geistige Bewußtseyn in der sinnlichen Empfindung erlischt.

Nächst der natürlichen Zartheit und Lebendigkeit der physischen Triebe der Frauen; nächst deren Einfachheit, der Vereinigung derselben mit Phantasie, Liebe und Sympathie, dient die Stärke des Sinnes der Seele im weiblichen Wesen, der weiblichen Sinnlichkeit zu Regel und Schranke, gleich wie die überwiegende Kraft von Erkenntniß und Urtheil in der männlichen Vernunft, die Sinnlichkeit des Mannes beschränken und regeln.

Der Sinn kann bei den Frauen eine Raffinerie der Sinnlichkeit ähnlicher Art, als der Begriff beim Manne veranlaßt, erzeugen; welche let-

tere jene jedoch nicht wie diese, entwürdigt; sondern sie vergöttlicht, wenn ein solcher Ausdruck gebraucht werden darf.

Dem Sinne der Vollkommenheit thun schöne Gegenstände nicht genug, insofern sie nicht auch würdige sind; allein wohl überwiegt die Befriedigung, welche er durch körperliche Schönheit genießt, jene höhere Befriedigung, die geistige Vollkommenheit ihm gewähret. Das Gefühl derselben kann die Sinnlichkeit durchdringen, sie entzünden, sowohl als der Begriff; und dieß findet oft Statt bei den sinnlichen Trieben edeler Frauen. Sie lieben sinnlich der geistigen Vollkommenheit wegen auch das Garstige, wie es der Mann anderer Vorstellungen wegen liebt.

An sich zart, lind, rege, von Phantasie durchdrungen, vom Tact erhellt, durch keinen Stachel der Raffinerie gereizt, durch keinen Trieb der Selbstliebe concentrirt, durch Sympathie und Liebe vergeistigt, durch den Sinn verklärt, werden die sinnlichen Triebe der Frauen auch durch kein Entbehren gesteigert.

Ein leichter, einfacher, schonender Genuß des Schönen, ist überall verbreitet in der Schöpfung; er braucht nicht gesucht zu werden, wie die Befriedigung durch stärkere, künstliche Reize, welche die männliche Sinnlichkeit begehrt. Wo er nicht vorhanden wäre, reichte das bewegliche Combinations-

vermögen, reichten die geringen Mittel der weiblichen Kraft hin, ihn zu verschaffen; oder die Nachgibigkeit der weiblichen Organisation erleichterte dessen Entbehren.

So werden die sinnlichen Triebe den Frauen auch kein Anlaß zu Plänen, wie dem Manne; verflechten sich nicht in deren Treiben und Thun, wie im Treiben und Thun desselben; und bedürfen auch aus diesem Grunde der Erleuchtung und Regel der Denkkraft weniger, als die männliche Sinnlichkeit deren bedarf.

Eher, als zur Schranke der Begier, bedürfte die Frau jener, einen Zustand zu verhüthen, der an sich nicht unsittlich ist; aber dennoch das Wesen in Schwachheit verschleift; und zu welchem ein Anlaß in der Zartheit, Erregbarkeit und dem Zusammenhange der Kräfte im weiblichen Wesen liegt: ein Auflösen nämlich, in leichten sinnlichen Genüssen, Mitempfinden, Mittheilen, das den Nerv der Vernunft und Seele lähmt, und nur zu häufig, bei recht gutartigen Frauen, angetroffen wird.

Aus allem Gesagten geht übrigens hervor, wie nothwendig dem Weibe die Weiblichkeit sey, in deren Eigenschaften ihre Vernunft und Menschlichkeit beruht. Der Vorwurf der Unweiblichkeit rechtfertiget allerdings die Verwerfung der Frau, die er trifft; doch muß man ihn recht verstehen.

Er kann sich nicht auf den Besitz männlicher,

er kann sich nur auf das Entbehren der wesentlichen Eigenschaften der Weiblichkeit gründen. Eine Frau kann männlich seyn an Geistesstärke, an Bestimmung der Neigungen und des Willens durch den Geist, an Stärke des Willens, sogar an physischer Stärke; und doch echt weiblich an Zartheit, Erregbarkeit, Nachgibigkeit, an Phantasie, an Gewandtheit, an Liebe, Sympathie und Sinn.

Gewinnen, in den Augen des anderen Geschlechtes, wird die Frau nie sonderlich durch männliche Vorzüge. Ihre höchste Stärke im Weibe erreicht deren höchste Stärke im Manne nicht, und dient ihrer geringeren Stärke bei demselben wie zum Vorwurf.

Hinsichtlich der Triebe, die sich auf Vorstellungen beziehen, ist der Ersatz nicht so vollständig, welcher in den übrigen Eigenschaften des weiblichen Wesens, für die, demselben mangelnde Geisteskraft liegt.

Die Liebe an sich ist würdig und schön; allen edeln Affecten verwandt, bedarf sie weniger der Regel, als Selbstliebe und Haß; allein sie kann ihrer nicht durchaus, sie kann der Erleuchtung so wenig, als jene beiden entbehren; denn sie ist der Entwürdigung fähig, durch die Gegenstände, auf welche sie sich bezieht, wie jene dadurch geadelt werden können.

Es liegt ein theilweiser Ersatz für die Erleuchtung der weiblichen Liebe durch die Erkenntniß, in

der Schönheit und Würdigkeit der Gegenstände, woran der Sinn der Vollkommenheit die weibliche Wahrnehmung kettet, auf welche vorzugsweise die Liebe der Frauen sich bezieht.

Es liegt ein theilweiser Ersatz dafür in dem Tact des weiblichen Geistes, welchen das Verlangen nach Klarheit und Wahrheit der Vorstellungen erhöht; das nach durch die Gegenstände erregten Triebe, in Bezug auf die Vorstellungen ersterer, nicht ruht, das in Bezug auf die Vorstellung des Triebes selbst nicht ruht; um so weniger in dieser letzteren Beziehung, als Triebe dem Menschen inniger verwandt, denn Vorstellungen, er selbst, wenn jene nur Etwas in ihm, sind.

Aber jedes vorwaltende menschliche Vermögen ordnet die Thätigkeiten der übrigen Vermögen seiner Thätigkeit bei; verstärkt sie durch seine Kraft, oder lähmt sie, insofern sie nicht mit ihm zu vereinbaren sind.

So lenkt das, in der weiblichen Vernunft überwiegende Gemüth, den Geist der Frauen ab, von Erkenntniß der Dinge, die seine Triebe erregt, lenkt ihn ab von der Erkenntniß seiner Triebe selbst, sobald deren Existenz dadurch bedrohet wird, und richtet ihn auf deren Erhaltung und Befriedigung. Zumal aber geschieht dieß in Hinsicht der Triebe des Mitgefühls und der Liebe, der vorwaltenden in der weiblichen Brust.

Mittelst einseitiger Wahrnehmungen und daherrührender falscher Urtheile, mittelst Trugschlüsse, mittelst verschönernder Spiegelfechtereien, müssen ihre Beobachtung, ihr Witz, ihre Phantasie, einen erregten Trieb rechtfertigen, erhalten. Ihr reges Combinationsvermögen verwenden sie zur Befriedigung ihrer Triebe.

Sie zerfallen mit Erkenntniß und Urtheil an sich: sie scheuen, hassen sie, als etwas Hartes, Feindseliges: und aus Mangel an natürlicher Stärke entbehrt ihr Geist auch die Stärke durch Uebung. Ungleich werden dessen ungleichartige Fähigkeiten entwickelt; oder, in falschen Richtungen, zu Fehlern. Die Regsamkeit ihrer Combination wird ein Anlaß zur List; ihre Phantasiestärke zur Phantasterei.

Die Stärke des idealen Sinnes der weiblichen Seele kann, wenigstens jenes erstere, nicht hindern. Auch der Sinn wird von den stärkeren Naturvermögen unterdrückt, deren Thätigkeit er seine Wirksamkeit nicht einen kann. Der Sturm eines heftigen Gemüthes, einer entbrannten Sinnlichkeit, übertäubt seine leisen, ewigen Mahnungen; der Witz blendet, die Phantasie schmeichelt ihn zur Unthätigkeit; und um so leichter, wenn es ein Trieb liebevoller Art ist, den jene rügen würden, da die Art der Liebe diesem Sinne entspricht.

Außerdem wird derselbe noch so wenig bei der Erziehung berücksichtiget; vom Leben mehr unter=

drückt, als entwickelt; und endlich wirkt er Vollkommenheit nur durch das Bewußtseyn, das Verlangen der Vollkommenheit, welche einzig die Erkenntniß rechtfertigen kann, insofern sie nicht durch den seligen Frieden gerechtfertiget sind, der ihre Genugthuung begleitet.

Vielfach, wenn ein schöner Gegenstand, der nicht zugleich ein würdiger ist, durch den Eindruck seiner Schönheit, Liebe in Sinnen und Gemüth der Frauen entzündet, besitzen Erkenntniß und Urtheil nicht hinlängliche Gewalt, einen solchen Trieb zu unterdrücken, gleichsam zwischen den Gegenstand, der ihn erregt, und den Gegenstand, der ihn empfindet, zu treten.

Die Selbstempfindung des letzteren verschmilzt mit der Empfindung des Wesens von jenem, die Vorstellung seines eigenen Daseyns und Glückes mit der Vorstellung von dessen Daseyn und Glück.

Es tritt eine Identität ein, des Wesens des einen, mit dem Wesen des andern, wobei dieses gleichsam die Stelle von jenem ersetzt, sein Geist ihm Gedanken, sein Gefühl Empfindungen, sein Wille Thaten verleiht. Und diese, an sich so schöne Fähigkeit der Liebe, wird Anlaß zur Entwürdigung eben der Frauen, welche im höchsten Grade ihrer Stärke, Anlage besaßen, die Zierden ihres Geschlechtes zu seyn; wenn sie nicht lernten, Tact und Sinn sofort bei jedem Eindruck zu

befragen; und billigen diese nicht den Gegenstand, der den Eindruck erregt, ihn meiden, was er auch für sich haben möge.

So gingen Maria von Schottland und Johanna die Erste von Neapel zu Grunde, so mögen unzählige Frauen zu Grunde gehen, und zu Grunde gegangen seyn, deren Schicksal, minderer Glanz ihrer Lage, der Kenntniß entzieht.

Ist dagegen der Gegenstand, welcher solche Liebe einer Frau erregte, ein würdiger, liegt auch gleichermaßen eine Verstärkung der edeln Gedanken und Gefühle derselben in dessen Gedanken und Gefühlen, eine Regel ihres liebevollen Triebes in seiner Vorstellung von seinem Daseyn und Glück; erhält das weibliche Daseyn durch solche Liebe eine Einheit, eine Seligkeit, deren das männliche, auch das gewaltigste, beglückteste und beßte, nicht fähig ist.

Der Frau genügt es, ihr Leben auf ein geliebtes Leben zu beziehen; alle Verhältnisse ihres Schicksals können Ursprung haben in einem solchen Triebe und Ziel. Die physische, die Stärke des Geistes und Willens des Mannes, machen es ihm unmöglich, sich auf einen so engen Kreis zu beschränken, als ein einzelnes menschliches Daseyn, sey's das geliebteste, ist. Seine Selbstliebe macht es ihm unmöglich, eine andere Persönlichkeit gleich-

sam zur Achse seiner eigenen Existenz zu erheben: sich selbst muß er zum Mittelpunkt eines umfassenden Gebietes von Erscheinungen setzen, deren Ungleichartigkeit und Wechsel ihr Gepräge seinen Tagen, wenigstens vorübergehend mittheilen werden.

Und sey der erwähnte weibliche Trieb auch nicht von den Umständen begünstiget: er bleibt ein Quell des Entzückens dem Herzen, aus dem er entsprang.

Der Uebergang ist leicht und natürlich von der Liebe des trefflichen Gegenstandes zur Liebe der Trefflichkeit selbst, und von ihr kann nichts trennen, als eigener Wille und eigene Schuld.

Einer anderen Entartung, als die erwähnte, die aus Mangel an Erleuchtung über den Gegenstand eines Triebes herrührt, unterliegt die weibliche Liebe, aus Mangel an Erleuchtung über ihre eigene Art.

Bei gemeinschaftlichen Interessen, inniger Verbindung mit den Gegenständen, auf welche sie sich bezieht, artet die Liebe der Frauen leicht in Selbstliebe aus; in einen verkappten Egoismus, der schonungsloser und scheueloser als der wirkliche, der mit der Begeisterung der Liebe verfährt. Sie mehren im Glück ihrer Gatten, Kinder, Aeltern, Geschwister, Freunde, nur ihr eigenes Glück; unbekümmert um die Empfindungen und Vorstellungen der letzteren von jenem, und ganz vergessen des Glückes der übrigen Welt.

Der verkehrten Aeußerungen der Liebe bei den Frauen, aus Mangel an hinlänglicher Erkenntniß der Wirkungen derselben, der sogenannten Affenliebe, soll nur, der Vollständigkeit wegen, hier Erwähnung geschehen; es ist alles darüber und dawider gesagt.

Ein größerer Wechsel der Triebe, als im männlichen Gemüth, findet, ob des Mangels an Ueberwiegen der Geisteskraft in der Vernunft der Frauen, im Herzen der Frauen nicht Statt.

An gewisse Gegenstände der Zärtlichkeit sind sie mittelst der innigeren Stärke der Gefühle der Blutsverwandtschaft, die bei ihnen mit ihrer Naturbestimmung zum Mutterseyn zusammenhängt, wie mit Banden physischer Nothwendigkeit, gefesselt. Auch den Trieben ihres Herzens, die sich auf Eindrücke, Bilder, Vorstellungen beziehen, gewährt die reiche, individuelle und tiefe Wirkung des Eindrucks auf ihre zarte, erregbare und nachgiebige Organisation, eine Individualität des Charakters, eine Innigkeit, wobei die Züge derselben sich mit dem Bilde ihres Innern vermengen, durch das Bild ihres Lebens gehen; und jeder neue Eindruck, jeder später erweckte Trieb, solchen Trieben untergeordnet bleibt, keine Macht hat sie zu verdrängen, wenn schon sie nicht durch Grundsätze erhalten werden.

In der Liebe selbst, der Leidenschaft des Daseyns und Glückes Anderer, liegt endlich eine Scheu

der Minderung beider, durch ihre eigene Minderung, durch ihr Ziel, welche den Frauen Anlaß zu ihrer Erhaltung, zur Vermeidung dessen ist, was ihre Liebe mindern, ihr ein Ziel setzen könnte.

Ein Antrieb zum Gleichen ist in der idealen Seelenstärke des Geschlechtes enthalten: da Treue, Einheit der Empfindungen, dem Sinne der Vollkommenheit so ganz entspricht.

Sofern jeglicher Eindruck die weibliche Brust unmittelbarer, schneller, lebhafter als die Brust des Mannes bewegt; Alles, so zu sagen, im Weibe zum Triebe wird, wie im Manne zum Begriff; in Rücksicht der Stimmungen, die unvollkommene Zustände sind, flüchtig erregt auch flüchtig verhallen; auch in Rücksicht tieferer sympathetischer Gefühle, welche, unmittelbar auf einander von verschiedenartigen Erscheinungen erregt, das weibliche Herz oft ungleichartig erschüttern; endlich in Rücksicht der Triebe des Hasses: findet ein größerer Wechsel der Triebe im weiblichen, als im Gemüth des Mannes Statt.

Der Haß der Frauen ist wandelbar. Er weicht unzulänglichen Gründen, auch im Herzen der Frau, deren Geist die Unzulänglichkeit solcher Gründe durchschaut: sie werden durch die natürliche Kraft der Liebe im Weibe unterstützt.

In allen obigen Beziehungen hat der bekannte, oft wiederholte Vorwurf Gültigkeit, den Franz

der Erste von Frankreich dem Frauengeschlecht gemacht: »souvent femme varie, malheur à qu'i s'i fie!«

Ja, freimüthig zugegeben, daß Erkenntniß und Urtheil nicht genug, nicht so viel als beim Manne beitragen, die Triebe im Gemüth der Frauen zu erhalten: so ist der Wechsel derselben darum doch nicht größer bei dem einen, als bei dem andern Geschlecht. Dem Manne ist die Selbstliebe Anlaß zu einem Wechsel der Triebe, von welchem das weibliche Herz nichts weiß; der jenem nur weniger zum Vorwurf gemacht wird, weil er einen willkührlicheren Charakter, als der gewöhnliche Anlaß des Wechsels der Triebe bei den Frauen, besitzt, eine Consequenz, wenn auch schlechter Art.

Bezieht ein Trieb sich auf einen vollkommenen Gegenstand, auf den Begriff einer Vollkommenheit; ist er an sich stark, innig, gerecht, geregelt, dauernd, wirksam: so heißt er ideal.

Ideale Triebe sind selten beim menschlichen Geschlecht. Der vollkommenen Gegenstände gibt es wenige sie zu erregen; durch den Begriff einer Vollkommenheit entzündet zu werden, bedarf es einer eben so seltenen abstracten Kraft des Geistes und der Empfindung; die Triebe subjectiv vollkommen zu empfinden ist nur seltenen Gemüthern verliehen.

Die idealen Triebe der Frauen beziehen sich

mehr auf Gegenstände, auf den Begriff der Schönheit; die idealen Triebe des Mannes auf Begriffe abstracter Vollkommenheit. Beim Weibe kommen die Triebe der Blutsverwandtschaft und der Geschlechtsliebe; beim Manne die Liebe der Wissenschaft und Wahrheit, die Freundschaft, öfter in idealer Vollkommenheit vor. Die höchsten Beispiele idealer Kindesliebe, Geschwisterliebe, Aelternliebe, Gattenliebe, idealer Liebe der Schönheit, gehören dem weiblichen Geschlecht. Die höchsten Beispiele idealer Freundschaft, idealer Liebe der Wahrheit und Erkenntniß, dem männlichen. Zwei Triebe erscheinen gleich häufig in gleicher idealer Kraft bei beiden Geschlechtern, die Liebe Gottes, und die Liebe des Vaterlandes.

Fanatismus ist der gewöhnliche Begleiter der dem Begriffe mehr verwandten Triebe in der weiblichen Brust; zumal wenn der Begriff, auf den sie sich beziehen, ein idealer ist, oder den Frauen dafür gilt.

Mit richtigem Bewußtseyn, daß die Idee dem Menschen das Höchste sey, haben sie selbst, fordern sie von Andern, unbedingte Hingebung an was ihnen ideal erscheint, ohne ihre eigenen Rechte und die Rechte der übrigen Personen und Dinge im Vergleich zu dessen Rechten gehörig zu würdigen, selbst ohne sich deren Prüfung zu erlauben. In solchen Fällen, wo das Opfer an die Idee, der von ihr

Entflammten nicht Opfer dünkt, sondern Gewinn, kann die Liebe den Frauen Anlaß werden, zu Haß und Grausamkeit, wenn nicht Einsicht des geliebten Gegenstandes über, und Mitgefühl desselben für die Opfer, wodurch sein Daseyn und Glück gemehrt werden soll, die Einsicht und Mitempfindung des Liebenden ersetzt; was nie der Fall seyn kann bei Meinung und Lehre, die selber fühllos sind.

Da die Frauen in der Regel nicht fähig sind, einen klaren und vollständigen idealen Begriff zu bilden. Das Verhältniß eines solchen zur Wirklichkeit zu erkennen: sind sie auch nicht fähig, ihre idealen Triebe zu rechtfertigen; die Möglichkeit der Verwirklichung idealer Vorstellungen, unter gegebenen Verhältnissen, die Verwerflichkeit und Ueberflüssigkeit desjenigen zu beweisen, was jener Möglichkeit entgegentritt.

Sie geben statt des Beweises den Ausdruck ihrer Empfindung davon; sie ist in ihrem Herzen, ihres Bewußtseyns davon; es ist in ihrer Seele das Bild einer verwirklichten idealen Vorstellung; ihre Phantasie stellt es dar: sie rühren, sie erschüttern, sie reißen hin; sie überführen nicht.

Wie unfähig des Beweises, sind sie auch unzugänglich der Widerlegung. Sie haben das Bewußtseyn, daß nichts Geringeres gegen etwas Höheres behauptet werden dürfe, in ihrer Seele; und durchschauen den nothwendigen Zusammenhang der

Erhaltung eines Geringern und des Opfers eines Höheren, zur Entstehung des Allerhöchsten, der bei gegebenen Verhältnissen oft Statt findet, nicht mit gleicher Kraft als sie jenes Bewußtseyn hegen. Sie umfassen inniger das Ideal dem die Opfer versagt werden, welche dessen Verwirklichung erforderte; hassen eifrig das dawider behauptete Geringere, durch die Kräfte, die ihnen eigen sind, die Waffen zu ersetzen, die ihnen zum Siege oder zur Vertheidigung fehlen, und scheinen eigensinnig, indem sie standhaft sind.

Dem weiblichen Willen ertheilt die liebende Kraft des Frauengemüthes, die Stärke des Sinnes der weiblichen Seele, eine mittelbare Kraft, welche es oft der männlichen Willensstärke gleich thut, oft diese überflügelt; doch mit der Ursach dahin ist, deren Wirkung sie war, und immer einen mehr passiven Charakter behält.

Von rohen, regellosen Trieben erzeugt, stellt diese sich als Frechheit oder Uebergebenheit dar. Aus vernünftigen, oder gar aus idealen Trieben entsprossen, als Festigkeit und Schwung; der das Geschlecht, das wegen seiner Gebrechlichkeit, Zartheit, Erregbarkeit, dem Vorherrschen der Empfindung in seiner Vernunft, seiner innigeren Empfindung der Gefühle der Blutsverwandtschaft, wegen aller Eigenthümlichkeiten seines Wesens, fester an die Außenwelt gekettet scheint als der Mann, freier von

deren Banden erhebt, als dieser davon sich loszureißen vermag.

So boten, um Zeugniß für die christliche Lehre abzulegen, Jungfrauen allen Wonnen des Lebens, allen Schrecken des Todes trotz. Die, von Leidenschaft hoffnungsvoller Liebe beflügelte, allen rechtmäßigen Genüssen des Lebens entgegendringende Erwartung der Jugend; der Anblick, die Empfindung, das Uebermaß der Qual, waren nicht so stark als der Schwung ihres Willens für die Lehre der menschlichsten Vollkommenheit und der vollkommensten Menschlichkeit.

So drang die Jungfrau von Orleans, ohne zu tödten, ohne zu zagen vor dem Tode, in den Feind, dem die Männer wichen; rief, als das Blut einer Wunde entströmte, aus der sie selbst den Schafft gerissen: »es ist nicht Blut, das aus meiner Wunde strömt, sondern Ruhm!« und kehrte zurück in die Schauer der Pfeile.

So ging das zarteste Weib, Charlotte Corday, dem Grausen des Mordes, dem Grausen des Todes entgegen, das Liebevollste, gegen Rath und Beistand der Liebe verschlossen in sich selbst mit der Kraft, die es führte, der Idee ihres, von der Tyrannei eines Bösewichts befreiten Vaterlandes.

Der Größe der Interessen, welche eine Frau, beseelt von idealer Empfindung zu umfassen vermag, scheint das Interesse derselben Frau an Geringfügig-

keiten entgegengesetzt. Theils verleiht die Stärke der Sympathie und Liebe des weiblichen Gemüthes dem Geringfügigen eine beziehungsweise Wichtigkeit; theils entlehnt es eine solche aus dem raschen, beweglichen Combinationsvermögen des weiblichen Geistes, das an eine Vorstellung im Augenblick, die nächste und folgende kettet; überhaupt, aus dem innigen Zusammenhang, der Kräfte im weiblichen Wesen.

Der objectiven, kalten Auffassung des Mannes, seiner geringeren Zärtlichkeit, der minderen Hurtigkeit und Beweglichkeit seines Combinationsvermögens, ist jene beziehungsweise Wichtigkeit des Unbedeutenden fremd.

Der Mann ist selbstständiger und selbstbestimmter, folgerechter, gewaltiger, als das Weib; aber das Weib ist zarter, lebendiger, inniger, liebevoller, als der Mann, und wie von einem Instinct göttlicher Natur beseelt.

Entwickelung der Verhältnisse der Frauen, die Zeitalter hindurch.

I.

Verhältniß der Frauen bei den wilden Völkern.

Bei Völkern und Nationen finden wir, in Gemäßheit ihres verschiedenen Nationalcharakters

und der Stufe der Bildung, auf welcher jede einzelne erscheint, den Standpunkt und die Beziehungen der Frauen auf richtige, doch rohe und einseitige Wahrnehmungen von der geschlechtlichen Eigenthümlichkeit der weiblichen Art gegründet.

In den verschiedenen Lagen und Verhältnissen, worin die Frauen bei den wilden Völkern leben, erscheint gleichsam ein grobes Schema von denen, worin sie sich unter Nationen befinden, deren bürgerliche Einrichtungen, die überhaupt, entwickelter sind.

Unter gewaltthätigen, trägen, wilden Völkern, bürdet die überlegene physische Kraft des männlichen Geschlechtes dem weiblichen alle Last der Arbeit auf, und behandelt dasselbe mit empörender Grausamkeit, wie z. B. unter den nordamerikanischen Völkerschaften in der Nähe des Nordpols *).

Bei wilden Völkern von milderem Charakter, unter gemäßigteren Himmelsstrichen, finden sich die Frauen in einem der Gleichheit näherem Verhältnisse zum Mann; das jedoch, wegen der Rohheit der Bedürfnisse, welchen die menschliche Thätigkeit daselbst zu genügen hat, ein sehr untergeordnetes bleibt.

Auf den Osterinseln herrscht die seltsame Ein-

*) S. Hearnes Reise nach der Hudsonsbay.

richtung, daß die Geschlechter an sich und nach den verschiedenen Abstufungen des Lebensalters gesondert wohnen und leben *). Das bürgerliche Leben stützt sich dort, wie in den ältesten Zeiten Griechenlands, nicht auf Haus und Ehe; doch ist die Sorge für die Kindheit, die Leitung der ersten Jugend, vom Gemeinwesen dem weiblichen Geschlecht vertraut.

Bei einem Volksstamm, der die paropamisische Gebirgskette bewohnt, den Hasarern, behandelt der Mann den Ehebruch seines Weibes mit einsichtsvoller Ehrerbietung. Das Volk ist so albern, daß es den Sultan von Kabul, unter dessen Oberherrschaft es steht, für so hoch hält, als den Thurm eines Schlosses **).

Sind wilde Völker sinnlich dem Vergnügen ergeben und leichtsinnig so ist die weibliche Schönheit bei ihnen ein Gegenstand der ausgelassensten Begier, wie dieß in Otahaite der Fall war, wo es Gesellschaften des Ehebruchs gab, bevor die christliche Lehre daselbst Einfluß gewann.

Sind sie sinnlich und von roher Gemüthsart,

---

*) La Peyrouse.

**) Geschichte der englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul im Jahre 1808 von Mountstuart-Elphinstone. Weimar. 1817. B. 2. §. 2. S. 242.

so blüht und schwindet unter ihnen mit Jugend und Schönheit für die Frau ein Augenblick häuslicher Gewalt, dem die härteste Sklaverei folgt; oder, wenn ein Zug von Wohlwollen und Mäßigung ihre Sinnlichkeit begleitet, ein glückliches Daseyn, wie bei Grönländern und Kammtschadalen *).

Im Allgemeineu wird die physische Stärke um so höher geschätzt, als die Bedürfnisse roher sind; wird die Naturbestimmung zu Muttersein um so weniger geachtet, als auf einer niedrigeren Stufe vernünftiger Cultur der Mensch als Mensch weniger werth ist; gelten Sittlichkeit und Sinn am meisten bei den cultivirtesten und edelsten Nationen: hienach richten sich Lage und Verhältnisse der Frauen unter allen Nationen.

II.

Verhältniß der Frauen unter der Stamm- und despotischen Verfassung.

Die Stammverfassung der älteren Völker im Orient, berücksichtigte aus einem besonderen Grunde die Naturbestimmung der Frau zur Mutter-

*) Historisches Gemählde der Lage und des Zustandes des weiblichen Geschlechtes rc. von J. J. Abel. Leipzig. 1803. B. 1. S. 5 — 9.

schaft; weil ein Stamm, wie an Zahl, so an Macht wuchs. Hiemit hing ein gewisses Ansehn des weiblichen Geschlechtes, hing die Vielweiberei zusammen, welche unter Verhältnissen, wie die der asiatischen Nomadenhorden, bei Völkern, welche dem Naturzustande nahe stehn, die Bevölkerung mehrt, wie sie dieselbe bei entwickelteren bürgerlichen Verhältnissen unterdrücken mag.

Unter den Israeliten war die unfruchtbare Frau schmachvollen Gebräuchen unterworfen. Sie ließ das Kind der gebährenden Sklavin auf ihren Schooß sinken und machte es zu ihrem eigenen. Der ehelose Bruder oder nächste Blutsfreund war genöthigt sich der kinderlosen Witwe des gestorbenen Bruders oder Blutsfreundes zu vermählen, dessen Stamm fortzusetzen. Das alte Testament ist voll von solchen Beispielen. Das letzte Gesetz herrscht noch ungefähr auf derselben Stelle der Erde, bei den Afghanen, die ihre Abkunft von den Israeliten herschreiben *).

Die Vielweiberei unterdrückte im Allgemeinen das Ansehen, welches dem weiblichen Geschlecht bei den alten Völkern im Orient durch das Muttersein zuwuchs; in einzelnen Fällen erhielt jenes das An-

*) Elphinstones Geschichte 2c. Band 1. C. 3. S. 283.

sehn des Stammhauptes. Es verschaffte gewissen Frauen, dessen Mutter, dessen Schwestern seiner vorzüglich geliebten Gemahlin, Achtung und Gewicht der einzelnen Ehefrau.

Im Orient hat sich wenig verändert. Die mahomedanische Religion verwandelte nichts in Bezug auf die Verhältnisse beider Geschlechter. Unter der aus der Stammverfassung hervorgegangenen despotischen, unterdrückten und erhielten nach wie vor die obenerwähnten Gründe die Achtung des weiblichen Geschlechtes; und die Geschichte zeigt uns die Frauen unter den Patriarchen, Königen, Caliphen, Schachs, Sultanen, stets in denselben Verhältnissen der Erhebung durch das Muttersehn, der Erniedrigung durch die Vielweiberei; in einer bevorrechteten Lage durch jene; aber im Fall, dieselbe wider verderbte, feindselige, nahe Umgebungen vertheidigen zu müssen; dieß Letztere nur mittelst der zweifelhaften Anhänglichkeit eines davon so abhängigen, schwachen Individuums zu vermögen, als die orientalischen Despoten in der Regel waren; und sonach genöthiget zu allen Künsten der List, ja zu Gewaltthätigkeiten.

III.

Verhältniß der Frauen unter einigen andern Verfassungen des orientalischen Alterthums.

Unter andern Völkern Asiens, bei denen die Stammverfassung nicht in eine, auf Waffengewalt beruhende Despotie überging: finden wir die Lage der Frauen von der, zu welcher die Eigenthümlichkeiten ihrer Geschlechtsnatur sie bestimmen, noch mehr abweichend. Sinnlichkeit und Habsucht und sittliche Rohheit wirken hier, die letztern in ihrem edelsten Wesen zu verletzen.

Die handeltreibenden Babylonier gaben Reiz und Keuschheit ihrer eingeborenen Jungfrauen preis den Fremden zur Lockspeise *).

Bei den Chinesen ist die weibliche Schönheit ein Gegenstand so zügelloser Begier, daß es für einen hohen Grad von Enthaltsamkeit bei ihnen gilt, wenn ein Mann dem zufällig allein getroffenen Weibe keine Gewalt thut **).

Unter den Indianern genießt die dem Manne zuerst vermählte Frau die Vorrechte der einzelnen Ehefrau. Dessen ohnerachtet und ohnerachtet der weiblichen Gottheiten, deren Dienst ihre phantasie-

*) Heerens Ideen über Handel und Verkehr der alten Welt.
**) Montesquieu, Esprit des loix. T. II. L. XIV. c. 8. in der Note.

volle und phantastische Religion ihnen auferlegt, wird bei ihnen doch das weibliche Geschlecht auf einer viel niedrigeren Stufe als das männliche Geschlecht gehalten. Alle Beschwer der Arbeit ist jenem auferlegt. Die Frau besitzt ihre Bedeutsamkeit so lediglich mittelst ihres Gatten, daß die ihn überlebende Frau gezwungen ist, sich demselben im Tode zu gesellen.

Gleichwohl findet man auch unter den letzteren Nationen Beispiele einer, auf individuelle persönliche Gleichstellung gegründeten Liebe zwischen beiden Geschlechtern. Von Individuen wie von Nationen, wird das Weib um so höher gehalten, als eine stärkere Empfindung, eine hellere Erkenntniß der menschlichen Würde sie beseelt; und dieß beruht von Seiten des Mannes nicht lediglich auf Großmuth, wie Kant behaupten will *).

IV.

Verhältnisse der Frauen bei den Griechen.

Den Uebergang von den Verhältnissen der Orientalen zu denen die sich in Europa bildeten, trifft man bei den Griechen.

*) Ueber das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Riga, 1771. S. 81.

Auch unter ihnen herrschte in den ältesten Zeiten allgemein die Vielweiberei; zugleich war eine Frau nach vorzugsweisen Ansehen der von ihr geborenen Kinder, die Ehefrau. Rücksicht auf die Herkunft wirkte dabei in höherem Grade, als bei den Orientalen: sie erstreckt sich so weit, daß die Sklaverei ihr keinen Eintrag thut. Pyrrhus erhebt Andromache, die Gemahlin des gefallenen Hector, seine kriegsgefangene Sklavin, zu seiner Königin.

Sobald nach der Rückkehr der Heracliden die monarchische Regierungsform im Peloponnes der democratischen wich; der Antheil von der Herrschaft ein Gemeingut der Bürger wurde, und somit Bedeutsamkeit und Selbstgefühl des Einzelnen wuchsen, verschwindet die Vielweiberei unter den Griechen. Dennoch lebten die griechischen Frauen streng gesondert vom männlichen Geschlecht, in einem eigenen Theil des Hauses, in einer Lage, welche sich von der Lage der Frauen in den despotischen Staaten des Orientes nur dadurch wesentlich unterschied, daß die Gynacäen zwar abgesonderte doch nicht gesperrte Gemächer waren wie die Harems; daß den Griechinnen der Verkehr mit ihren Brüdern und mit ihren männlichen nächsten Blutsverwandten erlaubt war; daß sie, auch mit unverhülltem Antlitz öffentlich erscheinen durften.

Vom Gesetz wurden sie als durchaus abhängig

vom Manne betrachtet; so sehr, daß jenes in dem cultivirtesten der griechischen Staaten, in Athen, als des Bürgers nähere Pflicht erklärte, seines Mitbürgers fahrende Habe, als Leib und Ehre von dessen Gattin zu beschirmen *).

Auch der Tod des Gatten endete nicht die Abhängigkeit der griechischen Frau. Sie ging aus der Vormundschaft von jenem über in die Vormundschaft ihres Sohnes **).

Doch war die Ehe hoch bei ihnen gehalten. Eine zweite Ehe des verwitweten Mannes oder der verwitweten Frau dünkte in den älteren Zeiten schmählig für den Einen, wie für die Andern ***); in den ältesten gab es kein Beispiel des letzten Falles ****).

Auf die erste physische Erziehung der Kinder, auch der Söhne, auf die Sorge für den Hausstand, beschränkte sich der Wirkungskreis des Weibes in Griechenland.

Bei den Lacädemoniern gewannen die Frauen durch die Gesetze Lykurgs eigenthümliche bürgerliche Ehren, unabhängig von denen des männlichen Geschlechtes.

---

*) S. Gillies history of ancient Greece its Colonies and conquets etc. Basil. 1790. V. II. c. XIII. p. 289.

**) Les femmes, leur condition etc. par Jos. Alex. de Ségur. Paris et Hambourg. 1803.

***) S. Gillies etc. V. II. c. II. p. 73.

****) Hippel über die Ehe. 1793. C. 8. S. 454.

Sie übten einen Einfluß auf das Gemeinwesen, wie ihn seitdem kein Staat dem Geschlechte gestattet hat. Beides ward, ganz wie ihr Ansehn im Orient, nur ihrer Naturbestimmung zum Mutterseyn vergönnt. Es gründete sich keineswegs auf Erkenntniß der Eigenthümlichkeiten ihrer Geschlechtsnatur überhaupt; sondern auf die richtigen Schlüsse, daß ein freies und kräftiges Weib die Mutter eines tüchtigen Bürgers seyn wird; und daß tüchtige Bürger allein das Gedeihen und die Fortdauer eines Gemeinwesens sichern.

Das, die Weiblichkeit in ihrem tiefsten Wesen verletzende, Gesetz eben jenes Gesetzgebers, welches die, durch Schönheit und Rüstigkeit vorzüglich ausgezeichnete Vermählte eines spartanischen Bürgers, einem andern, durch dieselben Eigenschaften ausgezeichneten Bürger, welcher nicht ihr Gatte war, zur Umarmung preis gab, damit sie dem Staate vorzügliche Mitglieder erzeugten, wäre ein Beweis für das Obige, wenn die Zeit an sich es nicht wäre, in welcher Lykurg gelebt.

Der Keim beider Gesetze trug Frucht in dem Leben des Volkes, das sie beherrschten; die Gemahlin des edelsten Königs der Spartaner, des Leonidas, gab einer Griechin, welche zu ihr sagte: »Ihr Lacädemonierinnen herrscht über Eure Männer!« die großherzige und geistreiche Antwort: »dafür gebähren wir

auch Männer!« *) Timäa, die Gemahlin des Agis, eines andern spartanischen Königs, prunkte mit der Mutterschaft eines Bastards vom Alcibiades **).

Bei den Samniten, die von den Lacädemoniern abstammten, herrschte der Gebrauch, daß die Wahl einer Gattin aus allen Jungfrauen des Gemeinwesens die Tugend des Jünglings belohnte ***), welchen dieses für den Vorzüglichsten erklärte. Ein Brauch, welcher die Frauen erniedrigt, indem er sie zu ehren scheint. Schönheit und Tugend der Frau sollen die Vergeltung männlicher Trefflichkeit seyn; doch nur die jene besitzt, kann über diesen Lohn verfügen; kein Gemeinwesen, wenn es ihn nicht herabwürdigen will.

Es ist eine wohlthuende Erscheinung, wahrzunehmen, wie die Achtung des weiblichen Geschlechtes, der demselben ob seiner Geschlechtseigenthümlichkeit gewährte Antheil an der bürgerlichen Existenz, in gleichem Maße mit den Fortschritten der Cultur, zumal der sittlichen Cultur, sich ausbreiten.

Wenn man die Fortschritte jener in Bezug auf die vermehrte Wirksamkeit sittlicher Empfindungen und Vorstellungen als Motive der Handlungen be-

*) Millots Universalhistorie alter, mittlerer und neuerer Zeiten.

**) Gillies history etc. T. III. c. XXI. p. 159.

***) Montesquieu, Esprit des loix. L. X. c. VII. p. 16.

trachtet, findet ein höherer Grad derselben unter den Römern, als bei den Nationen Statt, deren Blüthe in frühere Zeitalter fällt; obgleich die geistige und sinnliche Cultur der Griechen höher als die römische steht.

V.

Die Frauen bei den Römern.

Unter den Römern ist das weibliche Geschlecht dem männlichen in Verhältnissen der Gleichheit zur Seite, nicht, als ein von diesem abhängiges, niedriger als dasselbe gestellt. Es hatte seine Bedeutsamkeit in der Republik nicht lediglich seiner Bestimmung zum Mutterseyn zu danken; jene knüpfte sich an die Vorstellung des Hauses, zum Theil schon an die Idee der Weiblichkeit.

Die väterliche Gewalt umfaßte ebenmäßig die Jugend beider Geschlechter.

Die Frauen waren des unmittelbaren Vermögensbesitzes fähig; obgleich männliche Vormundschaft sie bei demselben vertreten mußte.

Gewisse persönliche Vergehen derselben richtete ein häusliches Tribunal, welches aus dem Gemahl, den Blutsfreunden der Schuldigen bestand.

Handlungen der Entartung solcher Neigungen,

welche dem weiblichen Geschlecht gemeinsam sind *), auch das Verbrechen des Ehebruchs, wurden vor ein öffentliches Tribunal gezogen.

Das häusliche Gericht verschonte, selbst bei der schuldigen Frau, die weibliche Verschämtheit mit öffentlicher Anklage und Vertheidigung persönlichen Unrechtes.

Die Vergehungen wider das Fannische, Licinische und Oppische Gesetz, welche sie beiden unterwarfen, unterlagen minderer Schande; weil sie aus einer dem Geschlecht gemeinsamen an sich unschuldigen Neigung entsprangen. Das Verbrechen des Ehebruchs forderte ein unpartheiischeres Gericht als die nächsten Verwandten der desselben Bezüchtigten; eine öffentlichere Rechtfertigung der unschuldig Angeklagten, als ein häusliches Tribunal zu verleihen vermochte; indeß die desselben schuldige Frau dadurch die Ansprüche ihres Geschlechtes auf Schonung seiner Verschämtheit sich verwirkt hatte.

Staatsverbrechen, an denen die Frauen Theil genommen, wurden in späterer Zeit auch vor die Tribunale der Republik gezogen; ihrer Natur nach konnte über sie kein häusliches Tribunal entscheiden.

---

*) Das Fannische, Licinische und Oppische Gesetz waren wider den Luxus der Frauen gegeben. Livius. Buch IV. Später kam das Julische Gesetz wider den Ehebruch hinzu.

Die Ehe betrachteten die Römer als einen bürgerlichen Vertrag; sobald aber die Frau mit dem Ehegelübde ihrem Gemahl väterliche Gewalt über sich gestattete, sich durch ein innigeres Band an denselben knüpfte, als das gewöhnliche, heiligte diesen Vertrag die Religion (matrimonio confarreato). Ihre Kinder gewannen dadurch vorzugsweise Rechte im Gemeinwesen. Die Söhne aus solchen Ehen waren allein der höchsten priesterlichen Würden fähig; sie hatten Vorzüge als Zeugen vor Gericht. Die Töchter wurden besonders bei der Wahl einer vestalischen Jungfrau berücksichtiget *).

Sehr schön belohnte der Staat die sittliche Gewalt der Liebe in den Sprößlingen dieser Liebe.

In dem Orden der vestalischen Jungfrauen fand sich gleichsam eine Andeutung von Erkenntniß der idealen Sinnesstärke als einer Geschlechteigenthümlichkeit des weiblichen Wesens.

Der Hut der vestalischen Jungfrauen war das Palladium des Reiches anvertraut; ihre Pflicht war Keuschheit; die Verletzung derselben ihr Tod. Sie theilten die höchsten Ehren der Republik mit dem männlichen Geschlecht.

Welche öffentliche Ehren die römischen Frauen außerdem als Priesterinnen, oder bei einzelnen reli-

---

*) Tacitus Annalen. B. IV. C. 16. — B. II. C. 84.

giösen Feierlichkeiten genossen: sie hatten keine Beziehung auf die Würde der Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur im Weibe; sie standen mit dem Dienst weiblicher nicht nur, sondern vermählter oder unvermählter weiblicher Gottheiten in Verbindung; oder mit Begebenheiten der Vergangenheit.

An der Gesetzgebung, der Verwaltung, der Vertheidigung der Republik, gab die römische Verfassung, nach ihrer gerechten Würdigung der weiblichen Art, den Frauen keinen unmittelbaren Antheil; doch vergönnte sie ihnen einen so freien öffentlichen und häuslichen Verkehr mit dem männlichen Geschlecht, eine so unbegränzte geistige Bildung, daß der weibliche Sinn und die weibliche Individualität überhaupt gebührenden Einfluß darauf auszuüben vermochten.

Unter so freien und geregelten Verhältnissen bildeten sich die eigenthümlichen Kräfte der Weiblichkeit während des Zeitraumes der republikanischen Tugend und Kraft im römischen Gemeinwesen auf das Vollkommenste und Herrlichste aus; in einzelnen Frauen zu den einfachsten und erhabensten Beispielen weiblicher Vollkommenheit, welche die Menschheit kennt.

Allein eben die Fähigkeit vom unmittelbaren Besitz von Vermögen, die unmittelbaren bürgerlichen Ehren der Frauen, ihr Antheil am öffentlichen und häuslichen männlichen Verkehr, der gewöhnliche nur bürgerliche Character der Ehe, bewirkten zu Rom die

äusserste Entartung des weiblichen Geschlechtes, als die häuslichen und öffentlichen Verhältnisse der welterobernden Stadt ins Ungeheuere gediehen waren; die eigenthümliche Characterstärke der Nation sich nur noch in der ausgelassensten Befriedigung der Begierden und Leidenschaften offenbarte, und in der Art, wie sie die beispielloseste Sclaverei ertrug.

Da unter den Imperatoren die zur Erhaltung der Republik gegebenen und angenommenen Gesetze zu Werkzeugen von deren Zerrüttung dienten, im Innern der Häuser freigelassene Sclaven und Verschnittene auf Art der Verschnittenen in den Harems des Orients walteten; in dem engen Kreise der großen Geschlechter, welcher die römische Republik vorstellte, den Verbrecher die Rache seines Verbrechens vor denselben Augen noch, welche es ihn vollbringen sahn, im stets erneuten Kreislauf ergriff und vernichtete, da wurden die geweihten Ehen immer seltener*). Das Weib wandelte in reißendem Wechsel, selbst voll Begierden und Gegenstand der Begierde, von Penaten zu Penaten; nahm Theil an den Erpressungen und den Verfolgungen der Männer. Die Adoption veranlaßte Kindermord, und füllte wieder die von Kindermord verödeten Hallen der Häuser. Alle natürlichen Gefühle wurden ausgetilgt; das

*) Tacitus Annalen. B. IV. C. 16.

Julisch-Claudische Geschlecht bietet eine Kette von Beispielen dieser Entartung der häuslichen Verhältnisse und der Weiblichkeit dar.

August entführt die schwangere Gemahlin des Tiberius Nero, dem Gatten zu seinen Penaten *). Von seiner geliebten Gemahlin wird ihr Sohn Tiberius getrennt, weil Julia, die buhlerische Tochter Augusts, ihn zur Ehe verlangt, und mit dieser verbunden. Die jüngere Livia vergiftet ihren Gatten Drusus **), den Sohn des Tibers, um Bett und Reich mit dem Gemahl der Apicata, Sejan, zu theilen. Messallina zwingt den Cajus Silius die Gemahlin Junia Silania zu verstoßen, und vermählt sich, noch Vermählte des Claudius, öffentlich mit demselben ***). Die Schleichkünste von Eunuchen veranlassen ihre Hinrichtung, und erheben an ihre Stelle die jüngere Agrippina, welche den Gemahl ermorden läßt, um dem Sohne eines anderen Bettes, dem Nero, die Republik zuzuwenden, dem sie später sich selbst zur Blutschande anträgt, ihn der Apicata, einer geliebten Freigelassenen, zu entreißen. Er vergilt durch Mord der Mutter Wohlthaten und Schandthaten ****), seiner Buhlerin Poppäa zu Gefallen, der Gemahlin

*) Tacitus Annalen. B. V. C. 1.

**) Ebend. B. XI. C. 27.

***) Ebend. B. XIII. C. 13.

****) Ebend. B. XIV. C. 8.

des Junius Otho. Der Hinrichtung jener und seiner Vermählung mit dieser folgt die Hinrichtung seiner unschuldigen, jugendlichen Gemahlin, Octavia, der Tochter des Claudius und der Messallina; und Poppäa betrachtet der Hingerichteten abgeschnittenes Haupt *).

Alle diese weiblichen Greuelthaten und unzählige andere, umfaßten nicht zwei volle Menschenalter desselben Geschlechtes.

Aber dieser Zeitraum umfaßt auch Beispiele, worin unauslöschlich die Kraft der alten Römertugend flammt.

In ihm fiel das Leben jener Arria, die in ihren berühmten letzten Worten alle Kraft des liebevollen Gemüthes und der idealen Seelenstärke aussprach, wodurch sie, allen Zeiten vertraut, doch so hoch und einzig über alle dahinschaut **).

---

*) Tacitus Annalen. B. XIV. C. 64.

**) Ich kann mir nicht versagen, hier den Brief des Plinius beizufügen, der von Arria handelt.

»Es dünkt mir bemerkenswerth, daß von den Thaten und Reden erlauchter Männer und Frauen, einige berühmter, andere erhabener sind. Durch Fannia's gestriges Gespräch ist mir diese Meinung bestätiget. Sie, die Enkelin jener Arria, die dem Gemahl Beispiel und Trost des Todes war, erzählte Vieles von ihrer Großmutter, das nicht minder erhaben, doch minder berühmt ist, und dessen Lesen Dir, glaube ich, so merkwürdig seyn wird, als mir das Hören war.«

»Cäcina Pätus, ihr Gemahl, war krank; krank auch

Antonia strafte, ohne Schonung ihrer mütterlichen Empfindung, das Verbrechen ihrer Tochter,

---

der Sohn, beide tödtlich, wie es scheint. Der Sohn verschied; ungemeiner Schönheit, gleicher Bescheidenheit, und den Aeltern nicht minder theuer ob des Uebrigen, denn als Sohn. Ihm bereitete jene also das Leichengepränge, richtete also das Trauerfest zu, daß der Mann nichts davon erfuhr; wenn sie dessen Schlafgemach betrat, vorgebend, der Sohn lebe, sogar er befindet sich besser; und häufig dem Fragenden, »was der Knabe mache?« antwortend: »er ruhe wohl, er nähme gern Speise.« Dann, indem die lang zurückgehaltenen Thränen vorbrachen, hinaus gegangen, überließ sie sich dem Schmerz; ersättigt kehrte sie zurück, mit getrockneten Augen, mit ruhiger Miene, so lange die Zurückgezogenheit vom Oeffentlichen dauerte.«

»Berühmter allerdings sind jenes Schwertziehen, die Brust durchbohren, den Stahl herausziehn, dem Manne darreichen, und die unsterblichen, fast göttlichen Worte: »Pätus, es schmerzet nicht!« Aber der jenes Vollbringenden, Sagenden, waren Ruhm und Ewigkeit vor Augen. Wie erhabener ist, ohne Lohn des Ruhmes das Traurige vollbringen, und nach verlorenem Sohn noch Mutter scheinen.«

»Als Scribonianus in Illyrien Waffen wider Claudius erhob, gehörte Pätus zu dessen Parthei, und wurde nach der Hinrichtung Scribonian's nach Rom geschleppt. Als er zu Schiff steigen sollte, flehete Arria die Soldaten, daß sie gleichfalls eingenommen werde: »denn« sagte sie, »Ihr werdet dem consularischen Manne andere Diener geben, von deren Händen er Speise empfange, durch die er gekleidet werde, von denen beschuht; allem werde ich allein vorstehn!« Sie erlangte es nicht, und auf einem Schifferkahne geführt, folgte sie dem großen Fahrzeug in dem kleinsten.«

der jüngeren Livia, welche Tiberius ihrem Gericht übergeben, mit dem Hungertode.

Lapida, die Mutter Messallinas, ermahnt die zu ihr Geflüchtete, in der äußersten Noth Verzagende, deren Leben sie mißbilligt, zu einem standhaften, ehrenmäßigen Tode *).

»Eben sie sagte vor Claudius der Gemahlin Scribonian's, als von dieser das Zeugniß abgelegt wurde: »Ich höre Dich, an deren Busen Scribonianus getödtet ist, und Du lebst?« — Woraus sich ergiebt, daß der Entschluß des schönsten Todes ihr kein plötzlicher war. Ja, als Thrasea, ihr Eidam, abzuwenden, daß sie den Tod suche, unter andern sagte: »Du willst also, daß Deine Tochter, wenn mir zu sterben bestimmt wäre, mit mir stürbe?« antwortete sie: »Ich will es, wenn sie so lange und in solcher Eintracht mit Dir gelebt hat, als ich mit Pätus.« Diese Antwort mehrte die Besorgniß der Ihrigen. Sie wurde sorgfältiger bewacht, spürte es und sagte: »Ihr könnt bewirken, daß ich unwürdig sterbe, daß ich nicht sterbe, bewirkt Ihr nicht.«

»Indem sie dieses geredet, sprang sie aus dem Sessel, warf mit gewaltigem Ungestüm das Haupt gegen die Mauer und stürzte zusammen. Gelabt, sprach sie: »Ich sagte Euch, daß ich, trotz Euch, mir einen herben Weg des Todes finden würde, wenn Ihr den leichten weigertet.« Dünkt Dir dieß nicht erhabener, als jenes: Pätus, es schmerzt nicht! zu dem es führte: inzwischen jenes ungemeiner Ruhm, dieses gar keiner umgibt? Daraus folgt, was ich am Eingang sagte: daß Einiges berühmter, Anderes erhabener sey. Lebe wohl!« Plinii Caecilii secundi Epistolae. Lipsiae MDCCXXI. L. III. Ep. XVI.

*) Tacitus Annalen. Buch XIV. C. 64.

Kein falsches Zeugniß wider die Keuschheit Octavia's, ihrer Gebieterin, entlockte die Folter den getreuen Sclavinnen derselben. Mit unerschrockenen Worten strafte den auf jenes begierigen Verhörer Tigellinus eine derselben unter der Marter *).

Die Freigelassene, Epicharis, schützt, unter den gräßlichsten Martern bis zum Tode ausdauernd, Männer und Frauen, welche sich mit ihr zum Sturze der Tyrannei Nero's verbünden **).

Töchter sterben mit Vätern, Gemahlinnen folgen den Gatten standhaft in Tod und Exil, mit gleicher Kraft des Gemüthes und idealer Seelenstärke.

Mit den Kriegen, welche auf den Untergang des Livisch-Claudisch-Julischen Geschlechtes folgten, erlosch jene äußerste Ungebundenheit des Innern zur Tugend und Verruchtheit, welche den Römercharacter bis dahin ausgezeichnet. Die Beispiele der ersteren unter den Römern gehören seitdem fast ausschließlich dem christlichen Glauben an.

Die Verhältnisse der Frauen unter den prätorianischen Imperatoren, darauf in dem getrennten occidentalischen und orientalischen Reich, sind ein Gemisch von den, dem Orient eigenthümlichen der Vielweiberei und von ähnlichen, als die, worin das

*) Tacitus Annalen. Buch XI. C. 37.
**) Ebend. B. XV. S. 63.

weibliche Geschlecht seit den letzten Jahrhunderten in Europa lebt; nur daß jene sich auf viel größere und gewaltsamere Verhältnisse beziehn, als die Verhältnisse unserer Zeit. Die wenigen Individuen, welche im occidentalischen und orientalischen Reich Theil hatten an der bürgerlichen Freiheit, oder vielmehr an deren Unterdrückung und Mißhandlung, verfolgten Zwecke und widerstrebten Zwecken mit viel mächtigeren Mitteln, als den Privatleuten, ja selbst den Herrschern unsrer Tage zu Gebote stehen, und kein allgemein anerkanntes, verehrtes Ideal menschlicher Vortrefflichkeit, wie es sich in späteren Zeiten aus der christlichen Religion entwickelt hat, übte Einfluß auf sie.

Je weniger ein solches galt, so trauriger war immer die Lage der Frauen: einmal, weil es die Großmuth des stärkeren Theiles gegen den schwächeren in sich begreift; dann, weil damit eine Werthschätzung der wesentlichen Eigenthümlichkeiten der weiblichen Art verbunden ist.

Es hat wohl kaum furchtbarere Schicksale einzelner Frauen gegeben, als die Geschichte vom Verfall und Sturz des römischen Reiches enthält; zumal solcher Frauen, welche durch individuelle Vorzüge der Art, des Antheils an der allgemeinen, schicksalslosen Bedeutungslosigkeit und Frivolität entbehrten.

Die Syrerin, Julia Domna, wird von dem Afrikaner Septimius Severus zur zweiten Gemahlin

erkohren; nicht ihres durchdringenden, phantasievollen Geistes, ihres reichen Gemüthes, ihrer Schönheit wegen; sondern, weil die Constellation der Gestirne bei ihrer Geburt ihr Herrscherrang verheißen hat.

Im Bürgerkriege erringt Severus in der Obergewalt über die römische Republik ihr die Erfüllung jener Verheißung. Zwei Söhne Caracalla und Gaeta entspringen aus ihrer Ehe. Durch gegenseitige Abneigung von Kindheit auf entzweit, sollen beide Brüder, nach des Vaters Tode und Willen, das Reich gemeinschaftlich verwalten. Ihr Haß bedroht es mit innerlichen Kriegen; eine Theilung desselben wird vorgeschlagen zur Verhütung dieses Unheils; das Gemüth Julias empört die Vorstellung einer solchen Zerstückelung der römischen Größe; ihre Bitten wenden sie ab; sie darf hoffen, auch ohne ein solches Aeußerstes ihre Söhne in Eintracht zu sehen; Caracalla hat versprochen in ihrem Gemache mit dem Bruder zur Versöhnung zusammenzutreffen.

Die Zusammenkunft erfolgt; die Kaiserin wähnt ein Ziel des unseligen Bruderzwistes — er endet — aber so, daß sie Gaeta in ihren Armen, selbst verwundet beim vergeblichen Ringen ihn zu beschirmen, überströmt von seinem Blute, durch Centurionen Caracallas hingerichtet sieht, welche dieser zum Morde seines Bruders anfeuert.

Edele Matronen, ihre Freundinnen, welche

des Sohnes Tod mit ihr beweinen, bedroht der Brudermörder mit dem Tode; und läßt seine Drohung an der vornehmsten derselben, der letzten Tochter Marc Aurels, vollziehn. Zwanzigtausend Römer, die ausgezeichnetesten an Geschlecht und Tugend, unter ihnen Ulpian, sterben als Anhänger Gaeta's, Julia verschlingt ihren Schmerz. Das Opfer der Klagen erwirbt ihr Theil an der Herrschaft Caracallas, die Möglichkeit, des Sohnes Ausschweifungen dann und wann zu mäßigen, nicht die, seiner Regierung Barbarei, Unklugheit und Schmach abzuwenden, ihn zurückzuhalten, von dem Untergang, dem sie, mit hellem Blick, ihn Schritt vor Schritt entgegeneilen sehen muß.

Das Unglück seiner Verruchtheit endet für sie das noch größere seines gewaltsamen Todes. Es wirft die Kinderlose, nach so langem, vernünftig gebrauchten Antheile an der höchsten Gewalt zurück in die Nichtigkeit eines, eben durch jenen gefährdeten Privatstandes; bis sie freiwillig einen Leben das Ziel setzt, welches das Aeußerste an Jammer und Hoheit erschöpft hat *).

Vielleicht noch furchtbarer war das Loos Vale-

---

*) Gibbons history of the decline and fall of the roman empire. T. I. c. VI.

rias, der Tochter Diocletians, der Gemahlin des Galerius. Ihre Schönheit, ihr Reichthum reitzten nach dem Tode dieses Imperators die Begier und Habsucht seines Nachfolgers Maximin, des von ihm selbst zur Cäsarenwürde erhobenen, mit welchem und mit Licinius er die Herrschaft des Orients getheilt. Die Gemahlin Maximins war am Leben; aber das römische Gesetz verstattete Trennung der Ehen, und Maximin trug sich der Witwe seines Reichsgenossen, seines Wohlthäters, zum Gemahle an. Mit Würde und Klugheit wies Valeria den Antrag zurück. Der verschmähte Tyrann ließ sie des Ehebruchs bezüchtigen, verdammte sie. Ihre Sklaven, ihre Hausbediente, ihre Freundinnen wurden unter Martern hingerichtet; ihre Güter wurden eingezogen; sie selbst mit ihrer Mutter Prisca in schmachvolle Verbannung, von Ort zu Ort getrieben; endlich in einem entlegenen Dorfe der Wüste Syriens bewacht. Vergebens flehte Diocletian, daß ihr vergönnt werde, seine Abgeschiedenheit zu Salona zu theilen.

Ein Krieg zwischen Maximin und Licinius, die Niederlage des ersteren, verminderten die Wachsamkeit ihrer Hüther. Sein Tod belebte ihre Hoffnung; ihre Flucht gelang; sie erschien am Hofe des Licinius mit Candidianus, dem unehelichen Sohn ihres Gemahls, welchen die Kinderlose an Kindesstatt zu

sich genommen; und mit verstellter Freundlichkeit nahm Licinius sie auf.

Aber bald verblutete Candidianus auf dessen Befehl sammt allen Sprößlingen, deren Geburt ihnen Ansprüche auf die Herrschaft des Orients gab, unter Henkershand das Leben; und Valeria nebst ihrer Mutter entgingen demselben Geschick nur durch die Flucht. Fünfzehn Monate irrten sie, in niederer Tracht versteckt, in den Provinzen Asiens umher. Zu Thessalonich werden sie erkannt, enthauptet; und ihre Leichname begräbt das Meer *).

Jene Frauen hatten die höchste Macht getheilt; sie gehören einer Zeit des römischen Verfalls, während welcher das Christenthum noch nicht eingriff in die Verhältnisse; aber nicht auf diese Zeit, nicht auf jenen Gipfel beschränkte sich das Schreckliche ähnlicher Schicksale; jede Art von Auszeichnung bedrohte mit demselben.

VI.

Verhältniß der Frauen bei den germanischen Nationen.

Die Eigenthümlichkeit, welche die germanischen Nationen unter den übrigen auszeichnet, ist

*) Gibbon history of the decline and fall etc. T. II. c XIV.

deren Sinn für Alles, zumal aber für das sittlich Ideale. Die Empfänglichkeit der Deutschen für alles Schöne, in was immer für einer Form, unter welchem Charakter es sich darstelle; sein Verlangen, es sich anzueignen; sein Ungenügen seiner selbst, sein Mangel an rascher Entschlossenheit, praktischem Sinn; selbst seine Unbehülflichkeit hängen mit jenem Zuge des Nationalcharakters zusammen. Er bestimmte von jeher das Verhältniß der Frauen unter den Germanen, und gab ihm, als sie noch in dem Zustand von Halbwilden verkehrten, in welchen uns Tacitus sie zeigt, schon den, der weiblichen Geschlechtseigenthümlichkeit durchaus angemessenen Charakter, welchen sie unter den neueren Nationen germanischen Stammes vorzüglich bei der haben, die, ob der freiesten bürgerlichen Verfassung, welche auch die kräftigste Nationalindividualität besitzt, welche die Fehler, die mit dem erwähnten Charakterzuge zusammenhängen, aus eben jenem Grunde mit andern vertauschte; welche endlich den damit zusammenhängenden Tugenden ein positiveres Gepräge gab, als sie unter andern Nationen haben *).

Minder bestimmt, wenn schon allgemein, zeigt jener Zug der germanischen Nationalindividualität seine Wirkung in der Gestalt der Verhältnisse des

---

*) Die Engländer.

weiblichen Geschlechtes bei den Nationen germanischen Ursprungs, welche die Sitze der alten Germanen noch bewohnen. Wie alles Uebrige, erscheint und wirkt er unter diesen vielmehr als Eigenthümlichkeit des Einzelnen, denn als Gesammteigenthümlichkeit.

Bei den Franzosen war er stets am schwächsten und am wenigsten wirksam; aus Ursachen, auf die wir kommen werden. In neueren Zeiten bewies er unter denselben gar keinen Einfluß mehr auf die Stellung des weiblichen Geschlechtes.

Bei den Spaniern hat die Gluth des südlichen, der Zusatz arabischen Blutes, der Einfluß der arabischen Sitten, ihn selbst und seinen Einfluß auf die Lage der Frauen unter dieser Nation eigenthümlich modifizirt und verwischt.

Wir erblicken die letzteren unter den halbwilden Germanen in Verhältnissen, welche sich auf das Bewußtseyn der größeren Stärke des idealen Sinnes in ihnen beziehn; wenn auch nicht auf die Erkenntniß derselben; da es eine der späteren Thätigkeiten geistiger Entwickelung ist, ein Bewußtseyn, es in der logischen Form gestaltend, zur Erkenntniß zu machen.

In edeln Jungfrauen glauben sie, »sagt Tacitus« wohne etwas Heiliges, Vorausschauendes, und verachten weder die Rathschläge, noch vernachlässi-

gen sie die Antworten derselben. Wir haben unter dem vergötterten Vespasian Velleda gesehn, sie, lange bei den Meisten als Gottheit gehalten; aber auch vormahls haben sie Aurinia und mehrere andere verehrt; nicht aus Schmeichelei, nicht als machten sie Göttinnen *).

Und in der That, wo kann selbst die Vorstellung politischer Verhältnisse sich vollkommener und klarer gestalten, als im Innern einer keuschen Jungfrau, deren Geist nicht von der Kenntniß derselben abgewehrt ist? Wie kann sich ein richtigeres Urtheil in Bezug auf dieselben bilden, als mittelst der feinen Wahrnehmung der Frauen, welcher auch leise Eigenthümlichkeiten, flüchtige Beziehungen nicht entgehn? mittelst der Liebe des weiblichen Herzens, die auf Motiven weilt, welche in allen menschlichen Verhältnissen mächtig sind, und leichter von der Selbstliebe des Mannes übersehen werden? mittelst der Ruhe eines keuschen, jungfräulichen Herzens, das, von der Wallung keines Triebes bewegt, die eigenthümliche Klarheit des Sinnes der Seele nicht verdunkelt? Trotz solcher Verehrung des weiblichen Geschlechtes duldeten die Germanen keine Königinnen. Der König eines kriegerischen, halbwilden Volkes muß ein kraftvoller Streiter seyn, daß er theil-

*) Tacitus Germania. C. 8.

nehmend an dessen Hauptgeschäft, dem Kriege, ihm als Beispiel darin vorgehend, ihr volles Vertrauen erwerbe.

Zwar waren die Frauen, wie überhaupt in vollkommener Gleichheit mit dem männlichen Geschlecht gehalten, auch zu unmittelbarem Antheil an den Waffen berufen; jedoch zu einem durch die Eigenthümlichkeiten der weiblichen Geschlechtsweise streng bedingtem Antheil.

Zunächst erstreckte derselbe sich nur auf ihre Nähe beim Gefecht, zur Ermunterung des Mannes, des eigentlichen Kriegers, ihm gleichsam seinen persönlichen Theil an dem Gemeinwesen, für welches er kämpfte, zu vergegenwärtigen; zur Labung und Pflege der Verwundeten. In der äußersten Gefahr, wenn jenes mit Untergang bedroht war, von dessen Erhaltung Würde und Freiheit ihres eigenen und des Lebens der ihrigen abhing, mochte die Frau selbst zu den Waffen greifen, und ihr Leben daran setzen, sich und den Ihrigen die beiden Lebensgüter zu erhalten, welche dem Leben derselben und ihrem eigenen Leben nur Werth geben konnten. In jenen Zeiten hing der Einzelne viel wesentlicher mit dem Gemeinwesen zusammen, welchem er angehörte, als in den unsren; das Unglück einer völligen Niederlage ließ ihm nur die Wahl zwischen Skaverei und Tod. So rechtfertigten die dringendsten Beweggründe den

unmittelbaren Antheil der Frauen an der Schlacht; abgesehen davon, daß der Zustand größerer Wildheit auch eine größere Gleichheit zwischen dem physischen Vermögen der Stärke beider Geschlechter mit sich bringt.

Nichts galt den Germanen höher, als das Haus. Daß die Frau dieß geschlossene Heiligthum nicht verletze, dessen Bestand vorzüglich auf ihr selbst beruhte, forderten die Gesetze mit der größten Strenge von ihr.

Mit Schande und Tod würde der Ehebruch bestraft. Wie der Anwesende der lebende Gatte, schirmten seine Verwandte das Gesetz, seine zurückgelassene, seine verwitwete Gattin, während seiner Abwesenheit, nach seinem Tode, innerhalb dem Gebiet seines Hauses.

Insofern den Germanen ein menschlich-sittliches Ideal bewußt war, nämlich das, eines treuen und tapferen Kriegers, war es Pflicht der Frauen die Söhne zu demselben zu erziehn.

Die germanischen Völker, welche auf solche Weise die Verhältnisse der Frauen bei sich geregelt hatten, rieben einander auf in wechselseitigen Kriegen; verließen ihre Sitze freiwillig, wurden von ihren Sitzen vertrieben.

In den germanischen Staaten, welche sich während der Völkerwanderung bildeten, finden wir die

zwei edelsten Eigenthümlichkeiten der weiblichen Art, die Naturbestimmung der Frauen zum Mutterseyn, die Stärke, womit der Sinn der weiblichen Seele das Ideale fordert, auf das Entschiedenste berücksichtiget vom Gesetz und von der Sitte.

Von der Vollständigkeit und Kraft seines Körpers hängt die Vollständigkeit der Willenskraft des Mannes ab. Auf der Keuschheit der Frau beruht die vollkommene Kraft ihres inneren Sinnes. Hierin liegt der Aufschluß über das Wunderliche, welches Montesquieu in der Gleichstellung der Strafen für die Verletzungen des männlichen Körpers und die Verletzungen der weiblichen Verschämtheit durch die Gesetze jener Nationen findet *).

Wer einer freien Frau die Hand oder den Finger wider ihren Willen entblößte, war zu einer eben so starken Geldbuße verdammt, als wer eines Mannes Mittelfinger abgehauen. Wer ihren Arm berührte, zu einer gleichen, als womit eines Mannes abgehauener Daumen gebüßt ward. Wer den Oberarm, den Busen einer Freigeborenen berührt, verfiel in dieselbe Buße, wie für eines Mannes abgehauene Nase oder für drei ihm abgehauene Finger. Wer das Knie einer Freigeborenen entblößte,

*) Esprit des loix. T. II. L. XIV. c XIV.

zahlte nicht minder, als für die gefährliche Verwundung eines Mannes am Haupte bestimmt war.

Den, einer freien Frau oder Jungfrau wider ihren Willen geraubten Kuß bestraften die Scandinavier mit Landesverweisung; der freiwillig ohne Wissen des Gatten oder Vaters empfangene wurde mit einer starken Geldbuße bestraft *).

Ein Gesetz der Westgothen verboth dem Arzt einer Freien derselben Ader zu lassen, außer in Gegenwart ihres Vaters, ihrer Mutter, ihres Sohnes, ihres Bruders oder Oheims.

Das Gesetz desselben Volkes überlieferte die Freigeborene, welche sich dem vermählten Manne preis gab, der Gewalt und Willkühr seiner Gattin **). Hier vollzog das Gesetz nur an der Schuldigen in der Wirklichkeit, was diese in der Idee an sich selbst vollzogen; denn die Frau, welche sich dem verheiratheten Manne preis giebt, unterwirft sich dadurch der Frau, welche ihm gesetzlich vereinigt ist. Es wäre das gerechteste aller Gesetze, wenn es bei der Bestrafung eines ungeregelten Triebes nicht ungeregelten Trieben anderer Art die Zügel schießen ließe.

Der Todtschlag eines freien Mannes wurde mit

---

*) Abels historisches Gemählde des weiblichen Geschlechtes. B. 2. S. 93—94.

**) Montesquieu Esprit des loix. T. II. L. XIV. c. XIV.

einer einfachen, der einer freien Jungfrau mit einer doppelten, und der einer freien Matrone, welche dem Staate Kinder gebären konnte, mit einer dreifachen Geldbuße bestraft.

Ein ähnliches Verhältniß der Strafe fand Statt in Bezug auf Verwundungen des Körpers *).

So ehrte und schirmte das Gesetz die Frauen als Mütter, ehrte und schirmte sie, dem ihrer Seele vorzüglich lebendig inwohnenden idealischen Sinne nach.

Das Verhältniß des häuslichen und gesellschaftlichen Verkehrs zwischen beiden Geschlechtern hatte bei den germanischen Nationen, welche Reiche auf den Trümmern der römischen Gewalt gründeten, einen ihrer Gesetzgebung ganz entsprechenden Charakter, einen dem Wesen nach ganz verschiedenen, wie bei Griechen und Römern, obschon der äußeren Gestalt nach ähnlichen.

Es war ein Verhältniß rein menschlicher Gleichheit. Die Frauen hatten nur mittelst desselben Einfluß auf das öffentliche Leben; aber dieser Einfluß rührte nicht aus der eigenthümlichen Beziehung eben dieser oder jener weiblichen Persönlichkeit zu eben dieser oder jener männlichen Persönlichkeit her, er war nicht mittelst List oder Selbstverläugnung er-

*) Abels Gemählde rc. B. 2. S. 94—95.

schlichen, erworben; es war der allgemeine Einfluß eigenthümlicher weiblicher Art auf die eigenthümliche Art des Mannes; er ward absichtslos geübt, freiwillig zugestanden.

So erscheinen in Beziehung zu Theodorich dem Großen, Erelieva, seine Mutter, und seine Schwester. Erelieva treibt den, von der Flucht seiner Gothen mit in Flucht gerissenen König, ihm und ihnen entgegentretend, zurück in die Schlacht. Sie erscheint mit ihrer Tochter am Morgen seines zweiten Sieges über Odoacer in seinem Zelte; und er verlangt mit dem Gewebe ihrer Hände zum Kampfe gekleidet zu werden, an dessen Ausgang sein eigenes und seines Volkes Schicksal hängt*).

So sehen wir nach dem Tode Theodorichs, dessen Tochter Amalasuntha, als Vormünderin ihres Sohnes, für die Bildung desselben sorgen, und auf dem Throne ihren Vater ersetzen**), ohne Ehrsucht, ohne Intrigue, ohne Verläugnung der Weiblichkeit.

So bewegt Theudelinde von Baiern ihren ersten Gemahl, den Longobardenkönig Autharis, zur Annahme des Christenthums. So, nach dessen Tode, Agilulph, seinen Nachfolger in der Herrschaft der

---

*) Woltmanns Werke. Lfrg. 5. B. 2. S. 16.

**) Millots Universalhistorie rc. B. 4. S. 237.

Longobarden und in ihrer Ehe, zur Annahme des katholischen Christenthums *).

Ein Gleiches war früher von Clotildis, der Nichte Königs Gundobalds von Burgundien, in Bezug auf ihren Gemahl, den Frankenkönig Chlodowig **) geschehen. Es geschah später von Bertha, der Tochter König Chariberts von Paris, der Gemahlin Ethelberts von England, in Bezug auf diesen, und von andern Königinnen in Bezug auf andere Könige der Heptarchie ***).

Bei allen diesen Beispielen erwähnt die Geschichte keiner sonderlichen Geistesfähigkeit jener Frauen; keiner Geistes- oder Charakterschwäche jener Könige; keiner Intriguen, wodurch die Ersteren sich den ausgeübten Einfluß verschafft; sie verdankten ihn keinen ungesetzlichen Verhältnissen, aus deren Zwang und Reiz sonst für die Frauen Gewalt entspringt über den Mann, mit welchem sie darin stehen. Es ist der Einfluß eines schwächeren aber mit idealer Sinneskraft mehr begabten Geschlechtes auf ein stärkeres, ihm an dieser untergeordnetes, welches die menschliche Empfänglichkeit dafür augenblicklich zum stärkeren macht.

---

*) Millots Universalhistorie ꝛc. B. 5. S. 55.

**) Ebend. ebend.

***) Ebend. B. 5. S. 128.

Dieselbe Ansicht von den Eigenthümlichkeiten der weiblichen Naturart, welche wir bisher bei den germanischen Nationen angetroffen; dieselbe Gestalt der Verhältnisse des weiblichen Geschlechtes mittelst ihrer, erscheint im Geiste der Chevallerie; in den Verhältnissen des weiblichen Geschlechtes, welche dieß Institut erschuf, nachdem der germanische Nationalsinn sich unter den Einflüssen eines südlichen Clima's, neuer bürgerlicher Beziehungen, der christlichen Religion, weiter zu bilden begonnen.

Allein die allmählige Absonderung des Institutes der Chevallerie vom Nationalleben, das Formelwesen, welches sich dasselbe ausbildete, bewirkten, daß der germanische Nationalsinn sich immer mehr aus jenem Leben, endlich auch aus dessen eigenem verlor.

Die germanischen Nationen behielten ihre nationelle Neigung zur häuslichen Absonderung bei; doch der Sinn für das Gemeinwesen schwand, der jene einst beseelte. Man muß gestehen, daß sie während des Mittelalters Rückschritte in Hinsicht der Vortrefflichkeit ihrer Institutionen gethan haben; und das Unheil davon traf auch das Frauengeschlecht.

Als die freien Männer Vasallen, der Krieg zum ehrenvollsten und einträglichsten Gewerbe geworden waren, wurden die Häuser Vesten, und

schlossen, streng gesondert von den übrigen Vesten und Städten, das Interesse der Familie, welche sie bewohnte, innerhalb ihrer engen Grenzen ab. So wurde das weibliche Interesse vom Vaterlande und dessen Angelegenheiten entfernt, und auf einen kleinen Kreis gelenkt.

An den Kämpfen, dem einzigen Geschäft der Männer ihrer Familie, versagte, nachdem jene eine andere Gestalt gewonnen, ihre physische Schwäche den Frauen unmittelbaren Antheil. Das Bild der Fehden, die Gespräche davon, konnten nicht dienen, ihren Geist aufzuregen, ihre Vorstellungen zu entwickeln. Der gesellschaftliche Verkehr zog sie nur selten, als Zuschauerinnen mehr denn als Theilnehmende, als eine Zier, als Gegenstand phantastischer Verehrung, zu Festen, in denen sich Förmlichkeit und Rohheit theilten, welche ihnen nur Bilder zurückließen und erweckte Triebe, keine entwickelten Vorstellungen.

In jener Zurückgezogenheit ihrer Burgen spinnen, weben und sticken sie, mit zarteren Fingern, minderer Körperstärke und größerer Geduld begabt, als den Männern eigen sind; walten in einem Kreise einförmiger und immer wiederkehrender häuslicher Verrichtungen, welche ausschließlich Beziehung auf die Familie, auf bares physisches Bedürfniß haben. Die Abgeschiedenheit von aller Zerstreuung erhöht

die Innigkeit ihrer Triebe; die gewaltsamen Schicksale, welche ein fehdenvoller bürgerlicher Zustand oft über sie und die Ihrigen verhängt, halten ihnen religiöse Empfindungen rege, die Vorstellung Gottes, die Leiden der Heiligen, welche ob den Zufällen des Lebens walten, ihnen gegenwärtig; die Wunden der Krieger und Unfälle der Schlachten erregen häufig ihr Mitgefühl, heischen Linderung von ihrer Hand, und bringen Abwechslung in den Kreis ihrer häuslichen Thätigkeit, ohne die Einförmigkeit seiner Vorstellungen und Empfindungen zu vermannigfaltigen.

So entsteht allerdings ein, von Gemüth und Sinn beseeltes Daseyn; eine Ruhe und Lauterkeit der Triebe, eine Einheit der Erinnerungen und des Bewußtseyns, welche dem eigenthümlichsten Wesen der Frauennatur durchaus entsprechen. Aber dieses Wesen ist dabei gleichsam eingekerkert in seiner engen harmonischen Sphäre; und jener Zustand des Innern hat keine Bürgschaft der Dauer, als die Ordnung der Dinge, womit die Lebensweise zusammenhängt, welche ihn veranlaßt; keine menschliche Freiheit und Lebendigkeit.

Das Herz, dem fremde Gegenstände fern liegen, welche seine Triebe erwecken könnten, oder dem ein solcher Gegenstand nur augenblicklich erscheint, und wieder entrückt ist, wendet seine Neigung so inniger den dargebotenen Gegenständen der Triebe zu; hängt

um so treuer an denselben, und ist, unverwirrt auf seiner Bahn, durch Tugend glücklich. Aber es lernt die Gegenstände nicht prüfen, kennen, wählen, an die es sich kettet; sie nicht vernünftig achten. Es lernt seine Triebe nicht rechtfertigen; nicht, ihnen etwas versagen; es lernt die Leidenschaft, die Tiefen der Gewalt der menschlichen Natur nicht kennen; sie nicht besiegen, mit Vernunft und Ideal versöhnen, sie wird nicht zur Schwinge der Menschlichkeit in ihm.

Dem entworfenen Bilde gleich, den Hauptzügen nach, mit einigen Ausnahmen in den höchsten und niedrigsten Ständen, in den Städten, das Leben der Frauen im ganzen germanischen Europa während des Mittelalters ganz anders gestaltet, erscheinen während eben dieser Zeit, die

VII.

Verhältnisse der Frauen im neuern Italien.

So wie bei den Germanen im Norden und im Nordosten, die ursprüngliche Neigung zur häuslichen Absonderung war, und ist und seyn wird, so in Italien seit den ersten italienischen Völkerschaften und Rom, die Neigung zur städtischen Gemeinsamkeit. Sein Haus ist dem Deutschen, Britten, Scandinavier, ein Asyl der Zufriedenheit; dem Italiener ein Asyl des Nothbedarfs.

Die Longobarden, Franken und Normänner führten das Lehenwesen in Italien ein; aber der Adel schloß sich hier nicht, wie, insonderheit in Deutschland, doch auch größtentheils in England, Scandinavien und Frankreich, in seiner Kaste, und in seinen Vesten ab. Der überwiegend lebendige Einfluß des städtischen Lebens zog Burgen und Interessen des Adels in die Ringmauern der Städte, in die Partheiungen, welche letztere bewegten.

Jenes städtische Leben nun zog die Frauen Italiens in einen unendlich freieren Verkehr, als der war, in welchem das weibliche Geschlecht in den übrigen Ländern Europa's während des Mittelalters lebte. Er entwickelte ihren Geist und ihre Gemüthskraft durch die Theilnahme, welche es ihnen an den Angelegenheiten des so lebendig und vielseitig bewegten Oeffentlichen verschaffte.

Das schönste Erbe seines Alterthums, Kunst und Wissenschaft, war dem Leben des italienischen Volkes nie ganz abgestorben. Die Kirche nahm dasselbe unter ihre Regalien auf. Die theologischen und profanen Wissenschaften wurden auf diese Weise durch eben jenen Verkehr den Frauen nahe gerückt, und gesellten Ernst, Gründlichkeit, ja Gelehrsamkeit, zu ihrer Bildung.

Hiezu kam, daß das salische Gesetz, welches den Frauen eigenthümlichen Länderbesitz unter gewissen

Einschränkungen, und die Erbfolge in demselben gestattet *), den italienischen Frauen häufig eine persönliche Bedeutsamkeit noch andrer Art gab, welche, theils sie selbst, theils Männer in ihrem Namen, mit ganz andrer Freiheit und zu ganz anderen Zwecken benutzten, als die nordischen Erbtöchter derselben Periode.

Diese Verhältnisse erstreckten sich bis auf den südlichen Theil von Frankreich, und die provençalische Poesie ergoß eine neue Zierde über dieselben.

So sehen wir die Frauen Italiens hierdurch in allen Partheikämpfen thätig und entscheidend eingreifen, sie zum Theil veranlassen **).

So einen Italiener, den Ersten ***), so viel mir bekannt ist, ein eigenes Werk dem Verdienste des weiblichen Geschlechtes widmen. So, zu derselben Zeit, einen der größten Genien der Nation, eine unerwiederte Leidenschaft als ein Schicksal empfinden, und seinen Ruhm aus dem machen, was sein Glück zu werden versagte ****). So denselben als Freund einer geistreichen und gefühlvollen italienischen Köni-

*) Esprit des loix. L. XVIII. c. XXII. p. 266.

**) Den Streit der Buondelmonti und Uberti in Florenz veranlaßte eine Witwe vom Geschlecht der Donati. S. Opere di N. Machiavelli, citadino p. p. Italia. 1813. V. I. c. II. p. 66.

***) Bocaccio.

****) Petrarcha.

gin *). Der größte italienische Dichter, welcher auf ihn folgt, nicht so ungeliebt vielleicht, doch unglücklicher als er, wird das Opfer seiner Leidenschaft für eine ausgezeichnete Fürstin **), ohne deren Sinn für die Schönheit seines Genies, jene wohl nicht zu so verderblicher Gewalt gelangt wäre.

Ariost sammelt in dem Frauenkreise, welcher ihn an den Höfen Hyppolits und Alphons des Ersten von Este umgiebt, die Züge zu den Bildern von Bradamante, Fleur d'Elise und Isabelle.

Mit dem Rufe: »Freiheit und Frankreich!« ziehen die Frauen von Siena durch die Gassen ihrer Stadt, dreitausend an der Zahl, unter Anführung einer Fortinguerra, von Livia Fausta, einer Piccolominia, die, als Nymphen gekleidet, Fähnlein mit Inschriften tragen. Sie beten zur heiligen Jungfrau vor dem Pallast, empfangen den Segen des Erzbischofes; und ziehen aus, mit Schaufeln, Hacken, Spaten, und arbeiten mit wundersamem Eifer, alle ohne Unterschied, an den Verschanzungen zur Vertheidigung von Siena wider den drohenden Angriff der Spanier ***).

*) Johanna die Erste von Neapel.

**) Tasso und Eleonore von Este.

***) Im Jahre 1553, während der Feldzüge Heinrich's des Zweiten von Frankreich in Italien. S. Histoire de Monsieur de Thou des choses arrivées de son temps. Fol. à Paris. L. X. p. 668.

In dem ganzen Frauenverkehr herrscht Oeffentlichkeit, Ungebundenheit, Geist, und Geist des Alterthums.

Die Liebe, welche bei der vorherrschenden Gemüthskraft der Frauen und beim Vorherrschen dieses Triebes im weiblichen Gemüth, das Hauptmotiv der weiblichen Daseynsthätigkeit ist; auf welche die bürgerliche Ordnung die Erfüllung ihrer physischen Naturbestimmung gestützt hat, ward unter solchen Verhältnissen, in einem sinnlich und geistig verfeinerten, sittlich rohen, gewaltthätigen Elemente des bürgerlichen Lebens für sie zur Kunst, zur Tugend, zum Laster.

In ganz verschiedenen Sphären und Zeiten, eine im dreizehnten, die andere im fünfzehnten Jahrhundert, jene als Frau eines Gelehrten, diese als Gemahlin eines Feldherrn, bieten Heloise die Gattin Abelards, seine Witwe vor seinem Tode, und Victoria Colonna, die Gemahlin des Markgrafen von Pescara, Beispiele von Frauentugend durch das Medium sittlicher und geistiger Cultur und Liebe dar, Vorbilder, wie sie unsrer Zeit am nächsten stehen.

Das Schicksal Heloisens ist bekannt; der Umstand, daß sie mit Abelard in Ehe gelebt und Kinder erzeugt hat, wird wenig erwähnt *).

---

*) S. Ruprecht.

Ein seltsam glückliches Loos begünstigte die herrlichen Anlagen von Viktoria Colonna *).

Am Alterthum und an der Dichtkunst erzogen, auf dem schönsten Punkte der Erde in Europa, in Verhältnissen, denen nichts Mühseliges nahete, erhielt sie in dem Knaben, mit welchem der Wille ihrer Aeltern sie während der Kindheit verlobte, einen Gegenstand der Neigung, dessen Persönlichkeit dem Schwunge ihrer Vorstellungen und Gefühle entsprach, und diesen und ihrem Leben eine wundersame Einheit verlieh. Als die Franzosen, während ihrer Vermählung mit dem Markgrafen von Pescara denselben durch die Aussicht auf die Krone Neapels zur Abtrünnigkeit von Spanien zu verlocken suchten, schrieb sie ihrem Gemahl: »Die Vorstellung, eine Krone zu tragen, reitze sie nicht. Zu wissen, daß sie die Gemahlin des edelsten Mannes und des größten Feldherrn seiner Zeit wäre, sey ihr Stolz.«

Der Tod des Helden entriß ihr diesen Mann, und richtete in der Fülle des Lebens den Schwung ihrer Gedanken und ihrer Gefühle nach Jenseits. Sie überlebte ihn drei und zwanzig Jahre. Ihre Liebe zu ihm verlor sich gegen den Schluß ihrer Tage in der Liebe zur Gottheit. In einem ihrer letzten Gedich-

*) S. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft. 1805. Frankf. a. M. S. 184.

te legt sie seiner Erscheinung die Wahrheit in den Mund: daß alle echte Liebe ein Ausfluß der Liebe zum Urquell der ewigen Liebe sey, und daß ein Herz, dieser hingegeben, ohne Untreue gegen den Geliebten, dem Schmerze der Sehnsucht enthoben werde.

VIII.

Von den Frauen unter den Franzosen.

Die Franken entstanden aus einer Verbindung mehrerer germanischer Völkerschaften zwischen dem Rhein, dem Main und der Weser, zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit wider die Römer.

Ein solcher Bund, der dauerte, aus einer Gemeinschaft zur Vertheidigung überging in eine Gemeinschaft zum Siege, mußte dem ursprünglichen Nationalcharakter der Verbündeten eigenthümliche Modificationen gesellen.

Der Zweck, welcher die Seele ihres Bundes war, hob die Wichtigkeit ihrer alten Bräuche und Gesetze auf. Neue Einrichtungen, welche er mit sich brachte, entzogen denselben Beachtung und Neigung. Da wurden die Bundesglieder entfesselt von ihrer Nationaleigenthümlichkeit, zugleich geeignet und geneigt, diejenigen Eigenthümlichkeiten, welche aus ihrer Lage herrührten, und die der Völker anzunehmen, welche sie besiegt. So ist erklärlich, wie die

Franken (der Bund der Freien) denen die Bundesbenennung Nationalbenennung geworden war, unter dieser eine Afterart vom germanischen Nationalcharakter darstellen, in deren Besonderheiten man ihren Ursprung noch deutlich bemerken kann. Sie haben mehr Feuer, als die übrigen Germanen. Ihre kriegerische Tapferkeit ist reger; ihre Entschlossenheit minder durch sittliche Bedenklichkeiten verzögert. Ihnen ist mehr praktischer Geist und Sinn eigen als jenen; und alles Conventionelle steht bei ihnen im höchsten Ansehen. Ihr Ehrgefühl ist ungemein stark. Eine ungemeine Selbstgenügsamkeit, ein lebhafter Hang zum Vergnügen und zur Grausamkeit begleiten dasselbe. Die beständigen Händel und das Clientenwesen der alten von ihnen besiegten Gallier, deren Cäsar gedenkt, ebenfalls einheimisch in einem Bunde, wie der Bund der Franken, trifft man, im Lande von jenen, in der Geschichte dieser, welche es einnahmen, und die man eine Kette bürgerlicher Zwietracht nennen könnte, unverändert an.

Eine solche Umwandlung des Nationalcharakters umfaßt beide Geschlechter. Aber diejenigen Eigenschaften, welche der Charakter der Franken dabei einbüßte, waren eben diejenigen, welche dem Edleren in der weiblichen Geschlechtseigenthümlichkeit entsprechen, zur Werthhaltung desselben beitragen.

Die, welche er gewann, stehen außer Beziehung zu demselben, und fördern eher dessen Nichtachtung als dessen Würdigung.

Die französischen Frauen zeichnen sich durch Lebhaftigkeit und Stärke des Geistes und Willens, durch Vorherrschen des Geistes in ihrer, wie in der männlichen Vernunft vor den übrigen germanischen Frauen aus; doch sie stehen denselben an Zartheit und Nachgiebigkeit des Wesens, an idealer Sinnesstärke und allen mit dieser verbundenen Tugenden, an Verschämtheit, Innigkeit, Häuslichkeit, nach. Insofern die letzteren ihnen eigen sind, haben sie mehr den Charakter befolgter conventioneller Regeln, als den eines frischen, eigenthümlichen Erzeugnisses ihres Wesens. Sie verfolgen Pläne auf männliche Art; die Ideale, welche ihre Seele ergreift, beziehen sich auf Vorstellungen des Geistes, gleich den Jealen der männlichen Seele; nicht auf baare natürliche, nicht auf Empfindungen des Gemüthes, auf Verhältnisse, welche aus den letzteren entspringen.

Diese Züge gehn, auf das Grellste hervortretend bei größerer Rohheit der Sitten, an sich in immer gleicher Stärke, im Bilde von Tugend und Laster, durch die französische nicht nur, durch die ganze europäische Geschichte.

Es giebt wohl kaum ein so schroffes Beispiel von weiblicher Kühnheit, Planmäßigkeit, Wildheit,

als Fredegunde, die Gemahlin Clotars des Königs von Soissons.

Von niedrer Herkunft, ungemeiner Schönheit, reizte und befriedigte sie die Begierden Clotars. Während ihrer Buhlschaft mit demselben, gebar dessen Gemahlin, Audavera, eine Tochter. Fredegunde veranstaltete, daß bei der Taufe des Kindes die Taufzeugen ausblieben, und beredete die Mutter, dieß selbst aus der Taufe zu heben. Das Gesetz der römischen Kirche achtete damahls den Grad geistiger Verwandtschaft zwischen den Aeltern und den Taufzeugen eines Täuflings so innig, daß er die eheliche Verbindung unter denselben, gleich wie Blutsverwandschaft, ausschloß.

Den Vorwand zur Trennung von der Königin, welchen sie dergestalt geschaffen, zu benutzen, und sie an deren Stelle zu erheben, vermochte sie darauf Clotar.

Verstoßen später, — indem dieser sich mit Galsuinden vermählte, der Schwester von Brunhildis, der Gemahlin seines Bruders König Siegeberts von Austrasien: — giebt sie Glück und Hoheit nicht auf; weiß den König wieder zu fesseln: und ein Leben voll Kränkung, das sie seiner Gemahlin bereitet, endet sie durch deren Mord. Nun als Königin feierlich anerkannt, nimmt sie Theil an der Herrschaft, an den Kriegen Clotars.

In einem derselben wider König Siegebert von Austrasien, fällt auch dieser durch ihre Meuchelmörder.

Sie schickt ihm darauf, selbst Mutter nun eines Sohnes, Märovänus, ihren ältesten Stiefsohn, den Gemahl seiner Witwe Brunhildis nach; dann den zweiten Sohn Clotars, dessen Tochter sie in ein Kloster verstößt.

Meuchelmord endet die Tage des Königs von Soissons. Fredegunde flieht mit ihrem Sohn zu Guntram, den König von Burgund. Er gewährt ihr Schutz; vertritt die Rechte des Kindes auf die Krone seines Vaters. Allein ausgeschlossen vom Antheil an der durch dieser verliehene Gewalt, trachtet sie ihrem Beschützer nach dem Leben, bis den nur ein natürlicher Tod ihren Verfolgungen entzieht.

Nun tritt sie auf als Vormünderin Clotar des Zweiten, und in blutigen Kriegen Brunhildis entgegen, der für ihren Enkelsohn, Theudebert von Austrasien, regierenden, welcher sie die Schwester, Galsuinde, und zweimal den Gemahl ermordet hat. Sie gewinnt, mit eigener Faust kämpfend, zwei Schlachten. Sie erlebt, daß ihr Sohn überwindet, und stirbt, nachdem sie dreißig Jahr gefrevelt und geherrscht *).

*) Millots Universalhistorie. Band. 5, S. 61 — 63.

Zwei Beispiele ähnlicher Art in der englischen Geschichte, das von Eleonore von Aquitanien, der Gemahlin des männlichen Heinrich des Zweiten; das, von Margaretha von Anjou, der Gemahlin des schwachen Heinrich des Sechsten, gehören gleichfalls Frankreich an.

Das üppige Leben Eleonora's trennte ihre Ehe mit Ludwig dem Siebenten von Frankreich, und sie vermählte sich mit Heinrich dem Zweiten von England. Eifersucht auf ihren Gemahl trieb sie zum Morde seiner Geliebten, der schönen Rosamunde Clifford. Herrschsucht, der Heinrich die Zügel nicht schießen ließ, zur Aufwieglung ihrer eigenen Söhne wider den Vater. Sie verödete selbst ihr Haus, indem sie dieselben bewog nach Frankreich zu fliehen. Ergriffen auf der Flucht, da sie ihnen verkleidet folgen will, straft ihr Gemahl sie mit Gefangenschaft, welche so lange, als dessen übriges Leben währt. Nach vielen Jahren endlich frei durch seinen Tod, greift sie mit ungebrochener Rastlosigkeit von Neuem ein in die öffentlichen Angelegenheiten Englands und Frankreichs: thätiger, als ihre beiden Söhne, Richard Löwenherz und Johann ohne Land, während der Dauer der Herrschaft beider, und bis zu ihrem eigenen Tode im Jahre 1204 *).

---

*) Woltmanns Werke. Zweite Lieferung. Band I. S. 402 — 482.

Die Wahl Margaretha's von Anjou zu seiner Königin war vielleicht die einzige Handlung, welche Heinrich der Sechste von England aus eigenem Willen vollzog. Sie war dem Vortheile seiner Nation, dem Wunsche seiner Oheime zuwider. Margaretha bemächtigte sich einer ausschließlichen Gewalt über ihren schwachen Gemahl; aber die Unterdrückung seiner nächsten Blutsverwandten und der großen Barone von deren Parthei, welche dessen Thron umgaben, blieb ihrer rastlosen Entschlossenheit, ihrer Geistesgegenwart, ihrer Umsicht, ihrer Seelenstärke, eine unüberwindliche Aufgabe: unter der Nation, wo die Individualität des männlichen Geschlechtes eine Richtung weiblicher Thätigkeit wie diese, welche in das eigenthümliche Gebiet der männlichen streift, durchaus nicht begünstigte, und, weil die Königin ihre weibliche Brust der Gewalt der Liebe nicht ganz zu entziehen vermochte, dieser, einen zwar untergeordneten, doch immer einen Einfluß auf ihr Streben gestattete, das sie vierzig Jahre hindurch mit kaum unterbrochener Planmäßigkeit fortsetzte; einen Einfluß, welcher ihren Plänen durchaus nachtheilig war.

Jenes Streben war der eigentliche Kern der Kriege der rothen und weißen Rose, zwischen den Häusern York und Lancaster, deren Resultat für die Parthei Margaretha's ausfiel, nachdem sie die rei-

Bayerische Staatsbibliothek München

chen Gaben, welche Natur, Liebe und Glück ihr als Weib verliehen und verheißen, alle darüber, bis auf die geringsten letzten, die Freiheit und ihr kleines Vatererbe, eingebüßt, und Freude und Gewinn von diesem Erfolge nicht erlebt hatte *).

Beiden Königinnen stehen echtweibliche Frauen der englischen Nation, gleichsam als Gegenbilder zur Seite: Eleonoren ihr eigenes Opfer, die schöne Rosamunde Clifford; Margarethen das Opfer ihrer ehrgeizigen Absichten, die hochherzige Katharina Lee. Allein die Geschichte hebt die Züge des Charakters beider nicht ausführlich genug hervor, dem Streben jener vollkommen als Gegenbild zu dienen; sie treten in den Schatten des Privatlebens zurück. Das wahre Gegenbild beider ist die deutsche Philippa von Hennegau, die Gemahlin Eduard des Dritten von England, die Theil nahm an den Regierungssorgen ihres Gatten, an allen seinen Kriegen, stets innerhalb der Grenzen strenger Weiblichkeit. Die eine entscheidende Schlacht wider die Schotten für den Abwesenden gewann, nicht mit eigener Faust fechtend, aus eigenem Geist befehlend, wie Margaretha von Anjou, sondern durch Anrede, Bitte und Gegenwart den Muth, die Begeiste-

*) Woltmanns Werke. Fünfte Lieferung. Band II. S. 204 — 309.

Bayerische Staatsbibliothek München

rung seiner männlichen Krieger erhöhend. Die, nachdem sie ihm die Krone in dieser Schlacht gerettet, sein Leben auf Kosten des ihrigen erhalten wollen, das Blut aus einer für vergiftet gehaltenen Wunde saugend; eine Grausamkeit verhüthet, wodurch er seinen Ruhm befleckt hätte; ihm auf dem Sterbebette keine andern, als die drei letzten Bitten that: er wolle die Vermächtnisse ihres letzten Willens, den Kirchen, in welchen sie ihre Andacht gehalten, den Personen, welche sie damit bedacht, unverkürzt auszahlen; er wolle ihre hinterlassenen Schulden im Inlande und im Auslande abtragen; er wolle keine andere Stätte der Gruft sich wählen, als an ihrer Seite *).

Im Ganzen lebten die Frauen Frankreichs, während der zwei ersten Abschnitte des Mittelalters gleichwohl fast in derselben Absonderung vom geselligen Verkehr, als die Frauen im übrigen germanischen Europa, in England, Scandinavien, Deutschland, obgleich nie in gleicher Untheilhaftigkeit an den Angelegenheiten des Oeffentlichen. Bei allen Crisen im Staat greifen sie entscheidend ein.

Die Gräfin von Montfort erringt mittelst

---

*) Histoire et chronique mémorable de Sire Froissart. A Paris. D. M. L. S. 1. c. 273, p. 345.

Klugheit und Gewalt ihrem unmündigen Sohne sein Erbe von Bretagne *).

Die Dame von Giac liefert den Herzog von Burgund, ihn zur Unterredung auf der Brücke von Monterreau einladend, seinen Mördern **).

Eine Verschwörung, Karl dem Siebenten die Krone zu verschaffen, unternimmt ein Weib, die Frau eines Waffenschmiedes zu Paris. In allen übrigen zu gleichem Zwecke sind Frauen verflochten ***); Johanna d' Arc rettet die Krone Frankreichs dem Hause Valois; der Muth Maria's von Anjou verschafft die Frist zu dieser Rettung ****). Und wie unzählige andere ähnliche Beispiele ließen sich anführen. So viele, daß man eigentlich gar keine anführen sollte. Alle aber unterstützen die oben aufgestellte Behauptung über den Charakter des weiblichen Geschlechtes in Frankreich durch ein durchweg ähnliches, von dem Frauencharakter bei den übrigen germanischen Nationen verschiedenes Bild desselben.

---

*) Froissart pp. T. 1.

**) Villaret, Histoire de France. Paris 1780. T. 7. p. 246.

***) Ibidem. T. 7. p. 297 — 356.

****) Ihr und nicht der Agnes Sorel, zu welcher die Zärtlichkeit jenes Königs erst im Jahre 1432 begann, gebührt der Ruhm des verhinderten Uebergangs über die Loire, der verhinderten Flucht nach Spanien oder Schottland. S. Le Brun de Charmettes Histoire de Jeanne d'Arc.

Der eigenthümliche Einfluß, den das gesellschaftliche Leben in Frankreich auf die Entwickelung jenes Charakters, so wie dieser auf dasselbe ausübte, beginnt mit dem Zuge Karl des Achten nach Italien; und die Behauptung ließe sich durchführen, daß unser heutiges gesellschaftliches Leben in Europa noch sich aus Italien herschreibt.

Einen Beweis von der Rohheit der Sitten in Frankreich zur Zeit jenes Königs giebt die Beschreibung seines Todes in den Memoiren von Commines, wo dieser die obere Gallerie des Louvers, auf welche der König sich mit seiner Gemahlin begeben, dem aus Italien hergebrachten Ballspiele zuzusehn, und wo ihn der Tod überraschte, als den schmutzigsten, eckelerregendsten, unanständigsten Ort beschreibt. Das Zartgefühl der französischen Frauen nahm keinen Anstoß an dem, was den Sinn eines tüchtigen, niederländischen Mannes beleidigte.

Die äußeren Umgebungen der Geselligkeit verzierte und veredelte der Geschmack späterer Zeiten; Züge, welche auf einen gleichen Mangel an weiblichem Zartgefühl deuten, erscheinen bis zur Revolution in der Sittengeschichte Frankreichs.

Unter Ludwig dem Zwölften ruhten, wegen der schlichten und ernsten Persönlichkeit dieses Königs, die Keime der Begebenheiten während der Regierung seines Vorgängers. Die entgegengesetzte Persönlich-

keit seines Nachfolgers rief sie wuchernd an's Licht.

Italien wurde der Strebepunkt der französischen Politik; das Beispiel von Italiens gesellschaftlichem Leben modelte das gesellschaftliche Leben in Frankreich und gab ihm einen neuen Schwung. Seit dem gediehen Politik, Literatur und Gesellschaft hier in ungetrennter Verzweigung.

Eine Cultur, welche sich auf das Alterthum gründet, gestattet dem Leben, welches sie beseelt, nicht ganz den Gehalt zu verlieren. In den Sprachen des Alterthums ist zu viel Ausbildung und philosophische Tiefe, in der Geschichte des Alterthums zu viel Einfachheit, Geistesklarheit, Gemüthskraft und Seelengröße, als daß die menschliche Natur, welche jene beide zu Stützen ihrer Entwickelung machte, ganz davon losgerissen werden könnte. Allein die französische Nation war nicht mit dem classischen Alterthum, wie die italiänische, nach Boden, Himmel und Ursprung verwandt. Das gesellschaftliche Leben in Italien war von dem Geist des Alterthums durch innere Reibungen schon sehr entartet, als sie es zum Muster des ihrigen nahm; und die französische Selbstgenügsamkeit wollte wohl ein Beispiel intellectueller Cultur, doch kein unbedingtes Vorbild derselben von einem anderen Volke entlehnen.

Sehr richtig bemerkt Ségur, daß die Liebe

Franz des Ersten für das weibliche Geschlecht, welcher sagte: »ein Hof ohne Frauen, wäre ein Jahr ohne Frühling, und ein Frühling ohne Rosen« so wie die Richtung, welche der Charakter dieses Königs seiner Frauenliebe gab, viel dazu beigetragen haben, das Verhältniß der Frauen in der französischen Gesellschaft zu gestalten. Aber der Charakter Franz des Ersten, kann als ein Repräsentant des französischen Nationalcharakters gelten.

Von größerer Wichtigkeit dürfte die Bestätigung seyn, welche der Zug des Behagens an unmittelbarer Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten, der durch den französischen, weiblichen Geschlechtscharakter geht, mittelst der Einmischung gewann, welche er seiner Mutter in dieselben gestattete.

Hätte Heinrich der Vierte, nach seiner Trennung von Margarethe von Valois, den weisen Rath Sully's befolgt; unter allen schönen und tugendsamen Töchtern seiner Nation, die ihm anmuthigste zu seiner Gemahlin erwählt: er hätte bei seiner zu aller Treue und Innigkeit geneigten Brust, durch das Beispiel ehelicher Glückseligkeit auf dem Thron, welches er gegeben haben würde, ein größerer Wohlthäter der Menschheit werden können, als er durch seine europäische Republik werden wollte. Aber die Menschen erwägen so wenig das Gute, was sie

thun könnten, interessiren sich so wenig dafür, als sie das Gute bewirken können, was sie thun möchten. Heinrich prägte dem Maitressenwesen der französischen Könige, das durch Franz dem Ersten in Schwung gekommen war, und welches die Nachfolger zwischen ihm und jenem nicht unterdrückten, gleichsam den Stempel des Herkommens auf, indem er es in die neue Dynastie einführte, welche mit ihm begann; und begründete dergestalt die Nichtachtung der Heiligkeit der Ehe in Frankreich. Er verlieh dasselbe Gepräge, aus gleichem Grunde, den Beispielen, daß französische Königinnen als Regentinnen an die Stelle ihrer Söhne während deren Minderjährigkeit herrschen, indem er Maria von Medicis zur Vormünderin seines Sohnes und zur Regentin während dessen Minderjährigkeit nach seinem Tode einsetzte: und legalisirte so auch gleichsam den Zug der Neigung zur Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten im Charakter der Französinnen; den allem echten weiblichen Werth so gefährlichen, als die Nichtachtung der Heiligkeit der Ehe ihm unbedingt verderblich ist.

Eine lebhafte, eitle, vergnügungssüchtige Nation, bei welcher der Geist rege, die Sittlichkeit schwach ist, wie die Franzosen, wird durch die Geselligkeit ihren Geist in vieler Hinsicht ausbilden; ihre Sitten in aller Hinsicht verderben; um so mehr,

wenn bei ihr noch, wie bei jenen, eine Neigung zu Clientschaften und Partheibeziehungen obwaltet.

Die französischen Sitten entarteten immer mehr, je mehr bei den Franzosen das gesellschaftliche Leben Uebergewicht über das häusliche erhielt.

Das Vergnügen, seine Ausschmückung, seine Steigerung, die Mittel, es sich nach allen Graden zu verschaffen, wurden die Wendepunkte aller Bestrebungen. Die Frauen, theils als Gegenstände des Vergnügens, theils wegen ihrer erfolgreichen Einmischung als solche in die öffentlichen Angelegenheiten, bei der Neigung und Fähigkeit zu dieser, welche mit ihrer nationellen Geschlechtseigenthümlichkeit verbunden war, versetzten sich selbst, wurden von den Männern in eine Sphäre der Thätigkeit versetzt, auf Genüsse angewiesen, welche der weiblichen Natur durchaus nicht entsprechend waren.

Sie erfuhren ein durchgängiges Benehmen der Männer, welches alle Kraft des weiblichen Gemüthes entnerven, den Geist der Frauen verwirren, abstumpfen, ihren Sinn ertödten muß: ich meine die Galanterie, welche Montesquieu so geistreich als tief: — »keine Liebe; doch die zarte, doch die leichte, doch die immerwährende Lüge der Liebe« nennt *). Wozu kann aber eine solche allgemeine Lüge des

*) Esprit des loix. T. 4. L. XXXVIII. c. XII. p. 165.

männlichen Geschlechtes gegen das weibliche dienen, als zu verhindern, daß sich die reinen, vielfachen, individuellen persönlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib bilden, welche möglich sind? die persönlichen Unterscheidungen zu vermengen in eine geschlechtliche Unterscheidung; die Einfalt an Ansprüche zu gewöhnen, welche keinen Grund in der Wahrheit haben; und den Sinn durch den steten Anflug eines unlauteren Hauches, wie die Lüge der Liebe aller Männer gegen alle Frauen, es wahrlich ist, abzustumpfen, seine Kraft für Verhältnisse wahrer Liebe zu lähmen, deren es für jedes Individuum nur sehr wenige geben kann?

In der schönen Literatur der Franzosen war für sie keine Rettung wider ein solches Verderben. Der Charakter der schönen Literatur eines Volkes wird von dessen Fähigkeiten und von der Richtung bestimmt, welche diese genommen haben. So stellt die französische schöne Literatur kein anderes Ideal dar, (die Darstellung des Idealen ist ja der Charakter der schönen Literatur) als das einer conventionellen Tugend, Ehre, Empfindung; häufiger aber, so häufig, als die schöne Literatur keines anderen Volkes: Ideale sinnlich-geistigen Vergnügens, ohne alle Beziehung auf Sittlichkeit der Gefühle. Die Gesellschaft verderbte sie, sie verderbte die Gesellschaft.

Bevor ein weibliches Geschöpf kein Gegenstand des Vergnügens, kein Werkzeug des Vortheils war, betrachtete dieselbe es als eine Null. Der heilige Stand der Jungfräulichkeit, während dessen die Frau das Bild der Verhältnisse des Lebens, in welches die Liebe sie einführen wird, noch unverwirrt über dessen Erscheinungen durch unmittelbare Beziehungen zu denselben, klar in diese Stille von Geist, Gemüth und Seele aufnehmen soll; war ein leeres Nichtdaseyn für die Mädchen in Frankreich, das ihnen in der Einsamkeit der Klöster, oder in einer unbeseelteren häuslichen Abgeschiedenheit verfloß; war die traurige Frist einer Dressur zu conventionellen Formen und Formeln. »Die Mädchen« sagt Montesquieu, »welche durch die Ehe zu den Lustbarkeiten, zur Freiheit gelangen; deren Geist nicht denken, deren Herz nicht fühlen, deren Ohr nicht hören darf, die nur erscheinen, sich linkisch zu zeigen, zu endlosen Kleinigkeiten und Belehrungen verdammt, heirathen gern« *).

Die Ehe, aber keineswegs eine Ehe, welche die Liebe geschlossen, entzog sie dem geschilderten Zustand, und versetzte sie, nicht an die Seite eines Gatten, an die Spitze eines Hausstandes, in die Mitte von Kindern und Dienstleuten, sondern in

---

*) Esprit des loix. T. 3. L. XXXIII. c. IX. S. 201.

einen Sallon, in die Gesellschaft, in die Intriguen, unter lauter egoistische, meist auch frivole Interessen.

Ein tiefes Gemüth, ein kräftiger Geist mochten sich in der Freiheit und dem Männerverkehr, welche den Frauen dort zugleich eröffnet waren, auch umfassendere Beziehungen und Einsichten bilden; aber die sittliche Kraft, dem Strome des Vergnügens, und zwar des sinnlich-geistigen Vergnügens, zu widerstehn, versagte den Frauen im Allgemeinen diese Lage. Die Einzelne hätte stark seyn mögen wider dessen einzelne Gewalt auf ihr Gemüth; sie konnte der damit vereinten Gewalt aller Uebrigen, die er dahin riß, nicht widerstehn.

So mußte Ninon l'Enclos bekennen: »Ich habe früh über die Lage beider Geschlechter nachgedacht und gefunden, daß dem weiblichen Geschlecht alle Kleinigkeiten, alle Nichtswürdigkeiten übergeben, alle Kenntnisse, aller Ernst, alle Thätigkeit dem männlichen vorbehalten wären; von dem Augenblick entschloß ich mich, ein Mann zu seyn.« Sie war männlich an Geisteskraft, an Bestimmung ihres Willens durch den Geist, an Kraft des Willens; aber indem sie mit gleicher Willenskraft dem Zuge eines sinnlich-geistigen Vergnügens folgte, wurde sie eine Abart der Natur.

Andere Frauen, minder stark an Geist und min-

der verwegen als sie, brachen nicht so absolut mit der weiblichen Lage; aber sie vergeudeten die schönsten Tage und Kräfte an vorübergehende Liebesverhältnisse, an Gunstbuhlereien, Parthei- und Privat-Intriguen, bis im Alter die Art ihrer Rückkehr zu Gott und zur Einsamkeit den Rausch naturwidriger Genüsse, Hoffnungen und Besorgnisse ihres Lebens in Apathie begrub vor der gänzlichen Vergessenheit des Todes.

Die vielen französischen Memoiren und Briefsammlungen aus der Zeit Ludwig des Vierzehnten sind voller Beispiele solcher Schicksale. Wir wollen nur der merkwürdigsten gedenken: der Art, wie die geniale Herzogin von Longueville ihr Leben beschloß, und des Bildes vom Zustande ihres Innern in den letzten Jahren ihres Lebens, welches die Marquise von Sevigné in den Briefen an ihre Tochter entwirft.

Die immer vorwärts schreitende Entwickelung des Geistes nagte an der Ehrwürdigkeit desjenigen, was nur äußere Gestalt der Religion war; indeß der Rausch des Vergnügens die Stille und Lauterkeit des Innern verwüstete, welchen der Sinn jener Formen sich aufschließt, welchen das Heilige und Freudenreiche bewußt wird, worauf sie sich beziehen.

Je lockerer dieser Zügel, um so wilder die Ausgelassenheit der Begier. Man weiß nicht ob man schaudern soll vor dem Wahnwitz, oder die verkehrte Gei-

stesstärke beklagen, die in den Worten der Herzogin von Berry, der Tochter des Regenten von Orleans, liegt, welche im Angesichte des vorzeitigen, qualenvollen, nahen Todes, dem ihre Ausschweifungen sie entgegenführten, verschmähte, damit inne zu halten, und rief: »Kurz ist mein Leben, aber gut!«

Allemal ist Geist in dieser Aeußerung; aber der Geist bedarf der Gemeinschaft der Sittlichkeit, sich zu erhalten: er steht in der Mitte zwischen Sinnlichkeit und Sinn; er wird von jener zu Boden gezogen, er läutert sich und verstärkt sich durch den Sinn.

Von Generation zu Generation entwürdigter erscheint das weibliche Geschlecht in Frankreich. Zwei Menschenalter nach der Herzogin von Berry, am Tage nach der Metzelei der Schweizer, überboten Frauen vom Hofe an Greuel wahnwitziger Ueppigkeit, die Greuel wahnwitziger Grausamkeit, welche Frauen aus dem Pöbel am vorigen Tage verübt.

Aber zu eben jener Zeit tritt gleichsam eine Wiedergeburt des weiblichen Geschlechtes in Frankreich ein, welche dasselbe, verherrlicht durch Beispiele des edelsten Heroismus, naturgemäßeren Verhältnissen wenigstens zurückgab.

Die dem Frauengeschlecht nothwendige ideale Heimath der Existenz, welche den französischen Frauen mit der Häuslichkeit in der Wirklichkeit, mit der Religiosität im Geiste entzogen war, fanden sie wie-

der, indem vor dem Schrei, der in ihren baarsten Tiefen angefallenen natürlichen Empfindung das Geflüster künstlicher Begierden verstummte; indem Verhältnisse, welche alle menschlichen Kräfte mit der strengsten Noth des Augenblicks in Anspruch nahmen, ihnen die natürlichen Bande gewaltsam fühlbar machten, und sie auf einen naturgemäßen Bund mit dem männlichen Geschlecht verwiesen; indem das Ideal des bürgerlichen Glückes ihres Vaterlandes an die Stelle religiöser Ideale für sie trat.

Die Frau, welche die Möglichkeit solcher Formen der Wirklichkeit, welche der vernünftigen Würde des Menschen entsprechen, vermöge der Stärke ihres idealen Sinnes, und der größeren Kraft selbst vergessener Aufopferung ihres liebenden Herzens für möglicher hält, als der Mann; deren Geist nicht mit der Schärfe des männlichen Geistes die Hindernisse durchschaut, welche denselben in den gegebenen Verhältnissen entgegentreten, strebt, von der Aussicht auf sie hingerissen, rascher, zuversichtlicher, aufopfernder dafür, als der Mann; und es liegt in der Natur der Sache, daß ein solches Streben kleinlichen, frivolen, egoistischen Interessen enthebe.

So geschah vorzüglich durch die Frauen, daß Begebenheiten, welche der Menschheit zur Schande, ihr auch zum Ruhme gereichen.

Nicht erwähne ich der unzähligen Züge von ge-

schwisterlicher, kindlicher, ehelicher Liebe, von Freundschaft, Treue, Dienstreue, womit das Frauengeschlecht in Frankreich sich während der Revolution verherrlicht hat; sie sind bekannt und unvergeßlich. Auch bei ihnen bewährt sich jedoch, was wir von der vorzüglichen Willensstärke und dem minderen Zartgefühl der französischen Frauen bemerkt haben. Wenn die Gewaltsamkeit der Lagen bei den meisten jener Vorfälle, Nichtachtung des Zartgefühls, ja Verletzungen desselben, rechtfertigt: so läßt sich doch in den dabei obwaltenden Nebenumständen selten oder nie auch nur ein Zucken dieser verletzten, so starken weiblichen Empfindung spüren.

Das geschlechtlich Naturgemäße, das bei den Begebenheiten, welche den neunten Thermidor begleiteten, in dem Benehmen von Tallien und Madame Cabarus erscheint, die nachmals Talliens Gemahlin wurde, läßt sich nicht übergehn, weil dieß Beispiel, wie der Anfang eines neuen echtmännlichen und echtweiblichen Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern in Frankreich erscheint, das in der neueren Zeit eintrat.

Robespierre, der die Gewandtheit und Volksgunst Talliens scheute, wollte sich seiner, unterm Vorwande einer zu Bordeaux entdeckten Verschwörung, entledigen, und ersah Madame Cabarus, welche zu Bordeaux gelebt hatte, sich in Paris und in einem

vertrauten Verhältniß zu Tallien befand, ihm dabei als Werkzeug zu dienen.

Sie wies den Antrag mit Abscheu von sich, und wurde in's Gefängniß gesetzt. Nach drei Tagen erschien daselbst ein Beauftragter Robespierre's, legte ihr eine Schrift vor, welche, unterzeichnete sie dieselbe, den Untergang Talliens nach sich ziehen mußte, und stellte ihr die Wahl, sie zu unterzeichnen, oder selbst das Schaffot zu besteigen. Sie unterzeichnete nicht und sah dem Tode entgegen; voll Verlangen, ihrem Freunde Nachricht von sich und ihrer Lage zu geben, den Entschluß zur Befreiung des Vaterlandes in ihm anzuregen, zu ihrer eigenen Befreiung ihn aufzufordern; ohne Hoffnung dazu, weil es ihr an Werkzeug zum Schreiben gebrach. Indem sie in dem innern Hof des Kerkers umherging, wo Abends Luft zu schöpfen den Gefangenen erlaubt war, fällt ein Lauchstengel zu ihren Füßen nieder. Sie hebt ihn auf; er ist gespalten, im Innern entdeckt sich ein Blatt; eine Freundin giebt ihr Nachricht, daß sie in der Nacht das Nöthige zum Schreiben und Gelegenheit erhalten werde, einen Brief zu bestellen. Sie schrieb an Tallien:

»Der Polizeiadministrator verläßt so eben das Gefängniß. Er hat mir angekündigt, daß ich morgen vorgefordert werden, das heißt, das Schaffot besteigen würde.«

»Wie ungleich meinem Traume dieser Nacht! Robespierre war nicht mehr, die Kerker waren geöffnet. Ein muthvoller Mann vermöchte vielleicht, dem Wirklichkeit zu geben. — Dank sey Ihrer nichtswürdigen Feigheit; es wird Niemand übrig bleiben, diese Wohlthat zu erleben.«

Tallien antwortete:

»Zeigen Sie so viel Vorsicht als ich Muth zeigen werde; vor allem aber, beschwichtigen Sie Ihr Gehirn!«

Der neunte Thermidor stürzte die Tyrannei Robespierre's, und Tallien hatte gehalten, was sein männliches Wort versprach.

Die Regierung Buonapartes trug sehr viel dazu bei, das weibliche Geschlecht in Frankreich wieder in die Grenzen seiner Bestimmung zurückzuführen. Theils war sein Charakter, seine selbst bestimmte, eiserne Willensstärke, der Einmischung von Frauen in Angelegenheiten, an deren Spitze er stand, nicht günstig, theils mochte es ein Zweck seiner Politik seyn, eine Folge seiner Ansichten, daß er sie davon zurückhielt. Auch ist er vor allen von den Französinnen gehaßt, die sich von jener Einmischung nicht los sagen konnten.

Bei einem Zustande der Gesellschaft, wie der unter den Bourbonen vor der Revolution, war das, was die Gesetzgebung in Bezug auf dasselbe anord-

nete, von geringem Einfluß auf die Gesinnungen des weiblichen Geschlechts und von sehr unvollkommener Bedeutsamkeit rücksichtlich seiner Lage. Die Autorität des Königs überbot, der Einfluß der Gesellschaft lähmte die Autorität der Gesetze, und beide ruhten in den Händen der Frauen.

Der Codex Napoleon scheint bei allen, diese betreffenden Verfügungen ihre Zurückzwängung in die Grenzen der Weiblichkeit vor Augen zu haben. Nur aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheinen seine Gesetze, insofern sie die Verhälnisse der Frauen bestimmen, nicht unverzeihlich ungerecht und im Widerspruch mit sich selbst.

Alle Selbstständigkeit verschaffte die Ehe den Frauen des ehemaligen Frankreichs. Alle Selbstständigkeit entzieht die Ehe den Frauen nach dem Codex Napoleon.

Schon seine Anordnung daß die Französin, welche einen Ausländer heirathet, in das Recht ihres Mannes übergehen soll *), deutet darauf, daß dieses Gesetz die Frau als völlig abhängig vom Manne betrachtet. Die Frau ist, nach dessen Vorschrift, dem Manne Gehorsam schuldig; dieser ihr Schutz **) Ein

*) Code Napoléon. Livre I. T. I. c. 2. §. 19.

**) Ebendaselbst L. I. T. V. c. 6. §. 213. Le Mari doit protection à sa femme, la femme doit obeisance à son mari. Aber wer zu befehlen im Stande ist, ist darum nicht im

Theil ihres Vermögens gehört der ehelichen Gütergemeinschaft, und diesen Theil verwaltet ausschließlich der Mann. Er kann ihn verkaufen, verschreiben, verwenden, ohne ihre Zustimmung *). Sie kann nicht über den kleinsten Theil des Vermögens dieser Gemeinschaft, nicht einmal zur Befreiung ihres Gatten aus dem Kerker, nicht zur Aussteuer ihrer gemeinschaftlichen Kinder verfügen, ohne seine Bewilligung, in Ermanglung derselben, ohne die Bewilligung der Gerichte **). Nichts sichert sie in Bezug auf diesen Besitz wider den Leichtsinn, wider die Schlechtigkeit des Gatten, als eine gerichtlich nachgesuchte Auflösung der ehelichen Gütergemeinschaft ***).

Doch hat sie auch jene Auflösung bewirkt, bleibt ihr die Verpflichtung den leichtsinnigen, den schlechten Gatten, ihre gemeinschaftlichen Kinder zu erhalten ****), ohne die, vom Gesetz gestattete, allein mit voller Würdigung der Wichtigkeit des ehelichen Verhältnisses erschwerte, verzögerte Ehescheidung. Auch ihre

---

Stande zu beschirmen; und der unbestimmte, unbedingte Tausch von Gehorsam gegen Schirm, ist das Unvernünftigste von der Welt, der Grund aller Sclaverey. Ein Lastträger kann Kant beschirmen, dafür ist Kant dem Lastträger Gehorsam schuldig.

*) Code Napoléon Liv. III. T. V. c. 2. §. 1421. — 1426.

**) Ebend. ebend. §. 1427.

***) Ebend. ebend. §. 1443.

****) Ebend. ebend. §. 1448.

persönliche Habe kann die Frau nicht veräußern, kann keinen rechtskräftigen Akt in Bezug auf dieselbe vollziehn, ohne Zustimmung ihres Mannes, oder der Gerichte. Ihr unabhängiges Recht an ihren Besitz beginnt vom Augenblick, da er aufhört ihr Besitz zu seyn; nach ihrem Tode, im Testament ist ihr verstattet, unumschränkt über ihr Vermögen zu verfügen *).

Und gleichwohl ist dieses zur Unmündigkeit verdammte Geschöpf fähig, bürgerliche Handlung zu treiben; es darf unabhängig erwerben, da es nicht unabhängig besitzen darf. Es hat die gesetzliche Verpflichtung seine Kinder zu erhalten, zu erziehen, seine bedürftigen Aeltern und Verwandte zu erhalten, seine Schwiegerältern, wenn nicht der Gatte, dessen Aeltern diese waren, sammt den Kindern, die es mit ihm erzeugte, gestorben sind; oder wenn nicht die Schwiegermutter in eine neue Ehe trat **).

Offenbar gehen alle diese Gesetze darauf aus, die Frauen unterzuordnen und die Familienbande stärker anzuziehn. Allein das Gesetz kann keine andere Grundlage haben, als die Natur der Dinge; gründet es sich auf den besondern Zweck einzelnen, verderbten Modificationen entgegen zu wirken, welche diese an-

*) Code Napoléon L. I. T. V. c. 6. §. 226.

**) Ebend. L. I. T. V. c. 5. §. 203. 205. 206.

genommen haben mag: so führt es andere verderbte ein, im Augenblick, als dieser Zweck erreicht ist; und die Natur wird selbst verletzt, wenn man ihren Geboten der Liebe einen andern Zwang, als den sie darin legte, andere Strafen, als womit sie deren Uebertretung rächt, beifügen will.

Der Einfluß der Literatur bereitete einigermaßen jene jüngste Umwandlung des Verhältnisses beider Geschlechter in Frankreich vor.

Es konnte nicht fehlen, daß auch unter den Franzosen ein aufgeregtes Nachdenken die Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur und Bestimmung zum Gegenstand seiner Forschungen wählte; allein Vergnügen, Eitelkeit und Vortheil waren drei Hebel, welche zu mächtig unter dieser Nation in dem Verkehr beider Geschlechter gewirkt hatten und wirkten, als daß sie nicht die richtigen Gesichtspunkte für diesen Gegenstand verrücken sollten. Selbst Montesquieus scharfer Geist und zarter Sinn, die so viel Licht über die menschlichen Verhältnisse verbreitet, haben nicht ihre gewöhnliche Schärfe und Tiefe in Rücksicht auf diesen Gegenstand: »Unser Verhältniß zu den Frauen,« sagt er, »beruht auf den Reiz zu lieben und geliebt zu werden; auf das Verlangen ihnen zu gefallen, weil sie sehr richtig über den persönlichen Werth urtheilen *).«

*) Esprit des loix. T. IV. L. XXVIII. c XII. p. 165.

Rousseaus Einfalt und Innigkeit des Geistes und Sinnes stellten das weibliche Bild mit Zügen der Wahrheit, und in Verhältnissen dar, die es in der Wirklichkeit selten mehr trug, in welchen man es in dieser nicht mehr erblickte; doch legte er, nach seiner Schwärmerei für das baare physisch Natürliche in den Verhältnissen, auf die Naturbestimmung des Weibes zum Mutterseyn und die daraus für sie herrührenden physischen Pflichten, ein einseitiges, wenn nicht ein übertriebenes Gewicht.

Es wäre übertrieben, zu behaupten, daß an der so eben geschilderten Art der Verhältnisse des weiblichen Geschlechtes unter den Franzosen das ganze Geschlecht der Nation Theil gehabt habe. Unter den Bürgern der Städte, auf dem Lande, erhielten sich naturgemäßere Verhältnisse der Geschlechter und verdankten dem Nationalsinn für alles Conventionelle ein bestimmtes Gepräge, eine Stetigkeit, eine Ausbreitung bis in die niedrigsten Volksclassen, welche ihnen bei keinem andern Volke eigen sind.

Indessen war jene Art allgemein bei dem Theil der Nation, der vorzugsweisen Einfluß auf die europäische Welt, insonderheit auf die deutsche ausübte.

IX.

Von dem Einfluß der Verhältnisse des weiblichen Geschlechtes in Frankreich auf die Lage desselben in Europa, während der neuesten Zeit, insonderheit aber in Deutschland während derselben.

So wie die Franken von allen Nationen, welche Reiche auf dem Ruin der römischen Macht gegründet, sich allein im Besitz der gestifteten Macht erhielten, wurden sie auch diejenige Nation, an welche der Impuls kam, der früher, in Bezug auf die politischen Verhältnisse sowohl, als in Bezug auf solche, die nicht mit der kriegerischen Tapferkeit zunächst wie diese zusammenhangen, von Rom und Italien auszugehen pflegte.

England behauptete sich mittelst der Oertlichkeit seiner Lage, mittelst seiner frühe schon festgeregelten bürgerlichen Verfassung, selbstständiger wider diesen Impuls; in Rücksicht seiner politischen sowohl, als seiner gesellschaftlichen Verhältnisse.

Spanien schirmte die nachbarliche Feindschaft und der Stolz der Nation einigermaßen davor.

Italien, seine Vorzeit, die Bestimmungen, welche klimatische Einflüsse der Lebensweise seiner Bewohner geben.

Deutschland trat in immer nähere Beziehungen

zu Frankreich seit dem fünfzehnten Jahrhundert. Was der Sinn für das Conventionelle, welcher dem Deutschen gebricht, bei diesem nicht geschaffen, wurde ihm durch dasjenige ersetzt, was er bei dem Nachbarvolke gebildet. Besonders aber verschaffte der westphälische Friede diesem den unbeschränktesten, vielartigsten Einfluß auf Literatur, Erziehung, gesellschaftliche, politische Verhältnisse in Deutschland, natürlich auch auf das Verhältniß des weiblichen Geschlechtes, die Bildung desselben, die Ansicht von demselben.

Eine fremde, raffinirte, verderbte Art wurde beinahe plötzlich auf die größte Rohheit geimpft, und durchkreuzte deren Trieb der Veredlung und Bildung aus eigenen Säften. Dieß brachte in Deutschland ein Zeitalter zu Wege, während dessen Rohheit und Frivolität unter einander zu wetteifern schienen, welche den natürlichen weiblichen Tugenden mehr Abbruch thun, und welche das Werk der andern in greulicherer Gestalt hervorheben könnte?

Man betrachtet das Leben der edlen und geistvollen Sophia Charlotte von Preußen, die Gedichte der Sänger an ihrem Hofe *), die Briefe ihrer Mutter; die Züge, welche uns die Geschichte vom Leben der Pfalzgräfin und Königin von Böhmen, Elisa-

*) Von Canitz und von Besser.

beth aufbewahret hat, das gesellschaftliche Leben der vornehmsten, der geistreichsten, der gebildetesten Frauen jener Zeit, nicht ohne Erstaunen, über die Plumpheit und Frivolität der Scherze, der Belustigungen; über die mit Füßen getretene Verschämtheit die dumpfe Gleichgültigkeit gegen die Empfindungen Andrer, gegen die Heiligkeit und Beglückung der häuslichen Bande. Der Hof König Augusts von Pohlen, die Ueberbleibsel aus jener Zeit, welche man in den Residenzschlössern kleiner Fürsten in Deutschland trifft, geben ein noch crasseres Bild, dessen Züge nicht in dieses Buch gehören.

Indessen verfeinerte sich die Sprache, Scherz und Vergnügen söhnten sich mit dem Anstand aus; aber die deutschen Frauen waren aus ihrem natürlichen Element, der Häuslichkeit, in ein unnatürliches, die Gesellschaft versetzt. Dort hatten sie durch Fleiß, Liebe und Frömmigkeit, durch ihre natürliche, leibliche Schönheit genügt. Hier sollten sie durch ein gewandtes, leichtes Benehmen, durch hurtigen Witz, gleich ihrem Vorbilde, den Französinnen, reitzen: durch Eigenschaften, welche mit der lebhafteren Geistes- und Willensstärke dieser letzteren verbunden sind, aber die ideale Zartheit des Sinnes, die Innigkeit, nicht zu begleiten pflegen, welche die Vorzüge der deutschen Frau ausmachen; ja, von den, jenen Eigenschaften verwandten Tugenden gehindert werden.

Die Einmischung in die Angelegenheiten des öffentlichen bürgerlichen Lebens, wozu die Deutsche weder gleichen Hang noch gleiches Geschick als die Französin besitzt, verweigerte, seiner Art nach, ihr auch der deutsche Mann; hiemit fiel ein gehaltvolles Interesse der französischen Gesellschaft für die Gesellschaft in Deutschland weg.

Die tiefe Schweigsamkeit, womit der Deutsche so Wissen als Geschäft betreibt, schlossen auch die wissenschaftliche Belebung davon aus, und machten es der deutschen Frau unmöglich, einer Masse von Begriffen, die ihrem Geiste Aufklärung gegeben hätten, sich in ihr zu bemächtigen, wie die Frauen Frankreichs; wo außerdem eine größere Aehnlichkeit der Geistesweisen beider Geschlechter den Mann bewegt, Urtheil und Einsichten der Frau gelten zu lassen und zu schätzen, und die Galanterie ein Beweggrund war, der ebenfalls in Deutschland wegfiel; denn kein lebhafter Trieb des Vergnügens, keine Schwäche des sittlichen Gefühls brachten hier etwas Aehnliches zu Wege, oder entsprachen hier der herübergeliehenen Form. Sie wurde von den besseren Männern der Nation verachtet, besonders im Mittelstande, wo der Einfluß der französischen Sitte minder stark als unter den höheren Ständen wirkte; Gecken ahmten sie ungeschickt oder mit Rohheit nach. Da nun endlich die Heiterkeit, die Leichtigkeit des Geistes, der Trieb

des Vergnügens, das Vergnügen am Gespräch der Franzosen den Deutschen gebrachen: wurde die französirt deutsche Gesellschaft, das ungeschickteste, langweiligste, trivialste, halbste, unnatürlichste Ding. Sie verschaffte dem Geist der Frauen nicht einen Vortheil, und entzog ihrem Gemüth die Innigkeit ungetheilter Interessen des Familienlebens; ihrer Seele den Frieden, der die Erfüllung einer natürlichen Bestimmung begleitet.

Die französische Ansicht vom weiblichen Geschlecht als einen Gegenstand des Vergnügens des Mannes, war in Schwung gebracht. Der Deutsche gab ihr mehr Tiefe und Ausdehnung, als der Leichtsinn des Franzosen und die Naturart beider Geschlechter derselben in Frankreich gestatteten. Das Sklavische, was an sich darin liegt, trat nun in aller Baarheit hervor. Insofern es dem deutschen Ernst und seiner Tüchtigkeit nicht zusagte, die Frauen als einen Gegenstand des Vergnügens zu betrachten, betrachtete er sie als einen Gegenstand des Nutzens, so erhielt das ganze weibliche Daseyn eine Beziehung auf das männliche, alle Gemeinschaft zwischen Mann und Weib eine Beziehung auf sinnliche Befriedigung oder Nutzen, auf Liebe oder Ehe, Vergnügen oder Hausstand: wodurch eine unnatürliche Einförmigkeit, etwas Unlauteres derselben, bis auf die Vorstellung davon entstand.

Die weibliche Bildung verlor den selbstständigen Zweck. Statt die Mädchen zur Weiblichkeit zu erziehen, sie lebendig, zart, einfach, mitfühlend, liebvoll, innig und lauter zu bilden, ihren Geist zur Erleuchtung und Beherrschung ihrer Triebe zu gewöhnen: erzog man sie, zu reitzen, zu unterhalten, zu Haushälterinnen, zu einer völligen Negation des Willens, die man Sanftmuth nannte: und hierin setzte man die Weiblichkeit.

Die Ansicht von der Ehe wurde auf gleiche Weise beengt. Ein neuer Schriftsteller spricht sie in ihrer ganzen Baarheit aus, wenn er sagt: »der Zweck der Ehe ist Kinder zu zeugen und eine gute Suppe zu essen.«

Die Ehe wurde nicht als ein Verhältniß zwischen Gleichen betrachtet, welches deren gegenseitige Vervollkommnung durch einander, die Gemeinschaft aller ihrer Interessen, geistiger, moralischer, äußerlicher, zum Zweck hat. Sie ward ein frivoles Verhältniß das Begier schloß, das seine Unauflöslichkeit langweilig und beschwerlich, seine Innigkeit gemein machte. Sie entbehrte, besserer Art, auf das Behagen des Lebens, auf die Erzeugung und Erziehung von Nachkommen berechnet, doch der vollkommenen geistigen und sittlichen Mittheilung und Gemeinschaft zwischen den Gatten, welche allein dem engen Kreise der Häuslichkeit Weite und Reichthum, und dem

täglichen Beisammenleben tägliche Neuheit geben können.

Der Mann als Herr des Hauses und des Weibes forderte nicht nur den natürlichen Gehorsam, zu dem die Ueberlegenheit an Geist und Willen berechtigen, die vorzugsweise Bestimmung des Willens durch den Geist, der ein Geboth des Herzens, die Freude und der Stolz einer jeden vernünftigen Frau seyn wird. Er hielt sich nicht zur Nachgiebigkeit verpflichtet, wenn Sympathie, Liebe oder größere Lauterkeit der Gesinnungen der Frau eine vorzüglichere Aufklärung verschafften: und reizte diese so zum Eigensinn, zur elendesten List; wie sie Sturz in seiner: Farth nach dem Dniester, beschreibt.

Bei gesellschaftlichen Verhältnissen, wie die der Franzosen; in Anwendung für Zwecke, die wider Fremde, Gewaltigere durchgesetzt werden, mag die List etwas Ergötzliches haben. Sie entwürdigt unter solchen Umständen auch nicht den Charakter. In Anwendung auf die innigsten Verhältnisse der Liebe ist sie abscheulich. Sie vertilgt die lautere Erquickung des Lebens, die aus wechselseitigem, einfaltsvollen Vertrauen quillt; und im häuslichen Leben erlangt sie so kleinliche Zwecke zum Ziel, daß der Charakter durch sie nicht nur schlecht, sondern läppisch werden muß.

Selbst die edelsten Schriftsteller der Deutschen

aus jener Periode betrachten das weibliche Geschlecht als abhängig vom männlichen; beziehen dessen Daseyn auf Vergnügen und Bedürfnisse des Mannes, auf baares Vergnügen, baare Bedürfnisse; sind nicht minder trivial und roh in ihren Ansichten von weiblicher Bildung und Ehe, als ihre Zeit.

Kant meint: »die Frauen sollen sich um Gegenstände des Wissens nicht kümmern. Tiefes Nachdenken und lange, schwere Betrachtungen schicken sich nicht für sie. Von den Mänaden sollen sie nur so viel verstehen, um das Salz eines Spottgedichtes zu vernehmen, und den Cartesius ruhig seine Wirbel drehen lassen, wenn auch der artige Fontenelle ihnen unter den Wandelsternen Gesellschaft leisten wollte. Der Inhalt der großen Wissenschaft des Frauenzimmers ist der Mensch, unter den Menschen, der Mann« *).

»Ein Mann« heißt es in demselben Buche, »muß es seiner Frau niemahls sagen, wenn er, einen Theil seines Vermögens um einen Freund in Gefahr setzt. Warum will er ihre muntere Gesprächigkeit fesseln, dadurch, daß er ihr Gemüth mit einem wichtigen Geheimnisse belästigt, dessen Aufbewahrung ihm allein obliegt?« **)

*) Betrachtungen über das Schöne und Erhabene ꝛc. S. 47 — 80.

**) Ebend. S. 80.

Wo ist hier ein Gedanke an menschliche Gleichheit der Geschlechter? an jene Gemeinschaftlichkeit der Interessen, welche die Ehe, um so bedeutender und gefahrvoller diese werden, um so inniger und trostreicher macht?

Minder frivol, nicht minder roh, bezieht Fichte, das ganze eheliche Verhältniß auf die Befriedigung der sinnlichen Begier und auf die physische Fortpflanzung der menschlichen Gattung *).

Indessen erweckten, das Unvollkommene, das Herabwürdigende für das weibliche Geschlecht bei diesen Ansichten, die trostlosen Folgen, welche sie für das menschliche Glück und den menschlichen Werth hatten, zu gleicher Zeit das Bedürfniß den Frauen zu einer würdigeren Stellung und Bildung zu verhelfen, bald den Widerstand dagegen.

Maria Wollstonecraft schrieb mit einem scharfen Geist, einem freurigen und edelem Gemüth zur Vertheidigung der Rechte ihres Geschlechtes.

Hippels Buch: über die bürgerliche Verbesserung der Weiber habe ich früher nicht Anlaß, später nicht Gelegenheit gehabt zu lesen. In seinem Buche: über die Ehe reiht er viele scharf-

---

*) Grundlage des Naturrechts, nach Principien der Wissenschaftslehre. Von J. G. Fichte. Zweiter Theil, oder angewandtes Naturrecht. Jena und Leipzig 1797.

bemerkte Einzelheiten der weiblichen Art an einander, wie diese sich nach dem Gepräge äußerte, welches den Frauen seiner Zeit, das schon so lange auf die männliche Existenz bezogene weibliche Daseyn, und die Nachahmung französischer Sitten gegeben. Sie stellen fast eine Kette von Widersprüchen dar; und er scheint im Ganzen geneigt das ganze Geschlecht für eine anmuthige Caprice der Natur zu erklären.

Doch entgehen die Erregbarkeiten, die Feinheit und Nachgiebigkeit des weiblichen Wesens, entgeht der weibliche Takt, das Vorwalten der Sympathie und Liebe im weiblichen Herzen, die ideale Sinnesstärke der weiblichen Seele, in ihren Aeußerungen weder seinem Geiste noch seinem Gefühl.

Spätere Schriftsteller hoben einseitig jene Gemüthseigenschaften und die verwandte Empfindsamkeit der weiblichen Natur als Wesen der Weiblichkeit hervor, und machten sie zu Wendepunkten der weiblichen Bildung, bei welcher sie auch die Bildung des Geistes nicht mehr so ganz als ihre Vorgänger vernachlässigt wissen wollten.

Dieß hatte den Nutzen, die Gefallsucht, welche bei dem Geschlecht unnatürlich überwiegen muß, so lange dessen Daseyn auf das Daseyn des Mannes bezogen betrachtet wird, von Einfällen der Frivolität auf Empfindungen zu lenken. Es liegt hierin

auf falschem Wege doch eine Wiederkehr zum rechten Ziel.

Aber, wie Frivolität den Sinn verwirrt, erschlafft ihn Empfindelei; wenn schon der Schritt von dieser zur Natur für die Frauen kein völliger Rückschritt ist, wie der von jener. Empfindelei ist eine unvermeidliche Folge, wenn man die Empfindsamkeit durch künstliche Mittel entwickeln will; wenn sie überhaupt als abhängig von Geist und Willen betrachtet wird. Die Erziehung unsrer Tage erzeugt sie häufig bei den Frauen, wo auch keine Gefallsucht sie erzeugt: oft bewirken beide sie gemeinschaftlich.

Die Bildung des Geistes bei der neueren weiblichen Erziehung ist, wie gesagt, nur dem Grade, nicht der Richtung nach verschieden von jener, welche schon Kant gestattete. Sie bezieht sich nur auf das Vergnügen des gesellschaftlichen Verkehrs: ist eine Art von geistigem Putz.

Auch die Ansicht von der Ehe hat im Wesentlichen keine Veränderung durch die Schriftsteller erfahren, welche in der neueren Zeit die Verhältnisse des weiblichen Geschlechtes zum Gegenstand ihrer Betrachtung erwählten. Sie haben dessen Fesseln nicht gelößt.

Wäre in jenen Tagen, als eine friedliche Periode eintrat, welche der höheren geistigen Bildung,

die mit dem sechszehnten Jahrhundert in Deutschland begonnen, gestattete, ihren Einfluß durch das Privatleben zu verbreiten, zur Zeit des westphälischen Friedens, der französische Einfluß nicht gewesen, welcher die Ansicht vom weiblichen Geschlecht, als einen Gegenstand zum Vergnügen des männlichen Geschlechtes in Schwung brachte und Anlaß zu der Ansicht von demselben, als einen Gegenstand zum Nutzen des letzteren, gab: blieben die Frauen, als die andere Hälfte der Menschheit, in Verhältnissen der Gleichheit dem Manne gegenüber, wobei dieser die Eigenthümlichkeiten der weiblichen Art mit viel mehr Freimüthigkeit und Gerechtigkeit gewürdiget haben möchte, als auf solche Weise möglich war.

Kein sklavischer und selbstischer Zweck, den Mann zu reitzen, zu unterhalten, und auf diesem Wege zu gewinnen, hätte die edelsten Eigenthümlichkeiten der weiblichen Art, der Vernachlässigung, der Verwüstung preis gegeben, insofern sie demselben nicht dienten oder hinderlich waren; hätte unnatürliche Fehler bei dem Geschlecht entwickelt.

Kein eben so sklavischer und selbstischer, wenn auch minder frivoler Zweck, den baaren Bedürfnissen eines Mannes, einer Familie genügen zu können, und dadurch Werth in männlicher Ansicht zu erhalten, hätte die Vernachlässigung der geistigen

Ausbildung des weiblichen Geschlechtes zur Folge gehabt, die Beschränkung derselben auf grobe mechanische Fertigkeiten: hätte das Hauswesen dumpf und öde gemacht, dessen Mittelpunkt sie wurden.

Die eheliche Vereinigung selbst, die menschliche und individuelle Vervollkommnung der Individuen, welche sie schließen, durch ihren Bund, die Gemeinschaft aller ihrer Interessen, sittlicher, geistiger, äußerlicher, wäre bei demselben zunächst in Erwägung gekommen; äußere Rücksichten in ihrer untergeordneten Berücksichtigung geblieben. Die Gebothe der Treue, der Liebe, der Behülflichkeit hätten dadurch nicht an Bedeutsamkeit verloren: im Gegentheil, sie hätten eine Nothwendigkeit der Befolgung gewonnen; und an die Stelle vom Geboth eines einseitigen Gehorsams, trat das Geboth unbedingter gegenseitiger Wahrhaftigkeit der Gatten, ohne welcher keine echte Ehe ist.

Keine unnatürliche, schädliche, entwürdigende Geselligkeit entzog die Frauen dem Elemente der Häuslichkeit dem sie angehören, dem einzigen gedeihlichen für das weibliche Wesen; oder verseichtete, verdarb, ihm beigemischt, dasselbe. Das häusliche Leben hätte durch seine Absonderung bestimmtere und innigere Züge, durch die Bildung der Frauen bedeutendere gewonnen, als dem Familienleben unsrer Tage eigen sind, ohne deßhalb seinen Cha-

rakter einzubüßen, der Herzlichkeit, Lauterkeit und Schönheit.

Es hätten sich mannigfaltigere, freyere und reinsittlichere Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern, als die unter uns gewöhnlichen, zum Heile beider entwickelt.

Für den Mann im Mittelalter, der von wenig geistigen Interessen wußte, da die Wissenschaften, fast ausschließliches Eigenthum der Geistlichkeit, geringen Antheil am bürgerlichen Leben besaßen, reichten die einzelnen, einfachen Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern im Mittelalter hin; fast nur Verhältnisse der Blutsverwandschaft, Liebe oder Ehe.

Aber es findet ein Bedürfniß Statt, des Verkehrs zwischen beiden Geschlechtern, das nicht in den Trieben des Blutes, nicht in der Sinnlichkeit, nicht im baaren Bedürfniß des Lebens Ursprung und Ziel, das sie in dem Verlangen beider nach höherer menschlicher Vollkommenheit hat. Die Frau sehnt sich nach den Resultaten von des Mannes Geisteskraft und Klarheit, von seiner Willensstärke, seiner größeren physischen Kraft. Der Mann sehnt sich nach den Ergebnissen der Lebendigkeit, Zartheit, Bildlichkeit des weiblichen Geistes, der Innigkeit des weiblichen Herzens, der Lauterkeit und Schönheit der weiblichen Gesinnung.

Die Ehe umfaßt den vollendeten Grad dieses Verlangens, so wie dessen vollkommene Befriedigung.

Allein so wie der menschliche Geist sich vielfacher entwickelt, erstarken die geistigen Vermögen auf Kosten der sinnlichen Triebe, wird jenes Verlangen einer vielfacheren untergeordneteren Befriedigung fähig, und fordert dieselbe.

Sie entzieht der ehelichen Treue nichts. Diese ist durch das wechselseitige Verhältniß der eigenthümlichen Art zwischen zwei Individuen, durch die Gemeinschaft ihrer Interessen ohne Ausnahme, die ausschließliche gemeinsame Befriedigung des Triebes der Fortpflanzung gesichert. Im Gegentheil jene Befriedigung wird das Glück des ehelichen Verhältnisses bereichern; denn die Liebe gewinnt mit jeder Vervollkommung, welche dem geliebten Gegenstande zuwächst.

Wir sehen im Leben sittlicher, geistvoller und gebildeter Personen beider Geschlechter, in allen Altern, Beispiele, Verhältnisse jener Art zwischen Mann und Weib in der verschiedensten Gestalt; und immer begleitet sie ein ungemeiner, edler Reiz.

Wurde nicht die Stellung des weiblichen Geschlechtes gegen das männliche verschoben; das erstere untergeordnet, vernachlässiget; wurde nicht ein sinnliches oder ein oberflächliches Vergnügen des Geistes zum Zweck der Geselligkeit erhöht, welcher

alle übrige verschlang: mußte dieser gegenseitige Austausch von Naturgaben, dieses edelste aller Vergnügen, mit der fortschreitenden Entwickelung Hauptzweck der Geselligkeit beider Geschlechter werden; es ist kein anderer denkbar.

Bei öffentlichen Zusammenkünften zum Genuß der Kunst, der Natur, zur Feier von Geprängen, ihrer häuslichen Absonderung entzogen, wie im Mittelalter bei Turnieren und ähnlichen Festen der damaligen Zeit, erhielten die Frauen Anlaß, auch mit fremden Männern Verhältnisse anzuknüpfen, deren Ursprung dergestalt, wie immer sie sich mit der Zeit befestigt, oder in ihr aufgelöst haben möchten, das Bild einer schönen, reichen und bedeutenden Umgebung in der Erinnerung begleitete. Sie hätten sich an ein Kunstwerk der Jahrhunderte, an ein Fest der Natur oder des Vaterlandes geknüpft: statt daß nun die Erinnerung vom Ursprung der beseeltesten Verhältnisse zwischen Mann und Weib sich hinter Theetischen, Spieltischen, zwischen Gewinnsucht, Langeweile und Geklätsch verliert.

Im Innern eines Familienkreises, dessen bestimmtes Gepräge nichts wesentlich Fremdartiges in sich geduldet hätte; dessen geistiger Reichthum und innige Herzlichkeit den besten Prüfstein für geistigen Gehalt und sittlichen dargeboten, wären solche Ver-

hältnisse zu dauernden Freundschaften befestigt, oder schnell gelöst worden.

Jener Gehalt wäre bei einem Hauptzweck des Verkehrs, wie der erwähnte, zwischen beiden Geschlechtern viel mehr beachtet worden, als die frivolen Zwecke unserer Geselligkeit es mit sich bringen, wo Reiz, Gewandheit, Dreustigkeit, den edelsten Werth aufwiegen, oft überbieten, besonders beim weiblichen Geschlecht, und während dessen Jugend.

Es hätten sich aus Verhältnissen solcher Art, vielleicht naturgemäße, unmittelbare Beziehungen des weiblichen Geschlechtes zum öffentlichen Leben entwickelt; auf alle Fälle ein mehr rechtmäßiger Einfluß von jenem auf dieses, als es gegenwärtig darauf ausübt.

Der Austausch der gegenseitigen geistigen Naturgaben zwischen den Geschlechtern hat eine Annäherung ihrer geistigen Geschlechtsweise zur Folge. Das Weib kräftigt seinen Geist und seinen Willen dadurch, unterwirft auch seine Triebe der Regel von Erkenntniß und Urtheil; überwindet, ersetzt, auch durch die Kraft der Vorstellungen seine physische Schwäche, und sichert so den Frieden ihrer Seele.

Der Mann gewinnt an Milde der Ansichten und Urtheile; an Milde und Sittlichkeit der Triebe, an Lauterkeit des Willens. So erheben beide Geschlechter sich wechselsweise zu der höheren Stufe mensch-

licher Vollkommenheit, wonach ihr Streben geht; so würden sie einander in Deutschland dahin erhoben haben, ohne den unseligen Einfluß Frankreichs während fast zwei Jahrhunderten.

Rechnen wir von allen jenen muthmaßlichen Verhältnissen und deren Folgen auch ab, was Schwäche und Leidenschaft nothwendig daran verkümmert oder zerstört hätten: so bleibt doch unläugbar das Resultat, daß der Einfluß der französischen Denkweise und der Verhältnisse Frankreichs das Glück und den Werth beider Geschlechter in Deutschland auf eine nicht zu berechnende Weise, für eine nicht zu berechnende Frist zurückgesetzt, und in gleichem Maße das entgegengesetzte Unglück, die entgegengesetzte Entartung über beide gebracht.

X.

Von den Frauen bei den slavischen Nationen.

Die Natur hebt ihre Regeln immer wieder selbst auf, damit sie keine Fesseln werden. Die Grenze der Eigenthümlichkeit von Gattungen lösen Geschöpfe, in welchen die Eigenthümlichkeiten zweier Gattungen zusammenströmen. Die geschlechtliche Eigenthümlichkeit wird durch die individuelle aufgehoben.

Bei der französischen Nation findet eine große, individuelle Annäherung der weiblichen Geschlechtsweise zur männlichen Statt. Bei den Slaven vertauschen beide Geschlechter fast die jedwedem eigenthümliche Naturweise.

Der slavische Mann ist in der Regel schwächer an Kraft der Vorstellungen, an Willenskraft, und an Bestimmung des Willens durch die Vorstellung; stärker an Kraft der Empfindung und der Phantasie, als das übrige männliche Geschlecht: so wie die slavische Frau das übrige weibliche an Geistesstärke, Willensstärke und Bestimmung des Willens durch Vorstellungen übertrifft. Jener empfängt den Impuls zu seinen Handlungen gern von der Frau, wie der germanische Mann ihn den Handlungen der Frau zu ertheilen verlangt.

Bei den slavischen Nationen sehen wir auch das weibliche Geschlecht vielfach hinausgeschritten über den, ihm von seiner Naturbeschaffenheit angewiesenen, Berufskreis, in ein unmittelbares Verhältniß der Thätigkeit zu dem öffentlichen Leben treten: nur das Physische scheint zu verhindern, daß es keine allgemeine, gesetzliche Theilnahme an demselben genießt.

Die slavischen Frauen besitzen und verwalten ihr Vermögen, sobald sie mündig sind, in allen Verhältnissen unabhängig vom Mann. Sie üben auf ihren Grundgebieten die grundherrlichen Rechte und

Obliegenheiten, mit derselben Unabhängigkeit und Unmittelbarkeit der Verpflichtung, als dieser gegen den Staat. Das Gesetz fordert nicht, daß bei gerichtlichen Handlungen, welche sie vollziehen, der Mann als Beistand ihnen zur Seite sey.

Bei den ersten Ständen habe ich, im Kreise meiner Erfahrungen, die heilsamsten Folgen dieser Unabhängigkeit des Geschlechtes bemerkt; Frauen, welche die treuesten Ehefrauen, die liebevollsten und zärtlichsten Mütter waren, ein Vermögen, das männliche Thätigkeit und Umsicht es zu verwalten heischte, selbstständig verwalten, ja mehr in Ordnung bringen sah, und das Zeugniß durchaus unpartheiischer Männer, solcher, deren Verhältnisse sie in Stand setzten, darüber zu urtheilen, empfangen, daß sie dasselbe mit bewunderungswürdiger Festigkeit, Einsicht und Umsicht verwaltet und geordnet.

Bei den mittleren Ständen, wo Bildung und Besitz geringer waren, sind mir dagegen fast nur Beispiele vorgekommen, daß die völlige Selbstständigkeit des Besitzes der Frauen, die Trennung der Güter während der Ehe, welche damit zusammenhängt, der Innigkeit der ehelichen Verhältnisse Eintrag that, und überhaupt eine nachtheilige Wirkung auf den weiblichen Charakter äußerte.

Wie viel davon auf Rechnung der ungleich sorgfältigeren Erziehung der Frauen unter jenen ersten

Ständen in Vergleich zur vernachlässigten dieser letzteren Frauen kommt, wage ich nicht zu entscheiden.

Fast bei allen Nationen ist das Christenthum von Frauen eingeführt: jedoch auf eine ganz verschiedene Weise von der heiligen Olga in Rußland, von der heiligen Ludmilla in Böhmen, als in der Lombardei und in England von den obenerwähnten germanischen Königinnen, so verschieden die heilige Olga und die heilige Ludmilla auch dem Wesen und der Lage nach waren. Jene, von Geistlichen geleitet, bekehren einen Mann, ihren Gatten, ihren Sohn, zu demselben, und diesem folgt die Nation. Die letzteren sind selbst Apostel. Ergriffen von der göttlichen Menschlichkeit der Lehre, bekennen sie sich zu ihr, bekehren zu ihr, sterben für sie.

Wie vorzügliche männliche Charaktere der slavischen Geschichte, z. B. der heilige Wenzel, oder König Wenzel der Dritte, Erregbarkeit, Zartheit, Fülle der Empfindung und des idealen Sinnes mit den vorzugsweisen Eigenschaften der männlichen Natur, mit physischer Kraft, mit Kraft des Geistes und Willens vereinen, und so die Erscheinung darstellen vollendeter Menschlichkeit, jedoch bei schwächerem Grade der sämmtlichen Vermögen, als die Natur gestattet: trifft man denselben Verein bei den germanischen Nationen nicht.

Gleichwohl ist eben jene Vertauschung der Naturweisen beider Geschlechter, welche ihn erleichtert, wahrscheinlich Ursache des Schicksals verlorener politischer Selbstständigkeit, welches in Europa vorzüglich Nationen slavischen Stammes traf.

Es kam dadurch eine zu große Unruhe in das öffentliche Leben; das häusliche, welches demselben zum Stützpunkt und Gegengewicht dienen soll, verlor den ihm entgegengesetzten, lauteren und innigen Charakter; wurde zu nichtig, ihm Thätigkeit und Interessen zu entziehn; zu verderbt, das sittliche Princip der Menschheit kräftig zu bewahren und zu entwickeln.

Ueberall ist die Selbstständigkeit der Reiche da am wenigsten gesichert, wo die Frauen sich nicht wesentlich auf den Kreis beschränken, den Naturbestimmung ihnen anweist, auf das Haus: da am gesichertesten, wo innerhalb desselben sie das regste, unmittelbarste Interesse für den Staat beseelt; das älteste Germanien und England kann man in dieser Hinsicht zumal Polen entgegenstellen.

Die vorzugsweise Stärke des Sinnes der Seele in der weiblicher Natur ist von jeher wahrgenommen.

Alle Nationen legen einen hohen Werth auf die Jungfräulichkeit: es wurde der Vorstellung derselben bei vielen eine religiöse Beziehung gegeben, sie wurde in unmittelbarerem Zusammenhange mit der Gottheit gedacht. Beides hat seinen Grund im Bewußtseyn der Menschen von dem der menschlichen Seele eingeborenen Sinn der Vollkommenheit; in der Wahrnehmung der vorzüglichen Stärke dieses Sinnes im weiblichen Wesen.

Nur ein Fall ist, in welchem die Natur selbst die geistigen Vermögen des Menschen augenblicklich in dessen Physischem zu Nichts werden läßt, die in allen übrigen darüber herrschen können und sollen: der Augenblick, an welchem sie das Entstehen des menschlichen Daseyns geknüpft. Sie hat diesen Fall in die Huth der Schaamhaftigkeit gegeben, welche Montesquieu so schön und wahr als das Gefühl unserer Unvollkommenheit erklärt. Sie hat ihn geadelt, indem sie das Entstehen des Geschöpfes davon abhängig machte, dessen geistige Natur, gleichsam der

Sproß seiner physischen, vielleicht einen solchen Ursprung bedingt. Sie hat ihn zugleich eben dadurch beschränkt.

Die bürgerliche Gesellschaft, wie bemüht im Vereine mit der Natur, die menschliche Würde dabei zu bewahren, eben mit ihm den Ersatz für das, was er entzieht, zu verbinden, kettete ihn an das Verhältniß, wodurch die geschlechtliche und individuelle Mangelhaftigkeit des Einzelnen zu menschlicher Vollkommenheit gelangt, in dessen Schutz sie die physische Erhaltung, die erste geistige Entwickelung des Menschen stellte; ja eben das Vermögen, welches jener Fall unabwendlich verletzt, weil seiner Art das Geistige vor dem Physischen geht: die Ehe.

In diesen Einrichtungen der Natur und der bürgerlichen Gesellschaft liegt die Würde der Ehefrau; in der Unverletztheit des Vermögens, das nächst dem Willen, vor allem übrigen Vermögen des Menschen als ein Ausfluß des göttlichen Wesens sich beurkundet, des Sinnes, in der ursprünglichen reinen Bestimmung der Seele durch sich selbst, die Würde des jungfräulichen Standes.

Die Würde der Ehefrau ist m e n s c h l i c h e r, die jungfräuliche Würde g ö t t l i c h e r Heiligkeit: bei dieser fand keine nothwendige Trennung Statt von Sinn und Willen: die Seele ist E i n e s, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorging; jene ist

nicht ohne eine solche Trennung denkbar; doch auch nicht ohne ihre Vergütung durch eine menschliche Vervollkommung, welche jene Einheit der Seele ausschließt; durch ihre Vergütung mittelst Allem, was außerdem dem Menschen angelegentlich und heilig seyn kann.

Die alten Germanen maßen adeligen Jungfrauen etwas Vorschauendes, Göttliches bei. Nicht wegen ihres Adels, sondern als den Individuen vom weiblichen Geschlecht, bei welchen der Sinn der Seele auch nicht durch äußere Verhältnisse verletzt, durch keine Last des baaren Bedürfnisses, roher Arbeiten, abgestumpft seyn mochte.

Sie maßen nicht Gleiches adeligen Frauen bei, auch nicht den tugendsamsten; auch nicht adeligen Jünglingen. Nie ist derselbe Werth auf die Jungfräulichkeit des Mannes, als auf weibliche Jungfräulichkeit gelegt: weil der Sinn der Vollkommenheit nicht so stark in der männlichen Seele, als in der Seele des Weibes, seine Bestimmung des männlichen Wesens nicht so allgemein, als seine Bestimmung des Wesens der Frauen ist.

Die Tugend des Mannes ist auf Geist und Willen gegründet; die weibliche Tugend auf Herz und Sinn.

Die vorzüglichsten männlichen Geister haben aus diesem Grunde auch die Keuschheit, der gewöhn-

lichen Beziehung dieses Ausdruckes nach, das Wegwenden des Wesens von Vorstellungen und Eindrücken, welche mit dem erwähnten Fall in Verbindung stehen, für die wesentlichste Tugend des Weibes erklärt; obgleich sie nicht sowohl eine Tugend, als das Merkmahl echtweiblicher Seelenstärke ist.

»Auf der Ehre keusch und züchtig« sagt Hippel, »beruht der ganze moralische Werth des Frauenzimmers.« *)

Montesquieu bemerkt, daß der Verlust der Keuschheit die Seele der Frauen gänzlich zerrütte, daß mit diesem Grundprincip derselben ihr ganzes Wesen zu Grunde gehe.**) Er hätte sagen sollen, daß dieser Verlust ein Zeichen des zu Grunde gegangenen Grundprincipes von ihrem Wesen wäre.

Aber wenn, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nach, der Ausdruck Keuschheit immer auf den Fall bezogen wird, in welchem die Natur selbst das Verlangen und die Nothwendigkeit der Verletzung seines idealen Selbstbewußtseyns in den Menschen legte, seine Erniedrigung ihm gleichsam gebot: so führt dieser Ausdruck auch die Bedeutung mit sich eines allgemeinen Wegwendens des Wesens von Allem ob-

*) Ueber die Ehe. K. 6. S. 276.

**) Esprit des loix. T. III. L. VII. C. XVIII.

ne Ausnahme, was dem idealen Sinne nicht entspricht, vom Ueberflüssigen, Mangelhaften u. s. w.

Das weibliche Wesen erhält durch die Keuschheit eine Kraft, welche der Kraft des männlichen Wesens gleichkommt; denn, wie jener fabelhafte, erdgeborne Riese durch die Berührung seiner Mutter physische Stärke gewann, gewinnen die geistigen Vermögen Stärke in unmittelbarer Beziehung zu dem, von welchem sie alle ein Ausfluß scheinen. Die Frau behauptet durch Keuschheit eine vollkommen gesicherte Haltung im Leben. Sie weicht aus, wo der Mann streitet; verschließt sich in sich selbst, und bietet keinen Berührungspunkt dem, was sie um jene Haltung bringen könnte.

Ich übergehe die Fragen: ob jene vorzugsweise Stärke des Sinnes der Seele in der weiblichen Natur eine absolute Eigenschaft dieser, oder eine Folge der allgemeinen Zartheit des weiblichen Organismus sey? Ob ein uns noch geheimnißvoller Zusammenhang zwischen derselben und der physischen Naturbestimmung des Geschlechtes zum MuttersSeyn walte?

Hippel scheint das Erstere anzunehmen. »Liegt nicht« fragt er, »in jeder feinen Seele ein Bild, oder Urbild von der Vollkommenheit des Geistes und Körpers?« *)

---

*) Ueber die Ehe. K. 1. S. 83.

Auch die neueren Zeiten haben diese vorzügliche ideale Sinnesstärke des weiblichen Wesens, jedoch vorzüglich den Erscheinungen nach, worin sie sich äußert, bemerkt.

Kant setzt in der Schönheit den Geschlechtscharakter der Weiblichkeit. Er gesteht den Frauen eine angeborene Neigung für das Schöne und Anständige zu. Aber das Schöne ist die Vollkommenheit der physischen Erscheinung, und das Anständige die physische Erscheinung sittlicher Vollkommenheit.

Daß der weibliche Mangel an Fähigkeit die Erscheinungen der Außenwelt den Idealen der weiblichen Seele anzuähneln, die Frauen nöthigt, die Befriedigung ihrer idealen Verlangen durch ihre eigene Erscheinung vorzüglich zu suchen: darin liegt der Grund des von ihm bemerkten Problems.

Vielleicht wäre er selbst auf dessen Lösung gekommen, bestimmte er den Begriff des Schönen nicht, ganz im Gegensatz der von ihm in der Ansicht der Dinge bewirkten Revolution, nach den Wirkungen, statt nach dem Wesen der Dinge. Er erklärt jenen Begriff nicht durch die vollkommene Beschaffenheit der einzelnen Theile eines Ganzen, durch ihre Harmonie zu einander und zur Idee dieses Ganzen; er sucht ihre Merkmahle in dem Gefallen, das sie erregt.

Montesquieu sagt: »Die Männer machen die Gesetze; die Frauen die Sitten: Gesetze werden gegeben, (donnés) Sitten werden eingegeben (inspirés.)«*) Allein, was ist eine Eingebung, als die Erkenntniß, das Urtheil, welche unmittelbar aus der Seele stammen, und übereinstimmend mit Erkenntniß und Urtheil des Geistes, beide überflügeln an Schnelle und Kraft?

An einer andern, schon angeführten Stelle erwähnt derselbe Autor als einen Grund, worauf das Verlangen des männlichen Geschlechtes dem weiblichen zu gefallen beruht, daß dieses sehr richtig über persönlichen Werth urtheile. **) Woher aber käme diese Fähigkeit dem an Urtheilskraft und Erkenntnißvermögen schwächerem Geschlecht, wenn nicht aus dem Bewußtseyn dessen, was die Erscheinung seyn soll? Wenn nicht aus natürlicher vorzugsweiser Berücksichtigung der sittlichen Eigenschaften, welche den Werth des Menschen bestimmen?

Hippel bemerkt an den Frauen: »daß sie von vorn anfangen, was sie lernen; ***) daß sie weniger Unterricht bedürfen; geschickter sind, sich selbst zu erziehen, als der Mann; ****) daß sie ihr Au-

---

*) Esprit des loix. T. III. L. VII. C. VIII.

**) Esprit des loix T. III. L. XIV. C. XII.

***) Ueber die Ehe. K. 6. S. 326.

****) Ebend. K. 6. S. 276.

genmerk fast immer auf den ganzen Menschen richten.« *)

Aber der Sinn der Vollkommenheit dringt bei jeder Kenntniß auf das Ganze derselben, Anfang und Schluß; aber dieser Sinn wirkt in den Frauen, das Vorbild ihrer eigenen Vollkommenheit, welches ihrer Selbstbildung zur Regel dienen kann; aber dieser Sinn umfaßt alle Vermögen des Individuums, den ganzen Menschen.

»Es schlummern in Euch,« sagt eben jener Schriftsteller zu unserem Geschlecht, »die Einsichten und Gefühle einer großen Seele, eines edeln Herzens. Wendet Euch also an Männer, die sie zu schätzen im Stande sind.« **)

Wohl ist die Passivität des innern Sinnes einem Schlummer zu vergleichen.

Die Lehre selbst ist ein goldenes Wort. Auf die Rechtfertigung, die Wirksamkeit, welche der Mangel an Geisteskraft, an physischer und Willens-Stärke jenem edeln Vermögen der Frau versagen, ist es durch deren Bund mit dem Manne verwiesen. Der Mann, welcher es nicht zu schätzen vermag, wird sein Verlangen nicht, sie rechtfertigend, begründen; wird seinen Idealen nicht Verwirklichung schen-

---

*) Ueber die Ehe. K. 6. S. 357.

**) Ebend. K. 7. S. 395.

ken. Er wird es im Gegentheil verwirren, unterdrücken; denn die Ehe macht alles gemeinschaftlich, Tugenden und Laster, und ist ein Anlaß zum Haß desjenigen, was diese Gemeinschaftlichkeit hindert. Ihm fehlt auch die Erkenntniß der vorzüglichsten Eigenschaft der Frau.

Sagt Hippel endlich von den Frauen: »des Todes Bitterkeit vertreiben sie leichter, als wir. In der Regel ist der Tod der Frauen ein Schlaf. Wer den Tod zuerst also nannte, nahm das Bild von einem sterbenden Weibe:« *) so hat dieß wiederum denselben Ursprung.

Das Gefühl einer von den Eindrücken der Außenwelt unabhängigen Bestimmung der Gedanken, der Gefühle, des Willens, ist eine Bürgschaft der Unsterblichkeit. Das innere Leben, welches daraus folgt, sieht dem so ähnlich, welches der Glaube jenseit des Grabes erwartet, daß dem Geschöpf, bei welchem diese Bestimmung stärker an sich doch mit minderer Fähigkeit verbunden ist, die Außenwelt derselben entsprechend zu gestalten, der Tod, als Uebergang in einen glückseligeren Zustand erscheinen muß, keineswegs als Uebergang in ein Nichts, wie dem Manne, der, bei minderer Stärke jener idealen Bestimmung, bei einer vorzugsweisen Fähigkeit die

*) Ueber die Ehe. K. 7. S. 395.

Wirklichkeit zu erkennen und zu bilden, diese als Stoff und Zweck betrachtet und liebt.

Der Schriftsteller Frankreichs, welcher in den neuesten Zeiten über das weibliche Geschlecht schrieb, Ségur, sagt: »die Frauen sollen zu großen Thaten begeistern, die Männer große Thaten thun!« *)

Woher aber nähme die Begeisterung zu großen Thaten Ursprung, als in der idealen Sinnesstärke, welche den Vorstellungen und Gefühlen die Stimmung gibt, die große Thaten erzeugt.

An einer andern Stelle sagt Ségur: »das Opfer ist ihren (der Frauen) Vorstellungen so vertraut, daß sie, gilt es die Eigensucht, sich für Nichts rechnen.**) Theils hat diese Erscheinung ihren Grund in der Liebe; theils aber auch wiederum in der idealen Sinnesstärke des Geschlechtes. Das Vergnügen einer vollkommenen Erscheinung Wirklichkeit zu geben, gewährt dem eigenthümlichsten Verlangen der weiblichen Seele eine Befriedigung, neben der alle Opfer unbedeutend sind, wodurch sie erkauft werden müßte. Und eben jene Sinnesstärke ist »der Altar, den« wie eben dieser Schriftsteller sagt, »Frauen, die leichtsinnig, unbekümmert scheinen, unbewußt im Busen

---

*) Les femmes. T. III. p. 25.

**) Les femmes. Avantpropos

tragen, und auf dem die Flamme sich entzündet, sobald ein großer Anlaß sie erweckt.« *)

Wer die Frauen in allen Verhältnissen des Lebens mit Aufmerksamkeit und Unbefangenheit beobachtet, wird bezeugen müssen: daß in Bezug auf äußere Erscheinungen ein vorzügliches Verlangen der Schönheit ihnen eigen ist, daß auf Bezug auf eigene Handlungen wie ein angebornes richtiges Urtheil sie bestimmt, das nicht aus dem Geiste stammt; denn sie wissen den Grund desselben nicht zu erklären; daß in Hinsicht der Erscheinungen eine gleiche Erkenntniß ihnen beiwohnt, die sie in Hinsicht persönlicher Erscheinungen vorzüglichen Werth der vorzüglichsten persönlichen Eigenschaft beimessen lehrt, der idealen Stärke der Gesinnung und der Willenskraft.[1]

Wer hat in den ersten Zeiten seiner Erscheinung aus eben diesem Grunde Buonaparte lebhafter gefeiert, als die Frauen? Wer ihn rücksichtsloser bekämpft, vorzugsweise gehaßt wegen seiner Verachtung aller sittlichen Motive, seines Unglaubens daran, als die Frauen?

Wer hat die Sophismen Burkes, ohne alle Rücksicht auf Partheibeziehungen, mit solcher Kraft widerlegt, als eine Frau, Maria Wolstonecraft. **)

---

*) Les femmes. T. III. p. 25.

**) A vindication on the rights of men. In a Letter to the right honourable Sir Edmund Burke.

Die von ihr gewählte Art der Widerlegung ist nicht die rechte. Das Weib darf keinen persönlichen Angriff wider den Mann unternehmen, es sey denn zur Nothwehr oder zur Vertheidigung der schwächeren Gegenstände ihrer Liebe, die beide von keiner Rücksicht wissen. Wer sie selbst, wer ihre Kinder, ihre schwachen Aeltern angreift, ihre schwächeren, ihre abwesenden Freunde, seys physisch oder moralisch, gegen den darf und soll die Frau, ist kein anderer Vertheidiger vorhanden, die Kräfte ihres Geistes, auch ihre physischen Kräfte richten, und dann bis zum Aeußersten.

Außerdem hat sie keine Waffen wider den Mann als Verachtung und Entfernung. Der Schwächere gibt sich durch Angriff des Stärkeren in die Gewalt des Stärkeren; und der Mann ist physisch und geistig der Stärkere des Weibes. Die Kraft aber, an welcher das Weib ihm vorangeht, macht, daß sie das Ideal ihrer eigenen Person zu heilig hält, diese einer Verletzung auszusetzen, durch Gedanke, Wort oder That.

Hierin liegt auch der Grund des Abscheues echtweiblicher Frauen vor dem öffentlichen Erscheinen, vor den Blicken roher Männer. So schön sagte die Jungfrau von Orleans, als man sie fragte: warum sie männliche Kleidung trüge? »sie glaube dadurch ihre Keuschheit gesicherter vor Gedanke und That.«

Der Mrs. Wolstonecraft fehlt außerdem, eben als einer Frau, die kalte, klare Bestimmung des Willens durch die Geisteskraft, welche es ihr möglich machte, ihren Gegner, wie auch ihm überlegen an Gerechtigkeit der Sache, vielleicht selbst an Geist, mit diesem gelassen in alle Schlupfwinkel seiner Trugschlüsse zu verfolgen; jede, von ihm als erwiesenen Satz eingeschwärzte Behauptung, in ihrer Nichtigkeit zu zeigen. Ja, es fehlt ihrem Geiste sogar die Anlage hiezu; denn ein wirklich starker weiblicher Geist, ist doch nur stark, indem er geradezu auf Wahrheit losgeht, Recht und Natur.

Weder das Beispiel dieser Frau, noch die Beispiele der Frauen, welche sich durch ihre Opposition wider Buonaparte auszeichneten, gestatten übrigens den Einwurf, daß der vorzugsweise Eifer der Frauen in Vertheidigung idealer Rechte der Menschheit kein Beweis von der größeren idealen Seelenstärke der weiblichen, als der männlichen, Natur sey, indem für die Frauen, ihrer bürgerlichen Lage nach, damit nicht dieselbe Gefährdung als für den Mann verknüpft sey, den dieß davon zurückhalten könne. Mrs. Wolstonecraft sowohl als die meisten jener Frauen, standen, oder traten durch diese Vertheidigung selbst, in unmittelbaren Verhältnissen zur bürgerlichen Gesellschaft, haben dadurch ihren Ruhm und ihr Unglück bewirkt, und Geistesstärke genug

dargethan auch zu überzeugen, daß sie ihre damit verknüpfte Gefährdung, ja, die dem weiblichen Herzen noch furchtbarere eingesehn, welche sie zugleich über die Gegenstände ihrer Zärtlichkeit brachten.

Mit besserem Grunde ließe sich, wider den Beweiß von der idealen Seelenstärke der weiblichen Natur durch jene Beispiele, anführen: daß, wenn diese der Antrieb der Handlungen jener Frauen gewesen wäre, sie zunächst die Verletzung der Idee ihres eigenen Selbstes gescheut haben sollten, das sie, durch den Angriff von Männern, zumal von Männern aussetzten, deren sittlichen Charakter dieser Angriff betraf.

Hier tritt die Verblendung ein, welche die Erscheinung vorzüglicher Willensstärke und Geisteskraft unter den Frauen unserer Tage so oft begleitet, und sie in ein falsches Licht stellt, daß nämlich die Frauen, denen die Natur jene Eigenschaften gab, die nur durch sie erweiterten Grenzen ihrer Geschlechtlichkeit für ganz hinweggeräumt halten. Wären diese Grenzen fester zugleich und freier bestimmt, würde dieß nicht geschehn.

Ein zweites echt weibliches Motiv richtete die Frau, welche sich vor allen in der Opposition gegen Buonaparte auszeichnete wider diesen, die Liebe.

Die geringe Achtung, welche dieser der Person

Neckers bewies, war es, welche Frau von Staël zunächst wider denselben empörte.

Dagegen hat der gleiche Haß kaum bei Einem Mann einen andern Ursprung gehabt, als in der Kränkung, welche der Bestimmung des männlichen Willens durch den eigenthümlichen Geist seine Despotie zufügte.

Auch wenn Frauen, hingerissen von der Macht der Triebe, sogar von roher Begier, sich noch so weit von Schönheit und Sittlichkeit verloren haben, gibt ihre Natur, man darf behaupten in keinem Fall, das Verlangen darnach gänzlich auf, wie unter gleichen Umständen fast jederzeit vom Manne geschieht.

Ein sehnsuchtsvoller Wunsch nach Sittlichkeit ergreift sie je und je, mitten in der Verworfenheit. Dem matten Versuch darnach zu ringen, folgt ein matterer; und selbst wenn die Erfahrung eintrat, daß die Kräfte des Wesens nicht mehr zur Sittlichkeit ausreichen, die Vernunft dieser Bestimmung unfähig ward, zuckt der zerstörten Wesenheit Leben bis zum Tode in dumpfen oder ras't in wilden Schmerzen auf, die nicht selten ein freiwilliger Tod geschlossen hat.

Dagegen bieten Frauen, deren Anlagen von der Natur oder durch die Bildung mit einem glück-

lichen Verhältniß der Harmonie begünstigt sind, auch die Erscheinung dar, welche gleicher Art, nie bei dem männlichen Geschlecht angetroffen wird: eines Lebens, das mit wahrhaft künstlerischer Tugendliebe, Augenblick an Augenblick, nur achtsam auf das Schöne, Rechte, sich selbst zu eigener stiller Genugthuung, zu einem idealen Ganzen reiht.

Ueber die weibliche Bestimmung.

I.

Ablehnung des unbedingten, unmittelbaren Antheils der Frauen an den Staatsgeschäften.

Mrs. Wolstonecraft geht aus von dem Satz, daß beide Geschlechter der Menschheit nach dem Urbilde der göttlichen Vollkommenheit erschaffen wären; den einzigen Vorzug physischer Stärke gesteht sie vor dem Weibe dem Manne zu *).

Hieraus folgert sie Schlüsse, welche die Rechte des Weibes über die, von den Natureigenthümlich-

*) Rettung der Rechte des Weibes mit Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände, von Maria Wolstonecraft. Schnepfenthal 1794.

keiten des Geschlechtes bezeichneten Grenzen ausdehnen. Sie verlangt, daß den Frauen, insofern sie Mitglieder eines constitutionellen Staates wären, ein unmittelbarer Antheil an der Volksrepräsentation in Bezug auf Angelegenheiten ihres Geschlechtes zufalle. Sie erkennt denselben ein gleiches Recht mit dem Manne zur Ausübung aller menschlichen Thätigkeiten zu; diejenigen ausgenommen, welche auf physischer Stärke beruhn.

Hippel stimmt mit dieser Ansicht überein; ja, er geht noch weiter: er will den Frauen sogar, wie es scheint unbedingten, unmittelbaren Antheil an den Staatsgeschäften zuwenden, welchen Mrs. Wolstonecraft nicht fordert *). »Wann, wo und wie«, fragt er, »haben die Frauen auf Staatsgeschäfte Verzicht gethan? Je länger man sich entblödet, ihnen Sitz und Stimme in Allem, was Staatswohl und Staatswürde betrifft, so ungerecht zu nehmen, so ärger wird das Geschlecht ausschweifen, sobald die Zäume des Zwanges und der Sklaverei zerrissen sind.«

Fichte lehnt zwar die Befugniß der Frauen, Staatsämter zu verwalten, ab; allein er stützt seine Weigerung lediglich auf seiner Ansicht von den Staatsämtern und der Natur des ehelichen Verhältnisses.

---

*) Ueber die Ehe. K. 5. S. 251.

»Das Amt,« sagt er, »ist ein Theil der Souveränität eines Staates; der Verweser des Amtes ein mit diesem Theil beliehener. (?) Die Souveränität setzt eine Unabhängigkeit voraus, welche sich mit der Unterwürfigkeit gegen den Mann nicht verträgt, wozu das Weib sich mittelst der Ehe verpflichtet. Das Versprechen, der Ehe zu entsagen, wäre also die ausschließliche Bedingung, unter welcher der Staat dem Weibe ein Amt übertragen könnte u. s. w.« *)

Ohne hier auf weitere Anführung und Widerlegung einzugehn, prüfen wir die Natur der Staatsgeschäfte, der bürgerlichen Verhältnisse, welche damit in Verbindung stehn, die Anforderungen derselben, und die Naturart des weiblichen Geschlechtes, die Fähigkeiten dieser. Hieraus muß sich ergeben, in wiefern den Frauen Antheil an den Staatsgeschäften zukomme? und hieraus ergibt sich die Beantwortung der Frage Hippels: daß zwar nicht die Frauen, aber die Natur, indem sie sie bildete statt ihrer, Verzicht auf jenen Antheil geleistet; wenigstens auf den unbedingten, unmittelbaren.

Der Staat, nach seinem Zweck einer Masse

---

*) Grundlage des Naturrechtes, nach Principien der Wissenschaftslehre, von J. G. Fichte. Zweiter Theil, oder angewandtes Naturrecht. Jena und Leipzig. 1797. S. 221.

von Individuen unter gegebenen Bedingungen zum möglichsten Genuß der göttlichen Wohlthat des Lebens, zur möglichsten Entwickelung ihrer Naturanlagen zu verhelfen und sie während beider zu schirmen, macht, nach allen seinen Beziehungen ein Ganzes aus, welches auf Resultaten der Abstraction beruht; dem diese Grundsätze, Gesetze, Einrichtungen und Moral ausmitteln, und nach dem Wechsel der jedesmaligen Beschaffenheit der gegebenen Bedingungen an sich, so wie ihrer Anwendung nach, modificiren soll; ein abstractes, künstliches Ganzes.

In der Vorschrift jener Grundsätze, Gesetze und Einrichtungen; in ihrer Abänderung, in Gemäßheit der veränderten Gestalt, welche die Zeit den innern und äußern Beziehungen des Staates gibt; in ihrer Anwendung auf die Verhältnisse und Handlungen der Staatsbürger; in der Vollziehung desjenigen, was dem Staate zu seiner Erhaltung nach Außenhin obliegt: darin bestehen die Staatsgeschäfte.

Sie sind unter gewisse Abtheilungen gebracht; durch bestimmte Formen und Formeln geregelt. Es sind ihrer Ausübung eigene, zur Bequemlichkeit derselben eingerichtete, der Menge zugängliche Bezirke gewidmet, offene Plätze oder Gebäude.

Diese Geschäfte nehmen, vor allen übrigen Vermögen des Menschen, dessen Denkkraft in Anspruch,

von den höchsten abstracten, bis zu den niedrigsten mechanischen Thätigkeiten dieses Vermögens. Sie erfordern nächstdem einen bedeutenden Grad physischer Stärke: einmal wegen des Wechsels und der Mannigfaltigkeit der damit verbundenen Eindrücke, da sie, größtentheils in unmittelbarer Berührung, eine Masse der ungleichartigsten Persönlichkeiten, sammt deren Leidenschaften und Interessen umfassen; dann, wegen der unausgesetzten, gleichmäßigen, damit unerläßlich verbundenen Anstrengung: endlich, indem der Staat nicht nur nach Außenhin, sondern auch im Innern, von denen, welche seiner heimischen Beziehungen walten, wenigstens bis zu einem gewissen Grade wider Rohheit, Unverstand und Leidenschaften seiner Bürger vertreten seyn will.

In den höchsten Bereichen der Staatsgeschäfte, in den Kreisen der Gesetzgebung, des Staatsrechtes, der Staatswirthschaft, bei den obersten Verwaltungs- oder richterlichen Aemtern, überwiegt das Erforderniß geistiger Kraft, ist das Erforderniß physischer Stärke unbedeutender.

So wie die Staatsgeschäfte herab in die Bereiche sich senken, wo die Gesetze und Verordnungen des Staates in Anwendung gebracht werden, schwindet das Erforderniß abstracter Stärke der Denkkraft zu deren Verwaltung, und dasjenige, der Fähigkeit beschränkter, einförmiger, gleichmäßiger Thä-

tigkeit derselben tritt, nebst dem Erforderniß physischer Stärke ein; im abnehmenden Grade jenes, im wachsenden dieß, bis zu den niedrigsten Geschäften des Staatsdienstes.

Die Verhältnisse, welche aus den Staatsgeschäften herrühren, haben, gleich diesen, Ursprung und Zweck in der Idee des Staates, nicht in den Persönlichkeiten, welche sie verbinden. Die Persönlichkeit ist in Hinsicht derselben nur eine Aufgabe des Scharfsinnes, so wie vorzüglich Regeln der Klugheit dabei das gegenseitige Benehmen leiten müssen.

An Stärke des Denkvermögens und an physischer Stärke geht das männliche Geschlecht dem weiblichen vor. Schon dieß würde im Allgemeinen hinreichen, die Frauen von dem unbedingten unmittelbaren Antheil an den Staatsgeschäften auszuschließen. Allein dieser Grund wird verstärkt durch die eigenthümliche Beschaffenheit des Physischen, des Geistes, des Herzens und der Seele der Frauen, durch den eigenthümlichen Zusammenhang dieser Kräfte in der weiblichen Natur.

Die weibliche geistige Wahrnehmung ist feiner, ist reicher, als die geistige Wahrnehmung des Mannes; das weibliche Combinations-Vermögen ist hurtiger, beweglicher, als dasselbe Vermögen des männlichen Geistes.

Aber wenn Feinheit und Reichthum der Wahr-

nehmung, Hurtigkeit und Beweglichkeit der Combination, wenn der damit zusammenhängende Tact und der weibliche Sinn in den höheren Bereichen der Staatsgeschäfte, beim Staatsrecht, der Gesetzgebung, den Entscheidungen der höchsten richterlichen und Verwaltungs-Behörden, beachtungswerthe Resultate zu verschaffen vermögen, als wohlthätige Leuchtsterne dienen können: wäre doch nebstdem ein überwiegendes Zuthun der Denkkraft dort erforderlich; kommt es auch hier auf volles Licht, auf helles, vollständiges Erkennen an.

In den niederen Bereichen der Staatsgeschäfte, bei der Aufsicht über Vollziehung der Gesetze und Anordnungen des Staates, sind Feinheit und Reichthum der Wahrnehmung, Hurtigkeit und Beweglichkeit der Combination rein hinderlich. Der Staat hat es hier nicht mehr mit dem Individuellsten, mit einer Fülle einzelner Combinationen zu thun. Er nimmt auf einzelne, wenige, vorausbestimmte Züge Rücksicht, er gestattet einzelne, vorgeschriebene Combinationen; der Wahrnehmung jener, der Zusammenstellung und Folgerung dieser gilt es hier allein. Die Wahrnehmung des Individuellsten, viele, vielartige Folgerungen daher, könnten nur Verwirrung stiften.

Allerdings entsteht dem weiblichen Geist helles vollständiges Erkennen nicht ganz. Er gelangt dazu mittelst der Fähigkeit des weiblichen Wesens die Ein-

drücke nach und nach, mittelst aller Kräfte des Innern, immer vollkommener, allmählig nach dem äußersten Umfang ihrer Gewalt und Beschaffenheit aufzunehmen. Und gewiß ist der also erzeugten Erkenntniß der Dinge die vollendeteste Wahrheit eigen.

Aber die Staatsgeschäfte vergönnen keine Frist, lange bei einem und demselben Eindruck zu verweilen; öfter auf den einzelnen zurückzukommen, bis jene wahrhafte Erkenntniß des Gegenstandes, der ihn erregte, gebildet sey. Der Eindruck will, bei diesen Geschäften, rasch, bestimmt, scharf aufgefaßt, eine rasche bestimmte, scharfe Gegenwirkung der Erkenntniß und des Urtheils erfahren, welche dem Gegenstande, der ihn erzeugt, Form und Stelle, wie sie demselben in der Ordnung des Ganzen gebühren, unverweilt, auf eine vorgeschriebene Art anweist.

Die Phantasie, das Hauptvermögen des weiblichen Geistes, ist bei den Staatsgeschäften fast ganz zur Unthätigkeit verdammt. In deren obersten Bereichen könnte sie allenfalls dienen, das Bild entfernter Gegenden, Verhältnisse, Umstände, nach gegebenen Notizen zu vergegenwärtigen. Allein eine solche Thätigkeit der Phantasie, durch die Denkkraft vermittelt, ist der weiblichen Phantasie nicht natürlich, welche vom Eindruck unmittelbar, vom Gefühl oder vom idealen Sinn in Thätigkeit gesetzt zu werden liebt.

In den untern Bereichen der Staatsgeschäfte

muß sie ganz unthätig seyn. Hier ist bei unsren Staatseinrichtungen das lebendige Bild der Dinge zu Listen, Schema, Tabellen, zu mathematischen Einheitszeichen, entkörpert. Die den Staatsgeschäften gewidmeten Räume haben nicht die geringste bildliche Ausschmückung. Sie wäre in denselben auch überflüssig und hinderlich. Geweißte Wände, das nöthigste Geräth, einfache Tische, Repositorien, die nöthigsten Sitze, den Raum nicht zu beschränken, keine unnütze Ausgaben zu veranlassen. — Welche Frau ist jemals in eine Kanzlei, in ein Bureau u. s. w. getreten, ohne den unangenehmsten Eindruck von Nüchternheit und Leere empfunden zu haben. — Und wie, wenn ihr Leben unter diesem Eindruck verfließen sollte? Die bildliche Kraft ihres Geistes würde ihr hier nur als Anlaß zur Zerstreuung dienen. Dieselbe Einförmigkeit und Bildlosigkeit aber herrscht in Hinsicht der Geschäfte, selbst in Hinsicht der dabei vorgeschriebenen Formen und Formeln.

Indessen liegen im Physischen der Frauen noch viel wesentlichere Hindernisse ihrer unbedingten, unmittelbaren Theilnahme an den Staatsgeschäften, als in der Geistesbeschaffenheit derselben.

Das Vorzüglichste tritt zunächst entgegen, die weibliche Naturbestimmung zum Mutterseyn.

Es hängen mit derselben periodisch wiederkehrende Zustände erhöhter Reizbarkeit des Geistes und

des Physischen zusammen, welche die, dem Gange der Staatsgeschäfte unerläßliche Gleichförmigkeit schon stören würden.

Es ist ferner bestimmte Krankheit davon unzertrennlich, wodurch jene Gleichförmigkeit noch wesentlicher unterbrochen werden, in Stocken gerathen müßte.

Die Herzogin von Longueville ließ sich auf das Stadthaus von Paris tragen, als ihre Niederkunft mit einer Crise im Kampfe der Fronde, bei dem sie Partheihaupt war, zusammentraf; und wurde hier in Gegenwart der Geschäfte, ohne Nachtheil für sie und für diese, entbunden. Es ist dieß in einem Fall, es sind viele Fälle denkbar, wo es auch in solchem nicht möglich wäre. Dazu gehört jenes Beispiel — wollte man es als Beleg anführen, zur Behauptung des Satzes, daß ihre physische Naturbestimmung zum Muttersеyn den Frauen doch kein nothwendiges Hinderniß der unmittelbaren, unbedingten Theilnahme an den Staatsgeschäften wäre, — einem Kriege, welcher seine Stelle in der Kette der geschehenen Dinge behauptet; jedoch allen seinen Erscheinungen nach, eine fabelhafte Widersinnigkeit hat.

Außerdem ist mit der erwähnten Naturbestimmung des weiblichen Geschlechtes die Nothwendigkeit zur Erhaltung des neugebornen menschlichen Geschöpfes verbunden, daß die Mutter derselben während der ersten Periode seines Daseyns nahe bleibe,

ihm die Nahrung reiche, welche die Natur ihr für dasselbe gab. Welche Störung aber, welche Unanständigkeit, welcher Unsinn wäre die Anwesenheit Neugeborner in den Bezirken der Staatsgeschäfte?

Endlich unterwirft jene Naturbestimmung die Frau einer Verletzbarkeit, welche sie ebenfalls von dem unbedingten unmittelbaren Antheil an den Staatsgeschäften ausschließt. Wie sollte sie bei diesem sich vor Eindrücken, vor Anstrengungen hüten, welche, während des Zustandes der Hoffnung, oder als Ernährerin, ihr und ihrem Kinde nachtheilig, ja gefährlich werden könnten? Aber auch ohnedies können, eben wegen der physischen Organisation des weiblichen Körpers die mit dem Mutterseyn an sich unbedeutenden Verletzungen, der Frau gefährlich werden, denen ein unbedingter, unmittelbarer Antheil an den Staatsgeschäften sie vielfach aussetzen würde.

Zu vielen jener Geschäfte, vorzüglich den Geschäften untergeordneter Bereiche des Staatsdienstes wäre die physische Kraft der Frauen durchaus unzulänglich: so ganz und gar, daß die Vorstellung ihrer Verrichtung derselben, etwas Burleskes hat.

Unser Geschlecht bekam von der Natur Ersatz für die ihm mangelnde physische Stärke in der Erregbarkeit, der Nachgiebigkeit seines Physischen. Der Eindruck regt es wirksamer auf, als er den Mann erregt, veranlaßt bei den Frauen eine lebhaftere Rück-

wirkung des Wesens, als beim Mann. Die Frau kann lange eine mäßige, eine wechselvolle Anstrengung ertragen. Ihre Kräfte stellen sich rascher, als die Kräfte des Mannes wieder her.

In Hinsicht der Staatsgeschäfte läge aber in den erwähnten beiden Eigenschaften kein Ersatz für die den Frauen zu denselben mangelnde physische Kraft, sondern ein Hinderniß mehr ihres unbedingten unmittelbaren Antheils an jenen.

Die gewaltsamen, wechselvollen Eindrücke, welche von einem Theil der Staatsgeschäfte unzertrennlich sind, würden die weibliche Erregbarkeit überwältigen, und den Ersatz der Kraft der Elastizität nicht zur Wirksamkeit gelangen lassen. Bei andern Staatsgeschäften erschöpfte die Einförmigkeit der damit verbundenen Anstrengung jenen Ersatz.

Allein seine vorzüglichste Stärke entlehnt das Physische des Menschen, aus der Harmonie zwischen der eigenthümlichen Beschaffenheit der mit ihm vereinten geistigen Vermögen und der Art der Zwecke der Thätigkeiten, wozu es verwendet wird.

Vorzüglich gilt dieß in Hinsicht der Frauen, bei welchen die Wechselwirkung zwischen den Naturanlagen überhaupt viel lebhafter und inniger als beim Manne ist.

Alle geistigen Kräfte der Frauen aber stehen ihrer eigenthümlichen Art, so wie der Bestimmung

nach, die sie einander ertheilen, in Widerspruch, oder wenigstens nicht in Harmonie zu der Art der Staatsgeschäfte und ihres Zweckes.

Schon die Abwendung der feinen und reichen weiblichen Wahrnehmung von der individuellen Mannigfaltigkeit der Dinge, auf einzelne, einförmige, allgemeine Züge derselben; die Verwandlung der natürlichen, hurtigen und beweglichen Thätigkeit der weiblichen Combination in eine bedingte; die Unthätigkeit wozu die bildliche Kraft des weiblichen Geistes bei der unbedingten, unmittelbaren Theilnahme der Frauen an den Staatsgeschäften verdammt wäre; würden sowohl die mögliche Wirksamkeit des Geistesvermögens der Frauen hindern, als deren Physisches erschöpfen.

Allein die Kraft des Geistes ist nicht die vorzüglichste der weiblichen Naturanlagen; der erwähnte Widerstreit, die erwähnte Disharmonie, wachsen in Bezug auf diese, auf Herz und Sinn.

Mit dem Haß hat das weibliche Gemüth wenig zu schaffen, Liebe und Sympathie walten in demselben vor. Die Staatsgeschäfte aber sind eben so oft, ja öfter, ein Anlaß zu feindlicher als zu liebevoller Beziehung gegen den Einzelnen. Gesetz und Verordnung sind fast nur Beschränkungen individueller Neigung.

Schon in unbedeutenderen Fällen würde der

Zwang, den aufzuerlegen sie dem Staatsdiener zur Pflicht machen, das sympathetische und liebevolle Gefühl der Frauen verwunden. Es würde ein innerlicher Kampf, etwas Peinliches damit für die Frauen verbunden seyn, das den Entschluß dazu verzögerte; ihn verzögernd, einen Auffenthalt in den raschen Gang der Staatsgeschäfte brächte; und der Ausführung des endlich gefaßten, wohnte doch nicht der Nachdruck bei, welchen die Ausführung eines unbekümmerten Entschlusses hat.

Wie aber, wenn die Frau als Richter über Leben und Tod des Einzelnen, über Glück und Unglück von Familien zu entscheiden hätte? Wie würde sie vom Eindruck, vom Bilde, vom Mitgefühl der durch sie verhängten Schicksale zu leiden haben? Wie würden die dadurch veranlaßte Beklemmung und Unruhe sie untüchtig zu andern Geschäften machen; ihrem Geist Unbefangenheit und Klarheit nehmen? wie würden sie ihr Physisches zerrütten! —

Derselbe Fall träte ein, wenn die zukünftige Sicherheit des Staates den Entschluß zu einem Angriffskriege von dem weiblichen Staatsdiener forderte. Wie würde das Bild des durch einen solchen veranlaßten Elends, die Scheu des weiblichen Mitgefühls und Wohlwollens vor dessen Veranlassung, jenen Entschluß der Frau erschweren, ihn verzögern! —

Noch schlimmer in Zeiten der Noth und Gefahr

des Staates, welche eine erhöhte Klarheit des Geistes, eine unbefangenere Kraft des Willens, eine anhaltendere, verdoppelte Anstrengung des Fleißes, bei einem, von bedrängten Verhältnissen beklommenen Gemüth vom Staatsdiener heischen. Wie größere Anstrengung für die Frau, welche in ihrer Brust so viel lebhaftere Affecte der Angst, der Sorge, des Mitgefühls, als der Mann zu unterdrücken hätte! Welche Anstrengung der schwächeren Kraft ihrer Natur zur Unterdrückung der stärkeren; des Geistes, zur Unterdrückung des Herzens! —

Und wie gar, wenn Krankheit oder Gefahr eines geliebten Gegenstandes einträten: welche die stärkere innigere Liebe der Gattin, der Freundin, der Liebenden, der Tochter, der Mutter oder Schwester, so viel heftiger erschütterten, als unter gleichen Verhältnissen der Mann erschüttert ist.

Gesetzt es fänden sich Frauen, deren Geist stark und ausgebildet genug wäre, ihr Gemüth in allen diesen Fällen zu beherrschen. Ihr Physisches würde unfehlbar unter diesem Kampfe erliegen.

Die Triebe der Blutsverwandtschaft sind nicht nur durch das allgemeine Vorherrschen der Liebe, sie sind an sich von überwiegender Stärke im weiblichen Gemüth.

Die Staatsgeschäfte aber haben nichts mit der Blutsfreundschaft des Staatsdieners zu schaffen. Er

wird dadurch im Gegentheil oft in den Fall kommen, das Interesse der ihm durch das Blut verbundenen, zu Gunsten des Interesses anderer Personen, oder zu Gunsten abstracter Interessen hintanzusetzen; viel öfter als in den, seinen Verwandten zu nützen. Zum Beispiel, bei Opfern, welche der Staat von seinen Mitgliedern fordert, die von allen ohne Unterschied zu leisten sind; bei Aemtern, Ehren und so weiter, die er zu verleihen hat, welche dem Würdigsten, nicht dem Nächsten verliehen werden sollen. Aber vor allen Gefühlen des Blutes waltet das Gefühl für das neugeborene Kind, das Verlangen, dasselbe zu beschirmen, zu warten, ihm seine natürliche Nahrung zu reichen, mit der Kraft eines Instinctes in jedem unverdorbenen weiblichen Herzen. Könnte sich die Frau auch überwinden, demselben Staatsgeschäfte vorzuziehn; wie vermöchte sie ihre Gedanken so an diese zu ketten, daß sie sich nicht zu dem Kinde wendeten, daß sie mit der vollen Gegenwart des Wesens thätig wäre, ohne welche kein Geschäft tüchtig und mit Erfolg betrieben werden kann.

Nächst den Gefühlen des Blutes wird das weibliche Herz vorzüglich durch Eindrücke und das dem Eindruck verwandte Bild bestimmt. Liebe und Haß der Frauen haben immer etwas Persönliches. Allein die Staatsgeschäfte haben mit Bild, Eindruck, Persönlichkeit als solche fast gar nichts zu thun. Selbst

die Wenigen, welche die letztere der Art berücksichtigen, befassen sich damit doch vorzüglich, in der Hinsicht, in welcher die Uebrigen sie ausschließlich betrachten, in Hinsicht ihres Verhältnisses zu andern Persönlichkeiten.

Das weibliche Gemüth wünscht eine unmittelbare Beziehung seiner Thätigkeit zu den Gegenständen seiner Liebe und seines Hasses, wenn anders es haßt? Die Vermittelung der Vorstellung, daß die Thätigkeit mittelbar zur Mehrung oder Minderung ihres Daseyns und Glückes beitrage, genügt ihm nicht, wie dem männlichen Herzen. Die Staatsgeschäfte aber vergönnen der Thätigkeit des Einzelnen nur die letztere Beziehung.

Außer dem erwähnten Feindlichen, das in den unmittelbaren Beziehungen zu den Staatsbürgern liegt, worin sie den Staatsdiener versetzen, stiften sie überall keine liebevollen Verhältnisse. Selbst die Freundschaften, welche sie veranlassen, sind kalte Gemeinschaften des Vortheils und der Plane. Beziehen sie sich auf edle, heilsame Entwürfe, gibt es allerdings kein würdigeres Verhältniß als sie; allein es beruht doch zunächst auf den Begriff; die Geistesstärke der Freunde macht seine Stärke.

Die liebevollen Gefühle aber der menschlichen Brust, hinlänglich zur Regel aller rein menschlichen Verhältnisse, sind dieß nicht, hinsichtlich der Verhältnisse

des Staatslebens. Hier müssen, Erkenntniß, Urtheil, Berechnung, die Stelle der Empfindung größtentheils vertreten; sie hat hier nur beihelfenden Antheil.

Allein noch viel größer als der Gegensatz zwischen Art und Bestimmung des weiblichen Herzens und Art und Bestimmung der Staatsgeschäfte, ist der zwischen den letzteren und denen der weiblichen Seele.

In dieser überwiegt die ideale Kraft, und die Staatsgeschäfte haben es fast ausschließlich mit dem Realen zu thun. Der Wille, das untergeordnete Vermögen jener, ist der vorzüglichste Hebel bei diesen.

Der Sinn der Frauen wird zunächst durch Bild und Empfindung bestimmt; die Staatsgeschäfte setzen ihn in die nächste Beziehung zum Begriff. Auch der Art ist der Antheil seiner Wirksamkeit an denselben kein durchgängiger, unumgänglich erforderlicher; er kann durch Berechnungen eines kräftigen Geistes, durch selbstsüchtige Motive ersetzt werden.

Der weibliche Sinn sucht unmittelbare Befriedigung durch Schönheit und Sittlichkeit. Aber den Eindruck des Schönen zu suchen, dabei zu verweilen, ist dem Staatsdiener, als solchen, nicht erlaubt. Wie das Vorkommende sich beut, muß es gefaßt werden, ob es häßlich sey oder schön, klar oder verworren, gesittet oder roh, vernünftig oder unvernünf-

tig, würdig oder gemein? gilt, in Hinsicht seiner, gleich.

Auch die bei den Staatsgeschäften eingeführten Formen und Formeln sind nicht schön; ihre Schönheit ist ihre Kürze und Bündigkeit; insofern man dieß als Schönheit gelten lassen will, eine abstracte. Dem Staatsdiener ist keine Abänderung, keine Ausschmückung derselben, dem Sinne der Schönheit zur Genugthuung vergönnt.

In den, der Staatsverwaltung gewidmeten Bezirken trifft eben jener Sinn nur auf die kärglichste Befriedigung, da alles Bildliche denselben mangelt; da Reinlichkeit, Ordnung, Mannigfaltigkeit hier der Zugänglichkeit, der Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit aufgeopfert sind und bleiben sollen.

Es war anders im Alterthum, wo die Beredsamkeit galt, wo die Staatsgeschäfte inniger verflochten waren in das bilderreiche, rein menschliche Treiben der Bürger.

Der Stoff, mit welchem jene Geschäfte es zu thun haben, ist kein schöner; sie befassen sich vielmehr mit der Noth, dem Gebrechen der Staatsbürger, als mit deren Zufriedenheit und Fülle. Er ist auch kein sittlicher; sie haben vielmehr mit den Mängeln, der Schlechtigkeit der Staatsbürger zu thun, als mit deren Rechtlichkeit und Tugend.

Wie würde bei einer überwiegenden Masse von

Eindrücken solcher Art, das Bild der Menschheit der Frau in verdüsterten, entstellten Zügen entgegentreten; der keine gleiche Kraft der Abstraction, als die männliche, dessen unsichtbare, lichte Züge vergegenwärtigte! Wie würde die Beschäftigung mit solchen Eindrücken ihre Seele quälen, der sie nicht nur entgegengesetzter als der männlichen wären, welche die Vorstellung der Verklärung des Bildes der Menschheit eben durch diese Beschäftigung nicht damit gleich kräftig als die männliche Seele versöhnte!

Allein, mögen die Eindrücke der Außenwelt den Sinn der Seele verletzen; er hat hinlängliche Befriedigung sobald das eigene Selbstbewußtseyn ihm genügt. Aber das Selbstbewußtseyn der Frauen kann ihm bei solchen Eindrücken nicht genügen. Das weibliche Wesen ist innigst mit der Außenwelt verschmolzen. Indem jeder Eindruck im Bilde, sammt dem Gegenstand, der ihn erregte, in der Phantasie der Frauen weilt, lebhaft auf deren erregbares, lange und tief auf deren inniges Gemüth, vorzüglich die Triebe desselben erregend, wirkt: wird er zu einem Theil ihres Selbstes. Wie würden von einer überwiegenden Masse, unschöner, roher, verworrener, gemeiner, wüster Eindrücke, wie sie die unbedingte unmittelbare Theilnahme an den Staatsgeschäften begleiten, die Vorstellungen des weiblichen Geistes befleckt! welcher Anlaß darin zu dem, der weibli-

chen Brust entgegengesetzten, das Wesen verwildernden Triebe des Hasses! welche Verwüstung des idealen Selbstbewußtseyns hiedurch! eine schöne und sittliche Umgebung gehört zu der Frauen Tugend, wie zu ihrem Glück.

Aber noch auf andere Weisen hinderte die unbedingte, unmittelbare Theilnahme an den Staatsgeschäften, das Genügen ihrer Seele durch die Vorstellung ihres Selbstes.

Was in Hinsicht der Umgebung gilt, gilt mit noch mehr inniger Stärke in Hinsicht der Verhältnisse, die den Menschen ergreifen, verstricken, ihn activ berühren, wenn jene nur passiv, die er selbst sind.

Aber die Staatsgeschäfte veranlassen Gemeinschaften mit Menschen der rohesten, verworfensten Art, die sich durchaus nicht umgehen lassen, wodurch die Frau qualvoll gepeinigt, auf die Dauer entwürdigt seyn würde.

Sie erheischen vom Staatsdiener selbst oft ein Benehmen, das dem rein menschlich-sittlichen Gefühle widerstrebt. Er muß oft den Vorzüglicheren dem Schlechtern nachsetzen. Er darf sich dem Vertrauen nicht überlassen, der unverhohlenen Äußerung seiner Gesinnung, seiner Ansichten in Wort und That. Er muß Mängel, Unverstand, Unrecht sogar schonen und benutzen. Die bürgerliche Moral

ist eine andere als die menschliche. Jene bezieht sich auf den Staatszweck und dessen Erreichung; diese auf das göttliche Bild des menschlichen Wesens und dessen Erscheinung.

Der Mann, bei der Stärke seines Denkvermögens, dem Vorwalten der Kräfte des Geistes in seiner Vernunft, kann zwischen entgegengesetzten Anforderungen der bürgerlichen Pflicht und der rein menschlichen eine scharfe Linie ziehn, welche sie zugleich trennt und vereint; und sich auf dieser mit Sicherheit bewegen. Die Frau kann dies nicht. Dem rein menschlich Idealem wird nie das bürgerlich Ideale in ihrem Sinn das Gleichgewicht halten. Da sie ihre Denkkraft nicht verstärken kann, es daran zu erheben, müßte sie jenen selbst schwächen, sein Bewußtseyn von jenem, sein Verlangen danach mindern: und sie soll dies nicht. Ihr gab dies Bewußtseyn, dies Verlangen zu Führern die Natur; trennt sie sich von denselben, leuchtet keine gleiche Geistesklarheit, leitet keine gleiche Willenskraft als die männlichen, sie dahin, wo sie sich freiwillig wieder damit vereinigen möge.

Dies gilt wieder die Theilnahme der Frauen an den diplomatischen Geschäften, welche den Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geistes, seiner feinen Wahrnehmung, seiner hurtigen beweglichen Combination entsprechen; welche den Antheil der Phanta-

sie, den unmittelbaren Antheil des Gemüthes nicht unbedingt ablehnen, ihren Hauptfunctionen nach, an keine einförmige, mechanische Thätigkeit gebunden sind, wie die übrigen Staatsgeschäfte; in Hinsicht welcher die meisten Hindernisse nicht Statt haben, welche den Frauen unbedingten, unmittelbaren Antheil daran verweigerten.

Die Frau könnte nicht ohne Verletzung ihres idealen persönlichen Bewußtseyns, Verbindungen schließen, Gemeinschaften unterhalten, wie der Diplomat sie schließen muß und unterhalten muß, um auf seinem Posten unterrichtet zu seyn. Sie könnte nicht ohne dessen Verletzung die zwischen Feindseligkeit und Freundschaft, Argwohn und Vertrauen getheilte Haltung beobachten, in deren glücklicher Mischung das Hauptverdienst des Diplomaten besteht. Sie ist Alles r e i n und g a n z und soll Alles so seyn, zutrauungsvoll oder voll Argwohn, Freund oder Feind.

Der Zweck des menschlichen Lebens ist die Entwickelung der menschlichen Naturanlagen; und diese werden durch ihre Thätigkeit entwickelt. Eine Thätigkeit, welche sie unterdrückt, bestreitet, kann sie nicht entwickeln: so wäre für die Frauen also auch der Schmerz des Bewußtseyns einer verfehlten Lebensbestimmung, das Gefühl der Verwüstung des Wesens; die von einer solchen unzertrennlich ist, mit der un-

mittelbaren, unbedingten Theilnahme an den Staatsgeschäften verbunden.

Und dieses würde nicht durch das Werk jener Thätigkeit aufgewogen, dadurch, daß die Frau dabei die Befriedigung der Seele, welcher sie nicht als Geschöpf theilhaftig würde, als Schöpfer genöße.

Beim Gegensatz zwischen Stoff und Art der Thätigkeit und Art und Bestimmung der dazu verwendeten Anlagen, fällt jene selbst unzulänglich, fallen ihre Erfolge gleichermaßen aus. Hiezu käme in Hinsicht der Staatsgeschäfte und deren Art und Stoff im Verhältniß zu der Art und Bestimmung der Anlagen des weiblichen Geschlechtes noch der Nachtheil des Verhältnisses der letzteren zu den Anlagen des männlichen Wesens beim Contact, worin diese Geschäfte beide Geschlechter versetzten.

Wie sollte z. B. die Frau, als Mitglied einer Behörde den frechen Zudringlichkeiten oder Anliegen des männlichen Pöbels gehörig imponiren, bei dem keine Autorität gilt, welche sich nicht zugleich als eine physische darstellt. Wie wäre sie durch ihre verhältnißmäßige physische Schwäche und Verletzbarkeit, durch die Rohheiten eben dieses Pöbels im unmittelbaren, vielfachen Contact mit demselben gefährdet! Wie würden beide dessen Rohheit hervorrufen.

Wie sollte die Frau als Repräsentant in einer Volksversammlung, wie Mrs. Wolstonecraft meint, die

Stimme eines männlichen Dämagogen überbieten? da bei öffentlichen Verhandlungen in unsren Tagen noch allemal ein Theil des Rechtes bei Demjenigen ist, der am besten schreit! —

Wie würde, während der Zustände erhöhter Reizbarkeit des Physischen und Moralischen, zu denen ihre Naturbestimmung des Mutterseyns Anlaß ist, sie im Nachtheil sich befinden, gegen die gleichmäßige, physische und moralische Stimmung des Mannes! —

Welche nothwendige Lücken in ihrem Ueberblick der Geschäfte durch die, mit eben jener Naturbestimmung zusammenhängenden Krankheiten, welche je und je sie unvermeidlich davon entfernen! Und wiederum, welcher Nachtheil daher, bei unzähligen möglichen Collisionen, im Verhältniß der Frau als Staatsdiener gegen den Mann als solchen, welcher letztere, den Geschäften ohne dergleichen nothwendige Abwesenheiten beiwohnend, sie in ununterbrochener Folge überblickt! —

Wie vermöchte die langsame weibliche Erkenntniß der Dinge, selbst wenn sie endlich die vollkommenere und innigere wäre, es der raschen seines, sofort durch den Eindruck in Thätigkeit gesetzten Denkvermögens gleich zu thun? in welchem Nachtheil versetzte dies sie gegen ihn, bei plötzlichem Streite über Ansichten in den oberen Bereichen der Staatsgeschäfte.

Was aber die mittleren anbelangt: so übertrifft

an Fähigkeit zu der hier erforderlichen mechanischen Thätigkeit der Denkkraft ein mittelmäßiger männlicher Geist einen vorzüglichen weiblichen.

Die Art des weiblichen Gemüthes, die Bestimmung desselben durch die übrigen weiblichen Naturkräfte, würde die Frau als Staatsbeamten dem Manne als solchen gegenüber eben so sehr in Nachtheil setzen, als die Art ihres Physischen und ihre Geistesweise. Dagegen finden die Triebe der Selbstliebe, die vorherrschenden im männlichen Herzen, hier das reichste, edelste Feld der Befriedigung Hier ärndten die Habsucht Schätze, der Ehrgeiz Rang und Auszeichnungen, die Ruhmsucht Kränze und Unsterblichkeit.

Eine schmerzvolle Betroffenheit als von etwas Widernatürlichem, gleichsam ein augenblickliches Erstarren, begleitet, bei der idealen Sinnesstärke des Weibes, allemal den Eindruck, den das Unrecht auf sie macht. In höherem Grade den eines schwereren oder auf Frechheit gestützten Unrechtes. Der Augenblick dieser Betroffenheit, der nächste der Fassung, setzten die Frau, z. B. als Repräsentant bei einer Volksversammlung, oder als Sachwalter vor Schranken der Gerichtshöfe, oder bei Verhandlungen an den Sessionstischen der Behörden, einem männlichen, das Unrecht vertheidigenden Widersacher gegenüber, allemal im Nachtheil, auch beim seltenen Fall gleicher Waffen der Geistesstärke und Beredsamkeit zwi-

schen beiden. Der Mann dagegen, welcher das Unrecht in dem Begriff, wie in einem Spiegel auffaßt, minder gekränkt davon in seiner Seele, nicht zu so lebhaftem Haß dawider im Herzen erregt ist, als sie, behält Gegenwart und Klarheit des Geistes, dessen eigene Züge wider dasselbe kehrend, es mit seiner eigenen Abscheulichkeit zu schlagen, wie man in den Tropenländern, gewisse Schlangen durch die Greulichkeit ihres abgespiegelten Bildes in Flucht jagt. Er läuft nicht die Gefahr, die größte, bei der Vertheidigung des Unrechtes, dem Unrecht selbst Unrecht zu thun.

Hiezu kommen endlich noch die Störungen, welche, bei den gemeinschaftlichen Verkehren beider Geschlechter in den Bezirken der Staatsgeschäfte während ihrer vermischten Theilnahme an denselben, aus der natürlichen Stärke ihrer gegenseitigen persönlichen Neigung herrühren würde, welche aus der Geschlechtlichkeit beider entspringt.

Alles Bürgerliche bleibe dem Mann befohlen, alles Menschliche sey es der Frau.

II.

Ablehnung des unmittelbaren Antheils der Frauen an der Vertheidigung des Staates.

Ein unmittelbarer Antheil der Frauen an der Vertheidigung des Staates wäre noch widernatür-

licher, als ihr unmittelbarer unbedingter Antheil an den Staatsgeschäften.

Er wird durch dieselben Gründe, als jener abgelehnt; nur daß sie in Bezug auf ihn als verstärkte Gründe gelten.

Der Schwächere gibt sich durch Angriff des Stärkeren in die Gewalt des Stärkeren; und der Mann ist, dem Physischen nach, worauf der Angriff beim Kriege vorzüglich sich bezieht, unbedingt der Stärkere des Weibes. Schon dies bringt eine tiefe Verletzung der Keuschheit durch solchen Angriff der Frau gegen den Mann unvermeidlich mit sich.

Außerdem steht die physische Stärke der Frauen durchaus in keinem Verhältniß zu den physischen Anstrengungen, die der Krieg erfordert. Wenn die sinnlichen Eindrücke bei den Staatsgeschäften schon zu heftig, zahlreich und wechselvoll für die Erregbarkeit der physischen Organisation des Weibes wären, würden die vom Krieg unzertrennlichen sinnlichen Eindrücke, erschütternd für das Nervensystem des Mannes, das weibliche Nervensystem zerrütten.

Dem Naturberufe der Frauen zum Muttersein ist der Zustand des Kriegslebens völlig entgegen gesetzt. Eine Schwangere, eine Gebährende, auf Märschen, im Bivuaq, im Lager, bei der Schlacht sind nicht anders denkbar, wie als ein Jammer, eine Schande, eine Sünde.

Die oberste Leitung des Krieges, die Plane zu Feldzügen und Schlachten, sind ein Geschäft der Abstraction. Demjenigen, was zu ihrer glücklichen Ausführung zunächst der physischen Gewalt dienen muß, dem Muthe, sind die weiblichen Eigenschaften, Erregbarkeit, Feinheit und Reichthum der Wahrnehmung, Mittheilung des Wahrgenommenen an die Phantasie, Beweglichkeit, Hurtigkeit der Combination, eben so viele Hindernisse; zumal wenn sie, wie beim weiblichen Geschlecht der Fall seyn muß, das Bewußtseyn verhältnißmäßiger physischer Schwäche wider drohende Gefahren begleitet.

Das Geschäft des Krieges, Verheerung und Mord, wäre der Liebe und dem Mitgefühl des Frauengemüthes, das allerunnatürlichste. Keine Vorstellung, auch nicht die Vorstellung des Vaterlandes soll vermögen, diese Triebe im weiblichen Herzen so umzuwandeln, daß die Frau in dem Bürger eines feindlichen Staates, den Menschen so wenig mehr schonen wollte, ihn zu verwunden, zu verstümmeln, zu tödten; und auch ohne dieß würde die Art der beim Kriege vorkommenden Eindrücke ihnen zur Marter seyn. Die Frau erträgt, der Natur nach, den Anblick von Elend und Qual einzig um sie zu lindern.

Durch die Idee des Staates, die als abstract dem weiblichen Geist nicht geläufig ist, könnte die

mit derselben verbundene Idee des Krieges dem weiblichen Sinn nicht versöhnt werden, die ihm als unnatürlich widersteht. Das weibliche Gewissen würde sich der unmittelbaren Theilnahme der Frauen am Kriege stets als einem Unrecht widersetzen; nicht nur wegen der Unzulänglichkeit aller weiblichen Vermögen zu einer solchen.

Nur Verzweiflung und Noth des Augenblickes können diese Hindernisse aufwiegen. Aller Krieg muß Nothwehr seyn, in welchem das Weib fechten darf. Ihre Kinder, ihre Aeltern, ihr Haus, ihre Stadt zu vertheidigen, wenn der männliche Krieger sie nicht schützen kann, darf die Frau zu den Waffen greifen.

Die Gräfin von Montfort handelte nicht unweiblich, als sie, während der Gefangenschaft und nach dem Tode ihres Gemahls selbst die Waffen ergriff und führte, ihrem unmündigen Sohn sein Erbe von Bretagne zu bewahren; als sie die Frauen ihrer Stadt Hamibout nöthigte, ihre langen Kleider abzuthun und zur Abwehr des Feindes in dringender Noth, die Mauern dieser Veste zu besteigen, an deren Erhaltung das Schicksal ihres Hauses gekettet war*). Als aber das Schiff, auf welchem sie mit englischen Rittern, aus England reisend, nach der Bretagne sich befand, französischen Schiffen be-

*) Froissart croniq. T. 1. c. 29.

gegnet, sich mit ihnen in's Gefecht gibt, und sie, in der Reihe der Ritter mit einem scharfen, verrostetem Schwerte kämpfend, »mit dem Muthe eines Löwen«, wie der Chronist rühmt, Theil an der Seeschlacht nimmt; überschreitet diese Kühnheit, dem Bilde nach von der vorigen nicht verschieden, die Grenzen der Weiblichkeit, welche jene nicht verletzt, weil Nothwehr, und der echtweibliche Antrieb des Muttergefühls ihr nicht, wie jener zum Grunde lagen *).

Das merkwürdigste Beyspiel von der Rache der Verhängnisse an dem Unweiblichen, welches die unmittelbare Theilnahme der Frauen an den Waffen begleitet, liefert die Geschichte der Frau, welche idealen weiblichen Sinn mit männlicher Geistesgegenwart und Geistesstärke, mit männlicher kriegerischer Rüstigkeit verband, und von allen Frauen den bedeutendsten Kriegsruhm erworben hat.

Die Jungfrau von Orleans tödtete nicht, sondern begnügte sich mit ihrem Schwerte oder einer kleinen Streitaxt, die Feinde von sich abzuwehren. Sie tröstete die Verwundeten und Sterbenden; sie bewies mitten unter den rohesten Männern die zarteste Verschämtheit. Die Mißhandlungen, welchen diese ausgesetzt war, als sie im Kerker, in der Gewalt des

*) Froissart T. 1. c. 81. p. 99.

rohen Wüstlings Bedford sich befand, bewogen sie ihre weibliche Tracht abzulegen und sich in der männlichen, der sie abgeschworen, wieder zu kleiden; da diese sie besser davor schützte. So gab sie den Engländern den erwünschten Vorwand der Hinrichtung *), und starb als Märtyrer der ersten unter den Tugenden der Weiblichkeit, weil sie die Weiblichkeit durch kriegerische Thaten und kriegerischen Ruhm verläugnet.

III.

Die Frauen als Herrscher.

Alle Einrichtungen und Gesetze, welche einem Zwecke genügen, der eine große Mannigfaltigkeit von Verhältnissen und immer neu sich gestaltende Verhältnisse umfaßt, führen in einzelnen Fällen ihrer Anwendung etwas Hartes und Beschwerliches mit sich. Die menschliche Einsicht ist nicht im Stande die möglichen Collisionen zwischen den Verhältnissen und Einrichtungen, alle Fälle der Anwendung der Gesetze vorauszusehn, und dem gemäß Ausnahmen zu verfügen.

In Republiken, wo jeder Bürger Theil hat an

*) Histoire de Jeanne d'Arc, par Le Brun de Charmettes. Paris, 1817. T. III. p. 168.

den Einrichtungen und Gesetzen, so zu sagen sich selbst Gesetzgeber ist, wird die Beschwer und Härte beider im einzelnen Fall, durch das Bewußtseyn persönlichen Antheils an der Gewalt, welche sie auferlegte, übertragen; das Bewußtseyn der Unabhängigkeit versöhnt mit dem Gefühl des Druckes. Gleichwohl war in den meisten Republiken des Alterthums das Recht der Begnadigung an irgend ein Priesterthum geknüpft, gleich als würde dasselbe durch die Gottheit unmittelbar verwaltet.

In monarchischen Staaten ist die Linderung jener Härte und Beschwer der Einrichtungen und Gesetze in einzelnen Fällen dem Herrscher übertragen, durch das Recht der Begnadigung.

Dieses Recht ist das wesentlichste Attribut der fürstlichen Gewalt; dasjenige, wegen dessen mit Recht behauptet werden kann, sie stamme unmittelbar von Gott. Es lös't die nothwendige Mangelhaftigkeit und Beschränkung, welche den menschlichen Einrichtungen beiwohnt, in Bezug auf die heilsamste und wichtigste von diesen, auf den Staat.

Die Titel eines Ministers der Gerechtigkeit und der Gnade sollten in allen Staaten, wie in Spanien, verbunden seyn; es ist keine menschliche Gerechtigkeit denkbar ohne Gnade.

Das Recht der Begnadigung auszuüben, gebrechen der weiblichen Natur weder Fähigkeit noch Trieb,

sie sind ihr im Gegentheil in vorzüglichem Grade eigen, wegen der vorzüglichen Liebe ihres Gemüths.

Das salische Gesetz schließt die Frauen aus vom Besitze der königlichen Gewalt; allein dies scheint mit dem rohen Zustand der Nation zur Zeit, da es gegeben wurde, zusammenzuhängen. Ehrfurcht und Liebe eines halbwilden kriegerischen Volkes wenden sich am natürlichsten dem Führer im Kriege zu. Die wichtigste Angelegenheit desselben ist der Krieg; und der von seinem Cultur-Zustande unzertrennliche gewaltthätige Sinn desselben macht, auch bei den gegenseitigen Verhältnissen der Staatsbürger untereinander, das Einschreiten einer gleich starken physischen als moralischen Persönlichkeit im Könige vielfach vonnöthen.

Seit dem späteren Grade der Entwickelung der bürgerlichen Beziehungen, zufolge dem Geist der neueren Nationen, sind physische Kraft und kriegerische Tüchtigkeit den Herrschern nicht mehr unumgänglich nothwendig. Die innern Verhältnisse der Staaten, ihre gegenseitigen friedlichen Beziehungen zu einander haben das Uebergewicht erhalten über die kriegerischen; auch am Kriege hat die geistige Kraft einen überwiegenden Antheil gewonnen. Ein König unsrer Tage kann die Pflicht des Heerführers durch Feldherren genugsam versehen, ohne das königliche Ansehn herab-

zusetzen, oder seinem Beruf als Herrscher in einem wesentlichen Punkte unerfüllt zu lassen.

Montesquieu hält dafür, daß die physische Schwäche der Frauen, welche ihnen Mäßigung und Sanftmuth einflöße, sie zu Herrschern eigne: weil diese Eigenschaften vielmehr ein gutes Regiment als strenge und gewaltsame Tugenden bildeten. *)

Ich möchte Sanftmuth und Mäßigung nicht für so absolut verbunden mit physischer Schwäche bei der menschlichen Gattung, wie sie es bei den Thiergattungen sind, annehmen, als Montesquieu zu thun scheint; und sie eben so wenig als er, für absolute Eigenschaften der weiblichen Natur erklären; auch haben sie die Regierungen der vorzüglichsten Herrscher von weiblichem Geschlecht nicht ausgezeichnet.

Dem sey aber wie ihm wolle: soviel ist gewiß, daß die Eigenschaften der weiblichen Naturart, welche den Frauen unbedingten unmittelbaren Antheil an den Staatsgeschäften verweigern, in Hinsicht der Regierung eines Staates durch Frauen nicht die gleiche Wirkung haben: daß von den wenigen Frauen, welche, im Vergleich zu den männlichen Fürsten zur Herrschergewalt gelangt sind, die meisten sie zum Heil ihrer Nationen und mit Ruhm verwaltet haben.

Diese Gewalt ist so groß und so geistiger Natur,

---

*) Esprit des loix T. 1. L. VII. C. XVII.

daß sie der physischen Stärke nicht zur Ergänzung bedarf, welche den Frauen mangelt.

Der Herrscher, in seiner einsamen Höhe, steht abgesondert von der unmittelbaren Berührung aller gewaltsamen, aller Eindrücke des Elends, der Rohheit, der Gemeinheit, welchen die physische Erregbarkeit, welchen Herz und Seele der Frauen nicht ausgesetzt werden dürfen. Es ist keine gewaltsame physische Anstrengung, keine Anstrengung voll Einförmigkeit, keine mechanische bilderlose Anstrengung des Geistes mit den Geschäften der Herrschergewalt verbunden; äußere Ruhe, großer Wechsel begleiten sie; Herz und Sinn können Theil daran nehmen, eben nach der eigenthümlichen Art ihrer Bestimmung durch die übrigen Vermögen des weiblichen Wesens.

Der Eindruck soll bei dem Herrscher eine Zeitlang gegen das Innere wirken, bevor er eine Gegenwirkung desselben erfährt, damit diese, wie sich also vermuthen läßt, um so gerechter und leidenschaftloser sey, und weil die Herrschermacht so gewaltig ist, daß sie den mehrsten Eindrücken eine Frist ihre Gegenwirkung versagen, sie manchen ganz versagen muß.

Die persönliche Geisteskraft wird dem Herrscher, theils durch die Staatsgrundsätze ersetzt, welche er wie ein geistiges Erbe mit der Krone überkommt; theils durch die Arbeiten der ersten Staatsdiener, durch die Rathschläge derselben. Tact und Sinn der

Frauen finden hier die Arbeit des Denkvermögens gethan und reichen hin, sie zu beurtheilen und anzuwenden.

Auch welcher Persönlichkeiten sie sich zur Berathung oder überhaupt in den Geschäften zu bedienen haben? darüber geben beide den Frauen Aufschluß. Wir sehen die weiblichen Herrscher mehrentheils vorzüglichen Ministern ihr Vertraun schenken und erhalten; diese neben den Gegenständen persönlicher Neigung und über deren Einfluß hinaus, ja wider deren Einfluß mit wahrer Seelenstärke in Ansehn behaupten.

So standen Walsingham und Sir Cecil Elisabeth von England zur Seiten, und das Ansehn des letzteren galt neben der Gunst seines Feindes Leicester und über dessen Gunst hinaus; darauf neben der Gunst des Grafen von Essex. So stand Fürst Kaunitz Maria Theresien von Oesterreich zur Seiten.

Ein starker, eigenthümlicher Geist, verbunden mit einer starken Willenskraft und entsprechender physischer Stärke haben, im Verein mit der Herrschermacht zwar Erscheinungen fast göttlicher Gewalt auf Erden bewirkt; aber sie waren den Staaten, in deren Herrschern sie mit dieser zusammentrafen, selten ein Heil, was Macedonien, Schweden und Frankreich bezeugen können. Es kömmt zum Glück der Nationen mehr auf Herz, Gesinnung und Willen, als auf

Geist und Willen; mehr auf große Eigenschaften des Herzens und der Sittlichkeit als auf große Geisteseigenschaften ihrer Herrscher an.

Nie haben Liebe und Mitgefühl weiblicher Herrscher einen nachtheiligen Einfluß auf das Glück ihrer Nationen, insofern sie sich auf diese selbst bezogen, gehabt. Der Fürst steht so abgesondert von den Eindrücken, und seine Macht umfaßt so zahllose Verhältnisse, die Gesetze sind so streng und fest gegründet, daß der Einfluß seiner Liebe und seines Mitgefühls bei den wenigen Fällen, wo er in unmittelbarer Beziehung zu seinen Unterthanen treten kann, nur wohlthätig zu wirken vermag.

Das liebevolle Gemüth Maria Theresia's hat auf ihre Staaten dieselbe Wirkung geübt wie Mutterliebe auf den Körper eines Kindes. Es wird dadurch ein Grund von Wohlseyn desselben gestiftet, der mehr genossen wird als gerühmt; doch, wenn dies geschieht, auch mit der Lebendigkeit und Frische des Dankes, die so wenig veralten, als die Wohlthat.

Durch die tauglichen Minister, welche Tact und idealer Sinn weiblichen Herrschern wählen lehren, lehren Mitgefühl, Liebe und idealer Sinn sie auch viel reiner nach dem Wohl ihrer Nationen streben, als dies bei den Trieben der Selbstliebe, die dem männlichen Gemüth eigenthümlich sind, in der Regel von männlichen Herrschern geschieht.

Den Flor seines Handels, seine Flotte, und die evangelische Lehre, die Hauptmuskeln seiner Kraft, dankt England Elisabeth. Katharina von Rußland hob und umfaßte mit Liebe die Nationaleigenthümlichkeit eines Volkes, unter welchem sie nicht geboren war; dessen größten, unter demselben geborenen Herrschern darin überlegen.

Eben jene Eigenschaften stützen die Willensstärke der weiblichen Herrscher; und sie erreicht vielfach glücklichere Erfolge, als die absolute Willenskraft männlicher Herrscher begleiten, wodurch mehr Reiche zu Grunde gegangen als erhalten sind.

Dazu kommt, daß Nachgiebigkeit, wenn endlich nur noch Rettung in derselben zu finden wäre, von weiblichen Herrschern geübt, deren Verehrung, selbst in den Augen des roheren Haufens nichts entzieht, derselben eher Etwas hinzuthut. Dagegen muß der Verehrung desselben das Nachdenken allemal zu Hülfe kommen, sah, unter ganz gleichen Umständen, ein männlicher Herrscher sich zu Aufopferungen gezwungen. Für männliche Geisteskraft und Willenskraft und männliches physisches Vermögen, welche über die Kräfte einer Nation gebieten, soll kein menschlicher Zwang möglich seyn, verlangen ein richtiger Tact und Sinn.

Die gefährliche Klippe für Frauen auf Thronen

ist das Vorwalten der liebevollen Kraft des Gemüthes in der weiblichen Natur, wenn sie sich auf einen unwürdigen Gegenstand richtete; sey dieser eine Person, sey's eine Meinung, eine Lehre, oder was es wolle.

Durch einen Trieb der ersteren Art wurden Maria Stuart und Johanna von Neapel zu Mörderinnen ihrer Gatten, stürzten ihre Reiche in Bürgerkriege und veranlaßten ihren eigenen Gewalttod jede. Minder heftig in den schwächeren Naturen von Maria von Medicis und andern Königinnen, machte derselbe deren Staaten zum Tummelplatz des Spieles von Factionen.

Die Regierung Maria Theresia's von Oesterreich gewährt ein so befriedigendes und würdevolles Bild, weil der Trieb der Liebe in ihr stark zugleich und geregelt, der Erfüllung ihrer Herrscherpflichten nimmerdar Eintrag that, im Gegentheil die Begeisterung war, welche sie zu immer schwungreicherer Erfüllung derselben entflammte; ihre größten Augenblicke als Herrscher sind die, wo sie zugleich als Gattin und Mutter am größten ist.

IV.

Ueber den Antheil der Frauen an Handel, Gewerbe, Wissenschaft und Kunst.

Was der weiblichen Art in Bezug auf die Theilnahme des weiblichen Geschlechtes an der Betreibung von Gewerben entspricht, haben Zeit und Herkommen demselben zum Theil zugewandt. Die Frauen treiben Handwerke, deren Ausübung nicht auf physischer Stärke beruht, und welche nicht außer dem Hause getrieben werden müssen. Sie könnten noch an vielen Theil nehmen, von welchen das Herkommen sie ausschließt, die leichteren Hülfsgeschäfte dabei zu verrichten, und der dem Geschlecht eingeborne Schönheitssinn, welcher in Verbindung mit der dem weiblichen Geiste eigenen beweglichen und hurtigen Combination den Geschmack erzeugt, würde bei solcher Theilnahme die Gefälligkeit unsrer Geräthe und anderer Dinge, welche zur Befriedigung unsrer Lebensbedürfnisse dienen, sehr erhöhn.

Die Verfertigung weiblicher Kleider und der Moden, sollten, so wie der Handel mit beiden, den Frauen ausschließlich übertragen seyn. Ein Verfertiger und Verkäufer von Moden höhnt die Männlichkeit so viel mehr als ein Schneider, als mehr Urtheil dazu gehört ein dem Körper passendes, für die Jahreszeit und die Verhältnisse zweckmäßiges Kleid zu

verfertigen, mehr phantastischer Witz zu einem Putzstück; als das Kleid zum Nothbedarf des Menschen gehört, der Putz ein selbstgeschaffenes Bedürfniß des Menschen ist.

Den unmittelbaren Antheil an den Geschäften des Handels lehnt die weibliche Naturart nicht so streng bedingt als den Antheil an den Staatsgeschäften, allein sie lehnt ihn gleichwohl ab. In den meisten Hinsichten gilt als Einwendung wider diesen, was als Einwendung wider jenen galt.

Das Motiv zum Handel ist der bare Eigennutz, der Trieb, welcher nicht der eigenthümliche des weiblichen Herzens ist. Die Speculationen, wodurch der Handel vorzüglich in's Große geht, und Würde annimmt und blühend wird, sind ein Geschäft der Denkkraft. Die physische Schwäche der Frauen genügt nicht der Thätigkeit nach Außenhin, welche die meisten Handelsgeschäfte erheischen; den unmittelbaren Conflicten mit männlicher Rohheit und Brutalität, welche auch sie veranlassen.

Gleichwohl können die reinsten Handelsgeschäfte im Innern der Privathäuser betrieben werden, und das Weib vermag dabei den Mangel der Denkkraft einigermaßen durch sittliche Eigenschaften zu vergüten; den Unternehmungsgeist durch Fleiß, Ordnung, Zuverlässigkeit, Redlichkeit, Billigkeit. Hiemit muß sich der Ruhm der Frauen beim Handel begnügen, und wenn

dadurch kein blühendes Haus gegründet werden kann, reicht dies aus, einem Hause Credit zu verschaffen und zu erhalten; ein kleines Vermögen zu erwerben und das Vermögen mäßig zu vermehren. Mehr aber braucht keine Frau, die an der Stelle ihres abwesenden oder hingeschiedenen Gatten, keine Tochter, die an der Stelle ihres Vaters steht; keine Schwester, die ihren Bruder, keine Freundin, welche ihren Freund vertritt, keine Mutter, welcher der Handel zum Mittel dienen soll ihre Familie zu erhalten; kurz, nicht eine Frau, die aus echtweiblichen Motiven sich dem Handel unterzieht.

Will die Frau sich selbst ein unabhängiges Daseyn zu verschaffen, oder aus eigner Lust an dieser Art der Geschäfte ein Handelshaus gründen, kann man, vorausgesetzt, daß ihre Persönlichkeit ein solches Unternehmen mehr begünstige als die Art ihres Geschlechtes, nichts Wesentliches dawider einwenden; auch verwehren die bürgerlichen Gesetze es nicht. Das Ungewöhnliche des Falles wird bei Gebildeten dem Unternehmen wahrscheinlich gar vortheilhaft seyn und auch Ungebildeteren, so lange ihr eigener Vortheil nicht dabei leidet; der Gebildete hat immer, der Ungebildete auch in diesem Fall, Freude am Unternehmungsgeist, der den Kampf mit natürlichen Hindernissen eingeht. Tritt aber der Eigennutz der Rohheit auch nur in einem Schatten von Contact zu solchem

Unternehmen, wird er es der Frau unendlich erschweren, vielleicht gar unmöglich machen, jene Hindernisse zu besiegen.

Durch keine speculative Entdeckung hat jemals eine Frau die Wissenschaft gefördert: um so abstracter, um so ausschließlicher ist diese ein Gebiet männlicher Thätigkeit. Allein die Beobachtung ist das Gebiet der Frauen in der Wissenschaft. Sie können durch die Feinheit, die Vielseitigkeit, die Tiefe, die Liebe ihrer Wahrnehmung den Wissenschaften wesentlich nützlich seyn. Die Tochter von Linné bemerkte zuerst das phosphorische nächtliche Leuchten der Blüthen der spanischen Cresse. Die Schwester Herschels beobachtete zuerst einen der neuaufgefundenen Cometen. Es ergäbe sich aus dieser Theilnahme der Frauen an der Wissenschaft ein neues, sehr beseeltes Verhältniß zwischen Mann und Weib, das dem häuslichen Glück große Bereicherung verhieße.

Mrs. Wolstonecraft verlangt, daß die Frauen zur Ausübung des wissenschaftlichen Gewerbes der Arzneikunde zugelassen würden, daß die Geburtshülfe ihnen ausschließlich übergeben werden soll.

Gegen das Erstere läßt sich das Hülfsstudium der Anatomie einwenden, welches bei der Heilkunde unerläßlich ist und von Eindrücken unzertrennlich,

welche der physischen weiblichen Erregbarkeit, der Verschämtheit überhaupt, dem idealen Selbstbewußtseyn der Frauen, mittelst deren Verletzung, durchaus entgegen sind. Gegen beides aber streiten das Ueberwiegen des Mitgefühls und der Liebe im weiblichen Herzen, das Ueberwiegen des Herzens über den Geist in der weiblichen Vernunft, die Stärke der Phantasie des weiblichen Geistes, die Unmittelbarkeit, welche dies den Trieben der Frauen gibt. Die Sicherheit der Einsicht und des Entschlusses, wenn Schmerz und Gefahr bei der Heilung von Uebeln, bei Entbindungen zu veranlassen wären, um größere Schmerzen, größere Gefahr zu verhüten, würde dadurch den Frauen erschwert. Die Zufriedenheit ihres Lebens würde von jedem unglücklichen Erfolg eines solchen Entschlusses viel mehr als die Zufriedenheit des Mannes bedroht.

Die Gründe, auf welche Mrs. Wolstonecraft ihre Forderungen stützt, scheinen jenen Einwendungen nicht überlegen. Sie erwähnt der Vertraulichkeit, welche das Verhältniß der kranken oder gebährenden Frau zu ihrem Arzt oder Geburtshelfer mit sich führt. Und dies hat für die weibliche Verschämtheit ohne Frage etwas durchaus Peinliches. Aber es ist kein nothwendiger Mißbrauch damit verknüpft, dessen sie nächstdem gedenkt. Im Gegentheil weicht das Peinliche jenes Verhältnisses dem Bewußtseyn einer mit

der menschlichen Gebrechlichkeit verbundenen Nothwendigkeit, welche der edeln Natur, die davon zu leiden hat, Muth; der edeln, welche es mißbrauchen könnte, Schonung, ja etwas Höheres, Ehrfurcht davor, einflößt.

Dagegen wäre den Frauen ein Hülfsgeschäft bei der Heilkunde ausschließlich zu übertragen, möchten sie zum Beßten der Menschheit wissenschaftlich darin unterwiesen werden: Die Wartung, die Aufsicht bei Kranken. Wie viele Symptome der Krankheit sich zeigen, während der Arzt seinen Kranken nicht beobachten kann; welche wichtigen derselben unkundigen Verwandten, Freunden oder Dienern desselben entgehn, ohne daß Fragen des Arztes sie daran erinnerten; welche Unsicherheit, welche Verzögerung dadurch in die Heilung von Krankheiten gebracht wird; wie fördersam der Genesung eine besonnene, einsichtsvolle Wartung während der Krankheit ist: bedarf kaum einer Erwähnung. Welche Familie legt nicht die Finger dabei in die eigenen Wunden?

Die feine, durch das Mitleid geschärfte Wahrnehmung der Frauen; ihre, durch keine persönliche Beziehung zum Kranken überreizte Mitempfindung und Liebe, wären hier ganz an ihrer Stelle.

Auch bei der Wundarzneikunst wäre den Frauen ein Hülfsgeschäft zu übertragen, der Verband; zumal der spätere nach den Operationen. Die leichte

Hand eines geschickten Wundarztes, der keine Frauenhand es in den bedenklichen Augenblicken der Operation selbst und des ersten Verbandes es an Flüchtigkeit und Sicherheit gleich thun könnte, ist plump gegen jene, wenn es später die Schonung des verletzten Theils betrifft: hier geben Zartheit und Mitgefühl den Frauen ein wahres Genie der Lindigkeit.

Der Antheil an der Kunst ist den Frauen fast auf ähnliche Weise beschränkt, wie ihr Antheil an der Wissenschaft.

Die Baukunst fordert eine zu umfassende Kraft der Abstraction, eine zu bedeutende physische Anstrengung, als daß die geistigen und physischen Kräfte der Frauen ihr gewachsen wären. Es ist dasselbe mit der Bildhauerei, der Historienmahlerei; hiezu kommt bei diesen beiden Künsten noch das zu ihnen Nothwendige, den Frauen unzulässige Hülfsstudium der Anatomie. Auch die Tonkunst im großen Styl, insofern sie Dichtung ist, fordert eine Kraft des Denkvermögens; eine abstracte Gewalt der Phantasie, welche den Frauen nicht gegeben sind; die zweite nicht, weil sie der ersteren ermangeln. Etwas Aehnliches ist es mit dem epischen Gedicht, der Historie, dem Epos des Wirklichen, der Tragödie, dem dramatisirten Epos. Die Frauen lernen das Leben nicht nach all der Größe und Man-

nigfaltigkeit seiner Beziehungen, aus unmittelbarer Erfahrung kennen, fassen es nicht nach denselben auf in Geist und Herz, wie dies geschehen muß, um ein Epos, ein historisches Werk, ein größeres Trauerspiel zu beseelen. Kein weiblicher Vitruv, Phidias, Raphael, Gluck, kein weiblicher Homer, Shakespear, Tacitus werden je geboren werden.

Dagegen gelingt den Frauen, dem Schwunge ihrer von der Gemüthskraft eines einzelnen Affectes in einer einzelnen Situation entflammten Pantasie das Lyrische. Es gelingt ihnen die feine Beobachtung der Charaktere in untergeordneteren Beziehungen des Lebens, die phantasievolle, sinnige Auffassung der Natur, die Wahrnehmung des flüchtigen Gepräges, welches der Augenblick an die Erscheinungen der Natur und des Lebens haucht, wodurch der Roman Werth erhält; die Darstellung einer gegenwärtigen Wirklichkeit. In der bildenden Kunst kommt hiezu noch die Zartheit der mechanischen Behandlung der Stoffe, die ihnen, vermöge ihrer physischen Organisation, möglich ist, und ihnen die Ausführung von Kunstgebilden, welche jene Kreise nicht überschreiten, in eigener Vollkommenheit möglich macht.

Ich erinnere hier nur an die Merian, an ihr Werk über die Verwandlung der Raupen, in welchem auf jeder Seite die liebevolle fromme Freude an der Wunderbarkeit und Schönheit der Gegenstände der

Schöpfung spricht, die zarte Wahrnehmung, welche nur von der Zartheit und Genauigkeit der Ausführung der Bilder erreicht werden, die jene Blätter begleiten.

V.

Ueber die Stellung des weiblichen Geschlechtes unsrer Tage in der bürgerlichen Gesellschaft.

Unser bürgerliches Leben ordnet das weibliche Geschlecht in allen wesentlichen Rücksichten dem männlichen unter.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß der Natur nach kein Vorzug des einen Geschlechtes vor dem andern existirt. Der Mann übertrifft die Frau an Kraft, sie übertrifft ihn an Lebendigkeit und Zartheit, an Fruchtbarkeit des Physischen. Der Mann übertrifft die Frau an Gewalt des Geistes, sie übertrifft ihn an Liebe des Gemüthes. Seine Vernunft ist folgerechter, die ihre ist lebendiger. Seine Willenskraft ist stärker; die vorzüglichere ideale Kraft ihres Sinnes gleicht auch diesen Vorzug aus.

Die Natur bestimmte dem Manne zum unmittelbaren Wirkungskreise der Thätigkeit, Staat und Welt; der Frau das Haus. Ihm die bürgerlichen und wissenschaftlichen, ihr die häuslichen Geschäfte. Der Mensch lebt in beiden Kreisen, keiner kann ohne den

andern bestehn; er bedarf der Erfolge beider Thätigkeiten, kein Geschlecht kann der Erfolge der eigenthümlichen Thätigkeiten des andern entübrigt seyn.

Allerdings fallen die Resultate männlicher Thätigkeit, Entdeckungen in den Wissenschaften, Ereignisse des bürgerlichen Lebens mehr in die Augen als die Erfolge weiblicher Thätigkeit; es vergilt sie auch ein mehr in die Augen fallender Lohn, als die letzteren. Diese Erfolge, vermehrte Sittlichkeit der Gesinnung, Vermehrung der Masse und der Freude des Daseyns der Creaturen, sind gleichsam unsichtbar: der Staat hat keine unmittelbaren und das Haus hat nicht dieselben Verg ltungen dafür, als der Staat für die Thätigkeiten des Mannes.

Allein es kann aus der Natur und aus den Wirkungen der eigenthümlichen Thätigkeit eines jeden Geschlechtes, so wenig ein Vorzug des einen vor dem andern herrühren, als aus deren Natur an sich.

Und dennoch gewinnt das Weib in der bürgerlichen Gesellschaft nur einen Rang mittelst ihrer Verbindung mit dem Mann in der Ehe, seinen Rang. Sie muß dem Mann bei der Ehe das Gelübde des unbedingten Gehorsams leisten. Ihr Name geht in seinem Namen unter; kein Ruhm ihrer weiblichen Namen erbt in den Geschlechtern fort. Die Ehe erhebt die Frau über die unvermählte, die Dauer der Ehe erhebt sie über die verwitwete Frau. Der Antheil am

Familiengute selbst ist den Frauen beschränkt in fast allen Fällen wo dies bedeutend wäre.

In der Natur des ehelichen Verhältnisses liegt eben so wenig ein Grund der Ungleichheit der Würde der Gatten als in der Naturart des Geschlechtes und der Thätigkeiten beider.

Alle Gründe der Ehe, alle Vorzüge der Gattung, alle individuellen, alle Vorzüge der äußern Lage, welche die Ehe zur Folge hat, sind beiden Gatten gemeinsam. Der Mann gewinnt sie sowohl durch den Bund mit der Frau, als die Frau sie durch den Bund mit dem Manne gewinnt.

Auch der Antheil an den Erfolgen seiner eigenthümlichen Thätigkeit, welchen der Mann der Frau durch die Ehe gibt, den Schutz, den er ihr gewährt, fallen mehr in die Augen als die Vergeltung an häuslicher Bequemlichkeit und Freude, an Schutz und Schirm andrer Art in den Tagen des Siegthums und der Kindheit und des Alters, welche er dafür genießt. Die häusliche Abgeschlossenheit entzieht diese dem Blick der Menge; sie betrifft den Menschen während Zeiten seines Daseyns, wo er der Menge noch gar nicht, oder schon weniger wichtig ist, diese also noch nicht, oder schon weniger auf ihn merkt: aber sie ist überschwenglich, und es kann aus diesem Tausch kein wesentlicher Vorzug des einen Gatten vor dem andern herrühren.

Es läßt sich veraussetzen, daß die Frau sich von

der überlegenen Umsicht und Einsicht des Mannes im Allgemeinen werde leiten lassen, weil die Herrschaft beider über Triebe und Willen der Vernunft gemäß ist. Daß sie in mehr gleichgültigen Fällen seinem Willen folgen werde; weil sie mehr liebt als der Mann und die Liebe nachgibt; weil der männliche Wille kräftiger ist als der Wille der Frau und ihr sittlicher Sinn auch die Möglichkeit des Anlasses zu der Rohheit scheuen wird, daß der Mann seine physische Ueberlegenheit geltend mache ihn zu behaupten. Die heilige Monika, die Mutter des heiligen Augustinus sagte den Frauen ihrer Stadt, welche Spuren der Mißhandlungen ihrer Männer an sich trugen und darüber klagten: »schreibt sie nicht deren Rohheit, schreibt sie euren Zungen zu.«

Aber, wenn die Frau, was in vielen Fällen eintritt, ihren Gatten an Geisteskraft vorangeht; wenn er ein Unrecht wollte: soll die schwächere Einsicht die stärkere leiten? soll der unrechtmäßige und böse Wille, dem Willen des rechten oder dem guten Willen folgen? oder soll das Gelübde gebrochen werden? oder ist es nur eine Floskel? —

Daß die Gatten einen Namen führen ist ein schönes Symbol ihrer menschlichen und bürgerlichen Einheit; aber, warum ihre gemeinschaftlichen Namen nicht verbunden zu einem, warum ihre Wappenschilder nur auf dem Siegel der Frau? Wird nicht

jeder Liebender gern bei dem Namen des geliebten Gegenstandes genannt seyn? Wird irgend ein Liebender, auch der Selbstsüchtigste wünschen, daß dessen Persönlichkeit so ganz in der seinigen erlösche, daß selbst deren Zeichen, der Name, wegschwinde?

Die Kinder möchten, der Kürze wegen, den Namen des Vaters allein führen; aber sie müßten mit der Mündigkeit das Recht erlangen ihn mit dem Namen ihrer Mutter zu verbinden oder zu vertauschen, unter Zustimmung des Staates, nach von ihm geprüften und bestätigten Gründen. Nur eine Frau *), so viel ich weiß, erwarb einem Geschlecht einen Namen **); und es war dem Geschlecht, aus dem sie entsprossen, es stammte nicht von ihr. Der Name ihrer Kinder wäre mit ihrem eignen, hätte sie sich vermählt und wäre sie Mutter geworden, in dem des Gatten und Vaters untergegangen. Diese Ungerechtigkeit der bürgerlichen Einrichtungen verführte Frau von Staël zu der Unweiblichkeit ihre zweite Ehe lieber zu verheimlichen als zu scheiden von dem Namen ihres Ruhmes.

Allerdings ist die Ehe der Frau von der bürgerlichen Gesellschaft wie von der Vernunft und dem sittlichen Gefühl zur Bedingung der Erfüllung ihrer

*) Johanna d'Arc.

**) Du Lys.

natürlichen Bestimmung zum Muttersey̆n gegeben; sie ist der Bund menschlicher und individueller Vollkommenheit; sie ist würdig an sich, wie alle Verhältnisse, welche auf gegenseitiges menschliches Bedürfen sich gründen und würdiger als sie alle, weil sie das vielfältigste Bedürfniß umfaßt: und hierin liegt eine natürliche Würde der Ehefrau.

Aber liegt nicht größtentheils eben darin auch eine Würde des Ehemannes, dem die bürgerliche Gesellschaft als solchen gar keine Vorzüge des Ranges vor dem unverheiratheten Mann, vor dem verwitweten, einräumt? Und liegt eine mindere Würde in der göttlichen Frische jungfräulicher Einheit der Seele? Liegt nicht eine gleiche Würde in jener, während der Ehe erfüllten natürlichen Bestimmung; in der durch die Ehe erlangten menschlichen und individuellen Vollkommenheit der Matrone, die Witwe geworden ist?

Sollten nicht alle Frauen, bei gleichen Vorzügen, gleichen Verpflichtungen, gleicher Würde des Verhältnisses an sich, welche die Ehe begleiten, einen und denselben Rang als Ehefrauen haben?

Allerdings ist der Hauptzweck der Ehe, der, warum es keine Ehe zwischen gleichem Geschlecht geben kann; warum Bigamie und Polyandrie keine Ehen sind; warum die Gesetze Ehen gestatten, durch welche der Zweck der Fortpflanzung der Gattung nicht er-

reicht werden kann *); die menschliche und individuelle Vollendung des Einzelnen durch ihren Bund, verschieden an Würde, nach Maßgabe der Individualität der Gatten und der Stufe der Entwickelung worauf sie stehn.

Ferner sind die häuslichen Geschäfte der Ehefrauen verschieden, nach Aufwand geistiger, und nach dem Grade des Aufwandes der Kraft überhaupt, welche sie erfordern. Die Geschäfte eines vornehmen, eines reichen und großen, oft noch mehr die eines armen und großen Hausstandes der mittleren Stände, sind ganz andrer und bedeutenderer Art, als die eines kleinen, eines Hauswesens der niedren Classen. Die Erwartungen von den Kindern der ersteren Familien, die Sorge für deren Erziehung, legen den Müttern derselben andere Pflichten auf,

*) Nur in der Natur von Mann und Weib ist der Cyclus der Gegensätze, welche die menschliche Natur in beiden Geschlechtern umfaßt, vollkommen enthalten. Nur zwischen den persönlichen Eigenschaften eines Mannes und einer Frau ist die Gleichheit individueller Art und Stärke der Eigenschaften bei geschlechtlicher Ungleichartigkeit beider anzutreffen, welche die Auflösung aller jener Gegensätze zu Einheit und Vollkommenheit zur Bedingung hat. Dieser Hauptzweck der Ehe, den Tacitus schönes Wort von den deutschen Ehefrauen — »sie empfangen einen Gatten, wie einen Leib und ein Leben" — ganz ausspricht, kann erreicht werden durch die Ehe, auch wenn der Zweck der Fortpflanzung nicht dadurch erreicht würde.

schwerere als die Erwartung von den Kindern der geringen Stände und deren Erziehung. Hierdurch wird eine natürliche Ungleichheit der Würde der Ehefrauen, sie wird ferner durch die mehr und minder vollkommene Erfüllung der Pflichten des ehelichen Berufs, die mehr oder minder vollkommene Erreichung aller Zwecke der Ehe gestiftet. Aber auf alle diese Gründe stützt die bürgerliche Gesellschaft keine Ungleichartigkeit des Ranges unter ihnen. Sie nimmt gar keine Notiz davon.

Jede echtweiblich fühlende Frau wird mit dem Rang zufrieden seyn, welchen sie durch ihren Mann hat. Ob er sie hervorhebe oder unterordne? es ist der seine; er ist als solcher ihr der liebste, der ehrenvollste, der einzig wünschenswerthe. Aber die bürgerliche Gesellschaft darf bei der Rangbestimmung der Frauen auf diese Empfindung keine Rücksicht nehmen; und es geschieht auch nicht von ihr. Sie nimmt unmittelbar gar keine Rücksicht auf die Frauen.

Das Recht zur Ehe zu werben, gehört dagegen von Natur dem Mann. Ihre edelste Tugend versagt es den Frauen. Schon der leise Anklang vom Geständniß des Verlangens nach dem sinnlichen Genuß der Liebe, das ungedacht, unbestimmt empfunden, und nicht empfunden, nur geahnet, im Geständniß der Liebe enthalten ist, macht daß die Frau dies scheut, sich davor schämt und davor zagt. Wie sollte sie

Scham und Keuschheit überwinden zu einem Antrag, der es bestimmt, wenn gleich unausgesprochen in sich faßt, wobei es zurückgewiesen werden könnte? —

Die bürgerliche Gesellschaft hätte Recht gar keine Notiz von dem Rang der Frauen zu nehmen; sie haben keinen bürgerlichen, nur einen menschlichen Rang. Nur diesen sollte sie ihnen zuerkennen, in dieser Hinsicht einen gleichen mit dem Manne. Der einzige Unterschied, welcher dabei zwischen Frau und Frau Statt finden könnte, wäre der des persönlichen Werthes und der Bildung, mit deren Trefflichkeit jener nothwendig zusammenhängt. Uebrigens sollten Jungfraun, Ehefraun und Matronen denselben Rang haben, die gleiche, eine unmittelbare Beziehung zum Staat.

In England nehmen unverheirathete Frauen, welche ein gewisses Alter erreicht haben, den Frauentitel an. Die Erlaubniß zu ebendem sollte in jedem Staate den Mädchen mit der Volljährigkeit zufallen, und mit diesem Schritt ein ehrenvolles bürgerliches Verhältniß des Mädchens zum Staat eintreten.

Das weibliche Herz ist so reich an Liebe und das Bedürfniß der Liebe ist so mannigfaltig, daß in der Thätigkeit der Jungfrau kein geringeres Heil für die bürgerliche Gesellschaft liegen kann, als in der Thätigkeit der Ehefrau und Mutter.

In welchem Hause gibt es nicht Töchter, die unverheirathet blieben, oder sich erst spät vermählten,

und durch ihre, zwischen den Geschwistern des Hauses gleichgetheilte Liebe, das Band der Familie sind, die sich schon in mehrere Familien trennte? Welche die Stelle zu früh gestorbener Mütter Kindern ersetzen, die ohne sie erkaufter Sorge preisgegeben wären? Welche die Mütter der Armuth, die Rettung der Verworfenheit werden, ohne irgend eine Anerkennung von Seiten der bürgerlichen Gesellschaft, ein Ansehn in ihr, um die sie nicht weniger sich verdient gemacht, als Ehefraun und Mütter. Sind sie vom hohen Adel, führen sie die Titel ihres Standes und genießen das Ansehn ihrer Geburt. Sind sie begütert, verschaffen sie sich Ansehn durch Hoffnungen des Eigennutzes. Haben sie Geist und Charakter, verschaffen diese ihnen ein individuelles Ansehn; doch schon das letztere erschwert ihnen ihre Lage, auf welche die Aussicht unter allen Umständen abschreckend und traurig ist.

Da der Mann sich alle Belohnungen aneignen kann, welche Staat und Welt den Erfolgen innerhalb ihrer Kreise zum Preis setzen, sind die Frauen, mit welchen kein Mann diesen Preis theilt, indem sie gleichen Antheil mit den Söhnen und den vermählten Töchtern an dem Familiengut haben, im Nachtheil gegen diese.

Das älterliche Vermögen sollte, bis auf einen verhältnißmäßigen Betrag zur Vorbereitung der Söh-

ne zu den Staatsgeschäften und bürgerlichen Geschäften, zu ihrem Antritt derselben, zur Aussteuer der Töchter, welche sich vermählen, ganz auf die unvermählten Töchter übergehn, zu deren Erhaltung zu dienen.

Die elende Rücksicht auf das Vermögen bei der Ehe, welche so manche unglückliche Ehe gestiftet, so manchen Mann verblendet hat, wesentlicheren Eigenschaften, in denen auch mehr wirklicher Vortheil als in Capital und Zinsen liegt, Ordnungsliebe, Sparsamkeit, sich selbst verläugnender Gemüthskraft u. s. w. jenen materiellen Besitz vorzuziehn, den Trägheit, Ansprüche, Eitelkeit so leicht zu nichts machen, fiele damit auf einmal weg. Bei der Ueberzeugung auf jene Tugenden das Gebäude häuslichen Wohlstandes gründen zu müssen, würde dies viel öfter entstehn, als indem das junge Paar schon gleichsam in das vollendete einziehen will. Und wenn es sich auch nicht so hoch und prächtig erhübe, als dies, von ihm fortgesetzt, sich erbauen kann: würden Liebe und in Ehrenhaltung des Besitzes solchen Glanz reichlich vergüten.

Die einfachen bürgerlichen Tugenden stiegen im Werth, indem die Erfahrung, die Empfindung des damit verknüpften Glückes allgemeiner würde.

Ich habe schon eines bedingten unmittelbaren Antheils der Frauen an den Staatsgeschäften, wel-

cher Frauen, Jungfraun und verwitweten Frauen gleich zufallen sollte, gedacht. Auch das Ansehn, das Bewußtseyn einer solchen Thätigkeit, würde der unvermählten Frau gleiche bürgerliche Bedeutsamkeit mit der vermählten und verwitweten ertheilen.

Vor allen Dingen aber wären Institute, angemessen dem Geiste der Zeit, dem Wesen der Einrichtung nach ähnlich den Stiftern und Klöstern, der äußern Form nach verschieden davon, zufolge der besondern Bestimmung eines jeden, von Privatpersonen und Regierungen zu gründen, in welchen Frauen, mechanischen Kunstthätigkeiten, der Krankenpflege, der Bildung der Kindheit und religiöser Beschauung, wie vordem in den Klöstern, ihr Leben widmen könnten. In denen die Aufnahme von dem Bestehen einer gründlichen Prüfung in Hinsicht geistiger und sittlicher Fähigkeit zu einer von diesen Lebensthätigkeiten abhängig gemacht würde, welche den Aufgenommenen dagegen verhältnißmäßig eine anständige Existenz sicherten, ohne daß sie dieselbe in fremden Familien suchen müßte; wo der Anblick fremden Glückes ihr immer ein Erinnerungswort voll Herbigkeit eigenen, entbehrten Glückes ist.

In solchen Stiftungen fänden Kinder, welche ihre Mütter verloren, wieder Mütter, ohne daß der Vater sie ihnen durch eine zweite Ehe zu geben brauchte

oder genöthigt wäre, sie zu Wärterinnen in Pensionsanstalten zu verstoßen.

Hier fände der Fleiß Muse, seine Werke zu der Vollkommenheit zu vollenden, von welcher die Klosterarbeiten so angenehme Beispiele liefern. Die zarteste Färbung von Kupferstichen, bis zur Täuschung sie vergegenwärtigende Nachbildungen natürlicher Gegenstände, künstliche Handschriften verehrter Autoren, welche seit der Buchdruckerkunst aus dem Leben verschwunden sind, und in den Bibliotheken nicht blos ihrer Sauberkeit wegen so sehr anziehn, sondern durch den lebendigen Fleiß, der den lebendigen Geist verewigt. Nadelarbeiten erschienen wieder, deren Kunstwerth sie dem Zeitgeschmack enthebt, welche nach Jahrhunderten das Auge vergnügen, wie in der längst entschwundenen Vorzeit ihres Entstehens, und bei denen man nur die ausgestorbene Kunstfertigkeit bedauert. Einen solchen Grad der Vollkommenheit erreicht der Einzelne nur in Gemeinschaft Mitstrebender und doch vereinzelt in sich selbst.

Hier fänden familienlose Kranke die wohlthätigen Asyle, welche sich ihnen mit den Klöstern geschlossen haben, welche keine Hospitäler, keine kostbare häusliche Pflege ersetzen.

Hier öffnete sich die Zuflucht Denjenigen wieder, an welchen das Leben seine Wonnen erschöpfte, und die von seinen kleinen Sorgen, Unruhen, Geschäf-

ten, vom erregten Wunsche des Geringeren oder Bedauern des Besessenen sich zu dessen Betrachtung, zur Betrachtung des Urhebers wenden und einer Thätigkeit weihen wollen, die sie, der Welt entzogen, der Welt noch nützlich macht.

Man wird sagen, daß alle diese Vorschläge darauf hinauslaufen, die Ehen zu mindern; aber waren der Ehen zu wenige für die Fortdauer der menschlichen Gattung im Mittelalter, als so viele Individuen von beiden Geschlechtern den ehelosen Stand wählten? Und, ist es schade um eine einzige Ehe, die keine echte Ehe ist, wenn in den Vermählten die Möglichkeit einer solchen liegt?

Indessen hätte die bürgerliche Gesellschaft durch alle diese vorgeschlagenen Institutionen noch nichts Vollständiges für das weibliche Geschlecht gethan, wenn sie nicht zunächst ihre Ansicht vom Verhältniß des weiblichen Daseyns zum männlichen ändert, das Eine wie das Andre als ein für sich Unabhängiges betrachtet, das seinen Zweck durch sich selbst bestimmt erhält; wenn sie nicht, was damit zusammenhängt, ihre Ansicht von der weiblichen Bildung ändert. Wir widmen den Betrachtungen über diese, eigene Blätter am Schlusse dieses Werkes.

Das Haus, die häuslichen Geschäfte und Verhältnisse.

I.

Der häusliche Kreis.

Ganz verschieden von Zwecken, Geschäften, Verhältnissen des Staatslebens, sind Zwecke, Geschäfte, Verhältnisse der Häuslichkeit. Dort hat Alles Ursprung in der Abstraction; hier im Bedürfniß des physischen Lebens, in Herz und Seele des Menschen. Dort steht Alles in Beziehung zum Begriff, hier zur Empfindung. Die körperliche Beschaffenheit, die Geistesweise, die Gemüthsart, Vernunft und Seele der Frau, würden jenen Geschäften nicht genügen, dabei hinderlich seyn, würden bei unbedingter, unmittelbarer Theilnahme der Frauen an denselben leiden. Dem häuslichen Kreise, den häuslichen Geschäften und Verhältnissen, entsprechen eben jene Körperbeschaffenheit, jene Geistes- und Gemüths-Weise; ein solcher Zusammenhang der Kräfte, eine solche Natur der Seele, wie sie im weiblichen Wesen Statt haben.

Hier ist ein Staat Weniger, der Staat einer Familie, ein Reich der Bildlichkeit, Liebe, Schönheit und Sittlichkeit.

Kein weitläufiges Gebiet umfassen seine Grenzen, dessen entlegene, unbekannte Räume die Phantasie mühsam und unsicher, nach einzelnen Notizen, oder Abstractionen, im Geiste vergegenwärtigen müßte, dessen Verhältnisse auf einen abstracten Zweck bezogen, durch Grundsätze, Schema, Listen, Tabellen, zu einer mathematischen Einheit zusammengezwängt, und als solche erhalten würden, keine besonderen Bezirke sind in ihm den Geschäften dieser Einigung, dieses Zwanges geweiht.

Seine Zwecke, die Geschäfte, welche damit zusammenhängen, die Verhältnisse, welche daraus entstehn, umfaßt das Haus in einem kleinen, der unmittelbaren Gegenwart überall vorhandenen oder erreichbaren Kreis. Er schließt den Wechsel und die Gewalt der Eindrücke aus, der die physische Erregbarkeit der Frauen nicht ausgesetzt werden darf, die Verworrenheit der Erscheinungen, der die weibliche Geisteskraft nicht genügt. Erscheinungen, deren Art Haß erregen, oder das Mitgefühl, die Liebe, den Sinn der Schönheit und der Sittlichkeit der weiblichen Seele verwunden würden, der Ungerechtigkeit, des rettungslosen Elendes, der Wüstheit, des Unverstandes, der Schlechtigkeit. Die ganze Masse feindseliger, unlauterer Elemente, welche im öffentlichen Leben durcheinander und widereinander strebt und ringt, zerschellt an seinen Mauern, wie der

Wogenschwall eines Meeres an den klaren, stillen Tropfen, den die Wasserspinne, sich und ihrem Geliebten zum Aufenthalte daraus sondernd, umwob.

Seine Bezirke — von den Schlafgemächern mit ihren Lagern der Ruh, den Arbeitszimmern mit dem Rüstzeug wissenschaftlicher und anderer Thätigkeiten, den Speisesälen, den Versammlungszimmern mit ihren Tischen, Polstern, ihrem Schmuckgeräth, bis zur Küche mit ihrem Geschirr; den Kammern und Gewölben zur Aufbewahrung von Vorräthen aller Art — bieten zu allen Tageszeiten und Jahreszeiten, unter jeglicher Beleuchtung, der Phantasie eigenthümliche wechselvolle Bilder. Sie gestatten nicht nur, sie fordern Ausschmückung durch die Phantasie, zur Befriedigung des Sinnes der Schönheit. Sie gestatten dieselbe, auch bei den dürftigsten Verhältnissen des Glückes, durch die unaussprechliche, nichts kostende Zier der Einheit, Ordnung, Reinlichkeit. Das Schöne darf und soll in ihnen seiner selbst wegen da seyn, geschont werden; sein Reiz ist der nie störende, immer veredlende Begleiter der lauteren Menschlichkeit.

Je mehr das häusliche Leben der Natur sich nähert: so größer die Mannigfaltigkeit, so erleichterter die Zier der Bezirke des häuslichen Kreises. Baum und Gewächs bieten Reiser und Blüthen dazu dar, der Himmel seine allesverschönende Sonne.

Scheuer und Stall, Garten, Hof, Wiese, Feld, schließen sich, ja Wald und Weide, als ein Tempel Gottes daran, ohne daß er deßhalb seinen Character der Uebersehbarkeit und Geschlossenheit einbüßte. Ich halte dieß für die Ursache des Vergnügens, welches das Landleben uns Frauen vorzugsweise gewährt; es erweitert und bereichert unser Daseyn auf eine naturgemäße Art.

Und jenen Bezirken dienen die häuslichen Geschäfte, die damit zusammenhängenden Genüsse und Freuden, die häuslichen Verhältnisse, zur jedwedem eigenthümlich entsprechenden, ihn verschönenden Belebung. Sie stellen fast ohne Ausnahme sinnvolle, angenehme Bilder dar, durch den Contrast der Gestalt des Menschen in allen Altern, in allen Verhältnissen der Lage gegen sich selbst, gegen die minder vollkommenen Gebilde der Natur, gegen die Gebilde seiner eigenen Kunst und Erfindung. Die Kunst weiß dieß wohl und hat es von jeher mit Glück nachgeahnt; wer denkt dabei nicht an die Kammern der Hekube, an den Pallast des Odysseus; an ähnliche Schilderungen Virgils, Ovids, Göthes in Hermann und Dorothea; an die Luise von Voß, und an viele Gemälde der niederländischen Schule.

II.

Die häuslichen Geschäfte.

Zu den häuslichen Geschäften braucht es keiner mächtigen Anstrengung des Physischen, deren die Frau nicht fähig ist; auch keiner gleichfömigen anhaltenden Anstrengung desselben, welche ihrer körperlichen Organisation eben so wenig entspricht. Wohl aber erfordern sie jene, den Frauen eigenthümliche Zartheit der physischen Organe, welche die Dinge leicht zu berühren, fein zu trennen, leise zu verbinden weiß; erfordern eine vielartige körperliche Anstrengung, wobei im Wechsel der Thätigkeit Ruhe, eine passive körperliche Anstrengung, wozu Kraft in der Nachgiebigkeit der Organe liegt.

Sie heischen eben den Zusammenhang zwischen den physischen und geistigen Vermögen, welcher in der weiblichen Natur Statt hat, wobei die ersteren aus der Anstrengung durch Mitgefühl, Liebe, Verlangen der Schönheit, und sittlichem Verlangen vorzügliche Erneuerung der Stärke schöpfen.

Es ist wunderbar, welches mühseligen, (ein schönes, bedeutungsvolles Wort uns'rer Sprache, Seligkeit in der Müh!) welches mühseligen Fleißes die Frau fähig ist, etwas Gebrechliches zu schonen, etwas Schönes, Vollendetes, darzustellen; welcher mannigfachen Anstrengung zur Befriedigung

von vielerlei Bedürfnissen ihres Geliebten oder Sorgebefohlenen, welcher passiven Ausdauer der Anstrengung endlich am Krankenbett, oder zur Wartung der Kindheit.

Die Geistesbeschaffenheit der Frauen entspricht eben so sehr, als ihre physische Beschaffenheit, den Anforderungen der häuslichen Geschäfte.

Diese haben keinen Ursprung in der Abstraction, keine Beziehung auf abstracte Begriffe. Ihr Zweck ist die Befriedung der physischen Bedürfnisse der Existenz des Menschen. Sie treten zu ihm, in dem Augenblick da die Natur ihn verläßt, und ihn Seinesgleichen übergiebt.

Jene Bedürfnisse sind unter Augen, werden empfunden. Sie können der feinen, regen, auf das Einzelne verweilenden Wahrnehmung der Frauen nicht entgehn, welche durch keine abstracte Gedankenfolgen, durch keine Plane des Geistes, der Gegenwart entzogen ist; am wenigsten bei der Nähe, worin der häusliche Kreis seine Theilgenossen zu einander versammelt.

In den eigenthümlichen Gefühlen der weiblichen Brust, liegt eine Verstärkung dieser Wahrnehmung, und zugleich ein Antrieb zur Befriedigung jener Bedürfnisse, zu den häuslichen Geschäften, dem keine Kraft der Schlüsse an Wirksamkeit gleich käme. Hier ist die Eigenthümlichkeit der weiblichen

Art, daß die Eindrücke bei den Frauen dem Herzen zueilen, an ihrer Stelle hier soll das Herz thätiger seyn, als das Erkenntnißvermögen; dieß bestimmen, nicht durch dasselbe bestimmt werden.

In Hinsicht der Verrichtung der häuslichen Geschäfte selbst, ist die eigenthümliche Art des weiblichen Geistes eben die zweckdienliche. Es bedarf dabei keines Aufwandes von Abstraction, keiner anhaltenden, einförmigen, gleichsam mechanischen Thätigkeit des Denkvermögens, wohl aber der Feinheit der weiblichen Unterscheidung, welcher auch unmerkliche Abweichungen, Ungleichartigkeiten der Dinge nicht entgehn; wohl aber der Hurtigkeit und Beweglichkeit der weiblichen Combination, die Vieles und auf vielfache Art schnell in Verbindung zu setzen versteht. Vor allen Dingen jedoch entspricht den häuslichen Geschäften das weibliche Vorwalten der Phantasie unter den Vermögen des Geistes, das überall ein Bild erzeugt; den all ihr Thun ist Bilden. Ja, ihnen entspricht sogar die Beschränktheit des weiblichen Geistes, die sich mit kleinen Zwecken, nahen Zielen begnügt. Der innige Zusammenhang der Kräfte in der weiblichen Natur giebt auch dem kleinsten, nächsten dieser Zwecke und Ziele, durch den Antheil des Herzens und des Sinnes, Wichtigkeit und Unendlichkeit, welche sie vor allem Kleinlichen und Läppischen bewahren.

Es bedarf zu ihnen nicht der Mitwirkung vielartiger, fremder Persönlichkeiten, deren Behandlung eine Aufgabe des Scharfsinnes abgäbe.

Sie haben in der einfachen Wahrnehmung zugleich ihre Regel, insofern der Geist diese ertheilen muß.

Dem Bedürfniß der früheren, folgt das Bedürfniß der späteren Tageszeiten; den Bedürfnissen der Minute und Stunde, weichen die Bedürfnisse der Woche und des Monathes, denen der Woche und des Monathes die der Jahreszeit; denen der früheren, die der späteren Jahreszeit. Das Geschäft, mit welchem die Erhaltung des Lebens zusammenhängt, geht dem vor, welches zur Freude des Lebens dienen soll.

Vor allen aber entsprechen den häuslichen Geschäften, die Stärke des Mitgefühls und der Liebe, der Entäußerung von Selbstliebe der weiblichen Brust, welche Bedürfnisse, Bequemlichkeiten, Genüsse Andrer, dem eignen Bedürfniß, den eignen Bequemlichkeiten und Genüssen vorziehn; im Behagen und in der Zufriedenheit jener, den wünschenswerthesten Lohn dahin nehmen kann.

Aber eben sowohl entspricht auch die Art der häuslichen Geschäfte, der eigenthümlichen Art der weiblichen Liebe, welche nach unmittelbarer Gegenwart der Gegenstände ihrer Zärtlichkeit ver-

langt, nach unmittelbarer Beziehung der Thätigkeit auf sie.

Woher der vorzüglichste Antrieb zu einer menschlichen Thätigkeit, daher auch deren Regel.

So haben die häuslichen Geschäfte ihre vorzüglichste Regel wie ihren vorzüglichsten Antrieb im Mitgefühl und in der Liebe. Beide werden nachlässige Trägheit dabei, so wie barsche Gleichgültigkeit besser als Grundsätze verhüten. Sie nur können dem Dienst, der Bemühung, der Gabe, den Ausdruck des Vergnügens zu dienen, zu geben, sich zu mühen, verleihn, welcher Erleichterung und Empfangen zur wahren Wohlthat macht.

Sie regeln zugleich die Ordnung der Vollziehung dieser Geschäfte. Dasjenige, welches dem Bedürfniß des Gegenstandes der vollkommensten Liebe gewidmet ist, ist für immer dasjenige, welches dem dringendsten Bedürfniß abhelfen soll, für den Augenblick das erste unter denselben. Der kranke Diener geht dem gesunden Gatten, das hülfsbedürftigere Kind dem entwickelteren vor; selbst das treudienstbare Vieh behauptet im Augenblick seines dringendsten Bedürfnisses seinen Vorrang des Mitgefühls in der Reihe der häuslichen Thätigkeiten.

Dabei sind keine Grundsätze erforderlich zur Verhinderung von Ungerechtigkeit und Zurücksetzung in Bezug auf Bedürfniß des Geringsten; das rege Ge-

fühl, der warme Herzensschlag verhüten sie, welche die Natur den Frauen gab. Auf persönlichen Haß aber, den der weiblichen Brust so fremden, hat keines der häuslichen Geschäfte eine unmittelbare Beziehung; in keinem liegt ein nothwendiger Anlaß dazu.

Aber auch von den Vermögen der Seele hat das stärkere in der weiblichen Natur vorzüglichen Antheil an diesen Geschäften, das schwächere einen minderen. Eine ungemeine Willensstärke ist zu ihrer Vollziehuug nicht erforderlich. Aber sie stehen in der nächsten Beziehung zum idealen Sinn der Seele, und zwar, wie es sich schon aus dem Vorigen ergiebt, nach eben der Bestimmung, welche die Vermögen der weiblichen Natur demselben vorzugsweise mittheilen, zum Sinn der Schönheit und der sittlichen Empfindung.

Sie haben alle Etwas von der Kunst an sich. Die Verfertigung der Wäsche und Kleidung, die Erhaltung, Säuberung und Aufbewahrung derselben, die Säuberung und Aufstellung der Geräthe und Geschirre, und Vorräthe; die Bereitung der Speisen, die Zurüstung der Tafel und der Lager; selbst die Krankenpflege, die Wartung der Kindheit; jegliches bringt ein Gebilde, ein kleines Kunstwerk in seiner Art hervor. Es wird um so besser verrichtet seyn, mit so mehr Kunstsinn, das heißt, Geist,

Liebe, Geschmack, Fleiß, Einheit, Vollendung, es verrichtet ist, je mehr alle Vernachlässigung dabei vermieden ist, und alle unwesentliche Zier, in welchen beiden ein so großer Anlaß zur Zeitverschwendung und Geldverschwendung liegt.

In diesem Sinne wohnt den häuslichen Geschäften, so wie ihren Erzeugnissen, eine Fähigkeit der Vervollkommnung bei, welche eine unendliche Steigerung gestattet, und womit die immer wachsende mechanische Fertigkeit zu den Dingen, die allmählige Vervollkommnung derselben Vorstellung im weiblichen Geiste, die immer tiefere Innigkeit desselben Gefühls in der weiblichen Brust, durchaus harmoniren, woraus eine stets vermehrte, ja endlich eine idealische Trefflichkeit des Hausstandes erfolgen mag.

Nimmt man hiezu, daß sie durchaus keine Gemeinschaft veranlassen, wodurch das ideale weibliche Selbstbewußtseyn verletzt werden könnte; keine Handlung mit sich bringen, welche auf das Leiseste zum rein-menschlich-sittlichem Gefühl im Gegensatz träte; endlich die schon früher betrachtete Zulänglichkeit der weiblichen Vermögen zu denselben, ihre Harmonie zu diesem Vermögen; so ergiebt sich durch sie vollendete Befriedigung der Seele für die Frau, in Hinsicht des Verhältnisses ihrer Thätigkeit zur Außenwelt, in Hinsicht ihres eigenen Selbstbewußtseyns.

III.

Die häuslichen Verhältnisse.

Der häuslichen Verhältnisse sind wenige; doch ihre geringe Zahl umfaßt eine Mannigfaltigkeit, welche alle Alter, alle Geschlechter, alle Bildungsstufen der Menschheit, welche das vollkommenste Geschöpf der Natur mit ihrem Geringern und Geringstem vereinigt.

Sie haben sämmtlich Ursprung und Zweck in den Bedürfnissen der physischen Existenz des Menschen, in den liebevollen Trieben der menschlichen Brust, in dem Sinn der Vollkommenheit der menschlichen Seele, zunächst im Sinne der Schönheit und Sittlichkeit. Der Antheil, welchen zugleich das physische Bedürfniß, Herz, Geist, und Seele an ihnen nehmen, durchdringt sich innig, wie diese Kräfte in der menschlichen Natur von einander durchdrungen sind, und giebt ihnen den rührenden, aus Noth und Wonne, Hoheit und Niedrigkeit, Tod und Leben gemischten Charakter der Menschlichkeit, welcher das Geringe adelt durch Gemeinschaft mit dem Edeln und Edelsten, diesem durch jenes die Milderung gesellt, welche die Erde zu seiner Heimath macht.

Die Ehe.

Tis not the fatal tie of human law, —
Tis harmony itself, which in one fate
Theyr hearts, theyr beeings and theyr fortunes blend "
Thomson Seasons.

Die Ehe ist das erste unter diesen Verhältnissen, dasjenige, auf welches gegründet, das Haus allein in seiner Vollkommenheit da ist: so wie es selbst nur auf Liebe gegründet, in seiner Vollkommenheit bestehen kann.

Der Mensch sehnt sich und trachtet die Vollendung der Gattung zu erlangen, welche die Natur zwischen beiden Geschlechtern theilte, die persönliche Vollendung, deren er, wie jener, nur durch die innigste, durch ausschließliche Vereinigung mit einem Individuum vom andern Geschlecht theilhaftig werden kann. Dieß Verlangen, dieß Trachten bewegt seine Brust, erfüllt seine Gedanken, durchdringt seine Sinne: er ist im ganzen Wesen davon ergriffen: er liebt.

Aber nicht dieß allgemeine Verlangen allein erzeugt die Liebe. Was Plato in seinem Gastmahl, beim Gespräch über diesen Trieb, possenhaft den Aristophanes vortragen und bildlich ausführen läßt, daß die Menschen der Urzeit zwei Köpfe, vier Arme und vier Beine gehabt; ihres Uebermuthes unter

dieser Gestalt wegen von Jupiter gespalten wären u. s. w., seit wann jede Hälfte ihre Hälfte suche, sich wieder mit derselben zu vereinigen: scheint mir, dem ernsten Sinne nach, durchaus wahr. Jedes Individuum existirt gleichsam doppelt in beiden Geschlechtern. Dieselbe individuelle Naturanlage erscheint als eine andere mittelst der Bestimmungen, welche die Geschlechtsweise ihr ertheilt: und diese Gleichheit in verschiedener Gestalt ist der Grund der Liebe: mehr oder minder vollkommener Liebe, der nur die Ehe, der Bund menschlicher Vollkommenheit, Befriedigung gewährt.

Es liegt ein so unverwüstliches Bewußtseyn davon wie nur die Liebe Ehen stiften kann, in der menschlichen Seele, daß man jenen Grund dieses Verhältnisses immer vorgiebt, wenn er demselben auch nicht zum Grunde liegt; daß man ihn bei solchen Ehen als ausschließlichen hervorhebt, an denen er nur untergeordneten Antheil hat.

Durch den Bund der Ehe gewinnt der Mann Theil an der Zartheit, Nachgiebigkeit, Beweglichkeit des weiblichen Wesens; das Weib Theil an der Kraft des Mannes. Durch ihn erhält die Selbstliebe des männlichen Herzens eine natürliche Ausbreitung; die Liebe des Frauengemüthes natürliche Schranken. Der männliche Geist hellt das weibliche Gefühl auf, den weiblichen Sinn; er wird erwärmt und geläu-

tert durch beide, gewinnt dem Leben neue Seiten ab durch sie.

In ehelicher Gemeinschaft mit dem Willen des Mannes, erlangt der weibliche Wille Festigkeit; nimmt die Gewohnheit an, einer vernünftigen, hellen Bestimmung durch den Geist; während die Zartheit, die Einfalt, Schonung, Güte, Lauterkeit, welche Folgen sind seiner Bestimmung durch die Vorzüge der weiblichen Naturart, den Willen des Mannes durchdringen.

Was anfangs jeglicher der Gatten, nur in der Vereinigung mit dem andern besaß, wird allmählig ihm persönlich eigen; wenigstens gilt das von den geistigen Eigenschaften, und man sagt ja, daß selbst die Gesichtszüge von Gatten sich zur Aehnlichkeit bildeten.

Solche Wohlthaten erzeugt die Ehe in gesellschaftlicher Beziehung; nicht geringere entspringen in persönlicher aus ihr. An der Tugend entzündet sich die Tugend; kleine Vorzüge ähnlicher Natur strömen zusammen zu großen Trefflichkeiten; Anlagen bilden, Mängel gleichen sich wechselweise aus: das Verlangen des gegenseitigen Glückes, der gegenseitigen Vollkommenheit, lößt sie, welche der einzelne Mensch schroffer als seine Vorzüge zu behaupten pflegt, wie Schnee vor Frühlingssonnen auf, sie in fruchtbare Tugenden umzuwandeln.

Wenn man an ein Daseyn der Seele glaubt, an die Entwickelung der sämmtlichen Anlagen des Menschen als Zweck unsres irdischen Daseyns: kann es einen höheren, ja kann es einen andern Zweck der Ehe geben, als diesen? —

Aber seine Erreichung erheischt ein gemeinsames Leben der vereinigten menschlichen Geschöpfe; gemeinsame Eindrücke durch die Außenwelt, gemeinsame Beziehungen beider zu derselben, gemeinsamen Schmerz, gemeinsame Lust und Befriedigung aller Art.

Die indianischen Frauen tödten sich beim Tode ihrer Gatten. Dem Brauch soll die Vorstellung zum Grunde liegen, daß der letzteren Seelen, vorausgeschwungen in höhern Sphären der Entwickelung, der ihren sich nicht entfremdeten. Es ist ein tiefes Bewußtseyn von der Bedeutung der Ehe in dieser Vorstellung. Der Brauch einer Nation heiligt, was für den Einzelnen Frevel wäre, und die Bedeutung dieses Brauches verklärt selbst das Verbrechen wider die Natur im Selbstmord.

Es giebt noch andere Gründe der Ehe als die Liebe. Ein natürliches Verlangen, wie der Geschlechtstrieb dessen Befriedigung die edleren Vermögen des menschlichen Wesens in dessen niedrigstem begräbt, heischt eine Schranke, wenn es die Menschheit nicht entwürdigen soll. Es liegt zunächst, sie

darin zu suchen, daß seine Befriedigung an ein einziges Geschöpf geknüpft werde, welches, wie deren Wonne und Erniedrigung, nun auch alle künftigen Schicksale des Daseyns theile. Es liegt ferner eine solche Schranke jenes Verlangens darin, daß seine Befriedigung nicht von dem Zweck losgerissen werde, welchen die Natur damit verband, den Ersatz der vergänglichen gegenwärtigen Generation durch eine zukünftige: auch die Natur hat dieses Verlangen mit dem ersteren vereint. Jedes menschliche Wesen wünscht Vater und Mutter zu seyn.

In Hinsicht des Menschen aber, den die Natur zur Hälfte das Geschöpf seiner eignen Vernunft und Seele zu seyn bestimmte, ist mit der baaren physischen Erzeugung eines künftigen, das Geschlecht der Gegenwart nicht ersetzt. Das vernünftig gebildete menschliche Wesen will durch ein gleichgebildetes ersetzt seyn. Es bedarf eines Asyls dieser Bildung.

Durch dies Alles wird ebenfalls die Ehe begründet, und die Ehe, welche diese Absicht schließt, heißt mit Recht Vernunftheirath. Ihr Verhältniß kommt an Würde der echten Ehe der Liebe am nächsten.

Die sittliche Seelenstärke, welche sie bei den Individuen voraussetzt, die sie verbindet, läßt hoffen, daß sie sich mit der Zeit zu einer echten Ehe gestalten werde, wenn das gegenseitige Verhältniß

ihrer persönlichen Art, diese Folge nur einigermaßen in gleichem Verhältniß begünstigt, als die Natur der Ehe selbst, welche in solchem Fall, wo es zur Erreichung jenes Erfolges der Mitwirkung eines, von der Denkkraft beherrschten Gemüthes und Willens braucht, außer allen übrigen Erleichterungen, welche sie schafft, diese Eigenthümlichkeit der männlichen Vernunft beiden Gatten zum Vortheil dienen läßt.

Ihre Liebe kann sich an dem Daseyn ihrer Kinder entzünden, an dem gemeinschaftlichen Interesse für deren Bildung; und schön wird es seyn, wenn so die Blüthe des Lebens aus der gereiften Frucht hervorbricht, die ihr, dem gewöhnlichen Lauf der Natur nach, hätte folgen sollen.

Allein diese Blüthe gehört, wie jede andre Erdenblüthe, einem eigenen Zeitmoment, mit dessen Licht, mit dessen Wehn und Klängen ihre Erscheinung verwandt ist; und die Erinnerung dieses Moments, die Krone des Lebens, fehlt doch dem Bewußtseyn der Gatten, deren Ehe nicht die Liebe schloß.

Dazu kann das Interesse an dem Daseyn, an der Erziehung ihrer Kinder, ihnen eben so viel ein Anlaß der Abneigung, als der Liebe werden. Und wie, wenn während ihrer Ehe, nun einer von ihnen oder beide, den Gegenstand treffen, zu dem eine

wahre, in ihrer ganzen Natur gegründete Liebe sie zieht? —

Weder die Erreichung sämmtlicher Zwecke der Ehe, noch das Glück des ehelichen Verhältnisses wird bei solcher Ehe durch die Ehe selbst verbürgt.

Noch viel weniger wird beides durch Ehen, welche ihren Grund in der höheren Behaglichkeit der äußern Existenz haben, die Mann und Weib durch die Vereinigung ihrer Fähigkeiten, ihrer Habe, kurz ihres Besitzes aller Art, einander verschaffen. Denen, die keinen höheren Zweck des Daseyns, als das äußere Genügen des Daseyns kennen, ist eine solche Ehe, eine Vernunftheirath: und mit Recht, nicht nur in Hinsicht ihrer Lebensansicht, denn die geistige Entwickelung der menschlichen Kräfte ist, bei den meisten Menschen, wesentlich mit dem äußern Genügen ihrer Existenz verschwistert.

Die wahre Vernunftheirath ist die Heirath aus wahrer Liebe, das heißt, und es kann nicht oft genug wiederholt werden, solcher Liebe, welches nicht nur auf einzelne, unwesentliche Uebereinstimmung zwischen persönlichen Eigenthümlichkeiten der Naturweise der Liebenden, sondern auf durchgängige, wesentliche individuelle Gleichheit und geschlechtliche Verschiedenheit ihrer Naturart gegründet ist.

Die Ehen, welche unvollkommene Liebe schließt,

verbürgen am wenigsten die Erreichung der Zwecke und das Glück der Ehe. Am allerwenigsten die, auf rein sinnliche Liebe gegründeten. Daß man der Liebe ohne Unterschied, auch der letzteren, welche nur Wollust ist, den Namen der Liebe beilegt, hat die Ansicht von der Ehe sehr verwirrt.

Die Ehe vollkommener Liebe, erreicht einzig und allein mit Sicherheit vollkommen, und zugleich absichtslos **alle** möglichen Zwecke der Ehe, auch die eigenthümlichen der erwähnten Ehen, verbürgt eben so das eheliche Glück.

Zu dem letzteren ist bei den erwähnten Ehen, und die eigenthümliche Art aller vermengt sich in der Regel bei den Ehen unsrer Tage, ein Zuthun der Denkkraft, der Klugheit, eine eheliche Tactik vonnöthen. Die Ehe, welche vollständige Liebe schloß, bedarf derselben nicht.

Die Befriedigung des Geschlechtstriebes bleibt für ein vernünftiges Wesen eine Raserei, wozu nur die Liebe hinreißen, welche nur die Liebe entschuldigen, nur die Vervollkommnung vergüten kann, welche die Vereinigung Liebender, die Ehe, dem menschlichen Wesen sichert.

Vollkommene Liebe auch nur kettet jene Befriedigung bis auf Verlangen, Vorstellung, Möglichkeit, an die einzige geliebte Person.

Nur die Kinder vollkommener (wahrer, echter)

Liebe, sind ein kräftiges, fähiges Geschlecht der Zukunft; nicht alle sogenannten Kinder der Liebe; nicht die unglücklichen baaren, oder die, so und so mit Geist und Herz ein wenig versetzter sinnlicher Begier.

Nur bei vollkommener Liebe der Aeltern gewähren Kinder zuverlässige Aelternfreude. Einmal in der eben erwähnten allgemeinen Rücksicht; besonders aber in der individuellen, daß die eigenthümliche Art des Vaters und der Mutter, mit einer ähnlichen, geliebten, verschmolzen in deren Wesen, hier schwerlich eine dem Vater oder der Mutter widerwärtige Modification annehmen kann. Dies macht die Aeltern so geneigt als geschickt, zur Erfüllung einer der Hauptpflichten und Absichten der Ehe, nämlich zur Bildung ihrer Kinder; so wie sie allein hiedurch gesichert sind, daß auch deren Bildung eine zuverlässige Steigerung ihrer Liebe enthalten wird. Ihre beiderseitige Ansicht, von dem, was ihre Kinder sind, was sie seyn sollen, was sie werden können und wie sie es werden können und sollen? wird als eine und dieselbe ihre Einigkeit nicht stören.

Aber auch ihre Ansicht vom äußern Behagen, vom Genügen der äußeren Existenz, wird eine und dieselbe seyn. Der Vereinigung ihrer Vermögen und ihres Besitzes aller Art ist dergestalt ebenfalls ein gemeinschaftliches Ziel gesichert, und somit durch alle

äußern Interessen eine Vermehrung der Liebe und des Glückes.

Endlich sichert auch nur, in Hinsicht des gegenseitigen Verhältnisses der Gatten, vollkommene Liebe, eheliches Glück.

Die Kenntniß der Persönlichkeit, wo ohne kein Verhältniß von Mensch zu Mensch Sicherheit und Vollkommenheit erlangt, liegt bei solcher Liebe in Hinsicht des Geliebten dem Wesen nach, im eigenen Bewußtseyn jedwedes Liebenden. Sie erhält durch die Freude, welche einem solchen die Beobachtung des geliebten Gegenstandes verursacht, bei den unaufhörlichen Anlässen zur letzteren im ehelichen Leben, Vollständigkeit in Bezug auf die unwesentlichen Abweichungen, wo das Selbstbewußtseyn deren ermangeln läßt.

Die Erfüllung aller ihrer gegenseitigen Pflichten aber, ist nur Befriedigung des Verlangens ihrer Liebe. Diese möchte dem Geliebten Alles seyn, Aeltern, Geschwister, Kind, Freund, Gefährte, Diener, die Freude seiner Augen, das Labsal seiner Glieder, der Friede seiner Brust; sie möchte ihn in Allem besitzen. In der Ehe soll sie ihm Alles seyn, ihn in Allem besitzen, indem sie jene Verhältnisse ihm aneignet, von ihm angeeignet empfängt; oder, indem Etwas von der Natur aller dem ehelichen Ver-

hältnisse beiwohnt. Von der Natur des älterlichen ist Etwas in der ehelichen Fürsorge und Pflege; von der Natur des kindlichen in der Gewißheit des gegenseitigen Wohlmeinens, dem gegenseitigen Rathe, dem Schutze, den Gatten sich ertheilen. Von der Natur des geschwisterlichen, ist Etwas in ihrer gleichen Stellung zu den übrigen Verhältnissen des Hauses, zu denen der bürgerlichen Gesellschaft, zu Gott, in ihrem lauteren, gegenseitigen Vertrauen, das bis zu den frühesten Erinnerungen der Kindheit gemeinschaftlich zurückbringt, als wäre das Leben gemeinschaftlich verlebt. In der Ehe ist Dienen der Liebe, in der Ehe ist unzertrennliche Gefährtung; und welcher Zweck der Freundschaft kommt an Heiligkeit und Wichtigkeit den Zwecken ehelicher Freundschaft gleich? In der Ehe ist Liebe die Freude der Augen, das Labsal der Glieder des Geliebten, indem sie beides schafft; hier besitzt sie ihn in Allem, was ihre Blicke erfreut, ihren Empfindungen süß ist, indem dies Alles ihm angehört. Hier ist sie der Friede seiner Brust, wie er der Friede der ihren, denn nur in diesem Verhältniß findet ein vollendetes Genügen statt, in sofern der Zustand des Menschen überhaupt vollendetes Genügen zuläßt. Solches eheliches Glück, Gott und den Menschen heilig und zur Freude, erhält in einer fortwährenden, dankbaren, und zuver-

sichtlichen Annäherung gegen beide, welche das wahre Element der Ruhe und Klarheit des Lebens ist.

Es liegt nicht in der Idee der Ehe, daß der Gatte Frau und Haus unterhalte; es liegt im Gegentheil darin, daß Mann und Weib gemeinschaftlich zur Erhaltung der Familie beitragen, wie die Wohlthaten der Ehe beiden gemeinsam sind. Der Codex Napoleon, der das weibliche Geschlecht so sehr erniedrigt, ist ihm günstig, indem er dies feststellt.

Tausend unwürdige Ansprüche von Seiten der Frauen, tausend unwürdige Anmaßungen von Seiten der Männer, haben ihren Grund in der Vorstellung, daß der Gatte Frau und Haus erhalte, und erhalten müsse. Die Forderung des vernünftigen Gehorsams, den das Weib in der Ehe der Ueberlegenheit des Mannes an Geistesstärke, an Kraft des Willens, und auch an physischer Stärke schuldig ist, artete, vorzüglich durch jene Ansicht, in Ansprüche auf unvernünftige Sklaverei aus, die alle Ehe aufheben.

Die echte Ehe kann so wenig mit zwei Menschen nach einander, als mit zweien zu gleicher Zeit bestehen. Wie die Natur nur zwei Geschlechter bildete, läßt sie ein solches Verhältniß der Einigung zwischen zwei Individuen von beiden Geschlechtern, denselben nur einmal zu. Eine größere Möglichkeit der

Annäherung in einem zweiten Verhältniß gleicher Natur, gestattet sie dem Manne; zumal wenn seine Ehe nicht lange gewährt.

Die wesentlichen Eigenthümlichkeiten der weiblichen Naturart haben einen allgemeineren Charakter, als die Eigenthümlichkeiten der männlichen. Der Mann könnte sie in einem zweiten Weibe in gleicher Stärke antreffen, als bei einem früher geliebten, und auch begleitet von persönlichen Eigenschaften, welche das Verlangen, eben ihnen Aufklärung und Richtung zu geben, in ihm erzeugten.

Für die Frau, welche einmal das persönliche Gepräge eines männlichen Geistes, liebend ihrer Empfindung, ihrem Sinne verschmolz, giebt es keine ähnliche Einigung mit einem andern männlichen Geist. Mit jeder Vorstellung, jedem Grundsatz, welche sie diesem zu Liebe, und durch ihn annähme, veränderte, aufgäbe, gäbe sie den früher Geliebten im Geist und in der Wahrheit auf.

Wie das Wesen der Jungfrau nur Ahnen seyn soll, und keinen Stempel annehmen, außer den vorbereitenden, naturverwandten, der ihm in der Familie, aus welcher es entsproß, oder in der zu Theil wird, wodurch das Schicksal ihr diese ersetzt haben mag, so muß die Witwe einer echten Ehe, das von ihrem Gatten empfangene Gepräge des Gefühls, der Ansicht, der Gesinnung, nach den Bedingungen der

Ausbildung, welche das Leben hienieden gestattet, aus eignen Kräften in sich fort, und einer ersehnten Wiedervereinigung entgegen bilden; um so mehr, als die weibliche Innigkeit das einmal Gewesene viel treuer festhält, als das Gemüth des Mannes.

Allein auch dieser besäße in einer zweiten Ehe eine Fülle eben der innigsten Erinnerungen, welche die Gattin desselben, wenn auch mit selbstvergeßner Sympathie und Liebe, doch nicht mit eigenthümlicher Wonne und Wehmuth theilen könnte; eine Fülle werther Gewohnheiten des Lebens, die keinen Ursprung in ihrem Wesen hätten, ihm, in Vereinigung mit diesem, abstürben, die er lassen oder umwandeln müßte. Bleibt er dagegen einsam, kann er sie als Reliquien bewahren, durch jene Erinnerungen beleben; sein Leben zum Priesterthum eines geliebten Todten machen, bis die Spanne Abwesenheit in unbekannte Regionen, die wir Tod und ewige Trennung nennen, durchmessen ist, und die Naturnothwendigkeit, welche allein eine solche Vereinigung lösen konnte, indem sie auch für den Hinterbliebenen die Bedingungen der Trennung aufhebt, eine Wiedervereinigung bis zur Gewißheit hoffen läßt.

Das der Ehe nächste Verhältniß unter den häuslichen Verhältnissen ist

Das älterliche Verhältniß.

Nicht nur in der physischen Natur der Frauen, sondern auch in ihrer geistigen Art, ist eine vorzugsweise Fähigkeit der älterlichen Verwandschaft, des älterlichen Gefühls enthalten. Nach allen Modificationen, welche das veränderte Bedürfniß der fortschreitenden Jugendjahre des Menschen dem Verhältniß seiner Aeltern zu ihm giebt, vermag vorzüglich die Mutter ihm zu genügen.

Die Geschlechtsliebe will empfangen, wie sie giebt; ein Gleichgeschaffenes vollendend, Vollendung durch dasselbe gewinnen; die älterliche Liebe will schaffen, erhalten. Selbst vollendet durch ihre eheliche Vereinigung verlangen Mann und Weib Vollendung höherer Art in einem Erzeugten sich anzueignen, Vater und Mutter zu seyn. Die äußeren Hindernisse der Trefflichkeit, die ihnen entgegengestanden, sollen für ihr Kind nicht vorhanden, es soll vollkommener, glücklicher werden, als sie selber es sind. Dies ist so wahr, daß kein kindliches Verhältniß, kein älterliches, zwischen Erzeugten und Erzeuger entstehet, ohne dies Verlangen der letzteren, und die damit verbundene Sorge.

Die allerersten Jahre des Menschen bedürfen des Mitgefühls, der liebevollen Freude am Daseyn überhaupt, der instinctmäßigen, an einem selbster-

zeugten, blutsverwandten Daseyn, der seelenvollen an einem Daseyn, in welchem die geliebte Natur, verschmolzen mit der eigenen, das Glück der Existenz noch einmal anhebt, wie nur die Frau sie empfinden kann.

In jenen vereinten Gefühlen liegt die stete Aufmerksamkeit der Mutter auf die unverständlichen Aeußerungen und Bedürfnisse eines Kindes; die richtige Deutung der letzteren, das Interesse sie zu befriedigen, das zur Aufopferung von Ruhe und Bequemlichkeit im äußersten Grade vermag; zu einer Aufopferung, welche nur mit eben so unverständlichen Aeußerungen neuer Bedürfnisse erwiedert, mit so unmerklichen Fortschritten der Entwickelung gelohnt, daß sie allein der feinen sinnlichen Wahrnehmung des Weibes nicht entgehn, in beiden genugsame Erwiederung, Lohn und Beschäftigung finden kann.

Bei vorherrschender Geisteskraft, überwiegender Selbstliebe, würde die Mutter fragen: ob auch dereinst das Daseyn ihres Kindes, diese Opfer seiner Erhaltung werth gewesen seyn möchte? sie würde beobachten wollen, was sich noch nicht beobachten läßt; was und wieviel seine Anlagen versprächen? es würde ihrem Geiste nicht hinlängliche Beschäftigung gewähren; und die kalte Folgerung, daß, welche Art dessen Anlagen seyn möchten, ihre Anstrengungen zu deren Entwickelung, zur Erhaltung der mensch-

lichen Gattung überhaupt, nothwendig wären, gäbe einen frostigen, keineswegs genugsamen Antrieb, zu denselben zu vermögen.

Die Mutter fragt nicht, forscht nicht, was ihr Säugling ist und seyn wird? Er ist da, er ist hülfsbedürftig, er ist seines Vaters, er ist ihre! Vom Augenblick erregt, im Augenblicke thätig, vom Augenblicke gelohnt, gedenken ihr Mitgefühl, ihre Liebe, nicht der Zukunft; gedenken keiner vergangenen Mühe: und Augenblick an Augenblick schließt sich ihr so zu einem reichen begnügten Daseyn; und wie der weibliche Vogel, mit der Wärme seines Herzens, das Leben seiner Brut unter harter Schale entwickelt, entwickelt sie den Keim der Liebe so in der Brust ihres Kindes.

Es ist die erste, bewustlose Handlung der Erziehung. Frage sich jeder in seinem Herzen nach dem Ursprung seines Wohlwollens? Er wird die Züge der Liebe seinen Aeltern, in der Regel zumal der Liebe seiner Mutter darin entdecken.

Hat noch eine Kraft Antheil an der Sorge für die erste Kindheit, und Lohn durch sie: so ist es wieder die vorzüglich starke in der weiblichen Natur, der Sinn der Schönheit und Sittlichkeit. Das Kind, sorgfältig gereinigt und genährt; warm, in dem weißen Linnen der Bettlein gehüllt, welche die gewohnte Wärme des mütterlichen Schooßes ihm er-

setzen, eine weißrosige Knospe von Leben, gewährt einen schönen Anblick, der, neben dem Bewußtseyn erfüllter Naturbestimmung und erfüllten Pflichtberufs, die Seele der Mutter mit Freude und Frieden durchdringt.

Und dieser Sorge, dieser Pflege, welch' ein wohlthätiges Element ist ihr der häusliche Kreis. Wo die Stille herrscht, die den Organen der edleren menschlichen Vermögen zu ihrer ersten Entwickelung nöthig ist; wo keine Gefahr das zarte physische Leben bedroht.

Die früheste, geistige Bildung, welche der Mensch empfangen soll, ist keine Bildung der Abstraction, deren Fähigkeiten in ihm erst mit den späteren Jahren erstarken; es ist eine Bildung der Phantasie, des Herzens, der Gesinnung.

Die Phantasie der Mutter wird die Aufmerksamkeit des Kindes immer zunächst auf das Bild der Gegenstände richten, das jeder Erkenntniß vorangehen, jede begleiten muß. Sie wird seine Phantasie an Gemeinschaft mit der Wirklichkeit gewöhnen, und zugleich an Gemeinschaft mit Gefühl, Verstand, mit dem idealen Sinn, das heißt, an schöne und edle Wirklichkeit; die einzige Bildung, deren jene Geisteskraft fähig ist.

Wie ihre Liebe die Liebe des Kindes erweckt hat, bildet sie dieselbe fort und fort, und ihre Liebe zum

Schönen und Sittlichen, legt, durch Gewöhnung an beides, den Grund zu reiner und hoher Gesinnung, zu edlen und einfachen Grundsätzen, bei künftiger Entwickelung des Geistes, in seinem Wesen.

Unstreitig ist dies die Ursach der Anhänglichkeit und Verehrung, welche so viele große Männer, bei reifen Jahren, gegen ihre Mütter hegten; der Gewalt, welche, ganz absichtslos, diese über sie ausübten. Das Beste, was ihre Geisteskraft da zu ergründen vermocht, war jenen natürlich.

Auch zu einer solchen Bildung bietet das Haus jede Erleichterung. Es schließt den Wirbel der Erscheinungen des Lebens aus, der den schwachen Geist des Kindes zu verwirren, seine Sinnlichkeit, die ohnehin am ehesten entwickelte Kraft der menschlichen Natur, zu übereilen drohte, und doch bereitet es zugleich seine Bildung für das Leben vor. In den häuslichen Verhältnissen stellt sich im Kleinen, im Einzelnen, in idealer Reinheit, und so dem kindlichen Vermögen faßlich, ein Bild dar, der Verhältnisse des Staates und der Welt.

Der Vater des Hauses herrscht durch Erkenntniß, Urtheil und Kraft. Die Mutter steht ihm gleich durch Liebe und idealer Reinheit der Seele. Das Kind selbst, mit seinen Geschwistern ist bemüht, das Vorrecht seiner Geburt, die Erwartung seiner höheren geistigen und sittlichen Bildung, als

die Masse der Menschen deren fähig ist, zu rechtfertigen. Das Volk der Dienenden sieht es, arbeitend, den Lohn seiner Arbeiten und deren Frucht zugleich genießen.

Diese Eindrücke prägen sich tief und symbolisch der reinen Tafel seiner Seele ein; mit jeder Erstlingserinnerung, der Freude und des Wehs, mit den vertrauten Zügen der nächsten, geliebtesten, wohlthätigsten Personen. Darum wird keine öffentliche Erziehung die häusliche jemals ersetzen: wahrhaft menschliche Bürger bildet diese allein.

Insofern es zur Leitung der Ausbildung individueller Anlagen der Kinder, diese letzteren zu erkennen, des psychologischen Scharfsinnes braucht, welcher in der Regel den Frauen mangelt; ersetzen Tact und Liebe ihn den Müttern. Die Liebe ihrer Kinder verhilft ihnen zur Erkenntniß von deren individueller Eigenthümlichkeit, ganz auf dieselbe Weise, wie sie ihnen zur Erkenntniß der persönlichen Art des Mannes ihrer Liebe verhalf. Zu dem trifft diese, mit ihrer eigenen Individualität, in jener zusammen, und es ist darin eine Kenntniß der eigenthümlichen Art der Kinder enthalten, welche die Natur den Aeltern allein aufgespart.

Gleichwohl gehört die Fähigkeit einer vollkommenen, richtigen Erkenntniß und Würdigung ihrer Anlagen, so wie die Fähigkeit zur Regel des Trie-

des der mütterlichen Liebe, zu den Hauptgründen, weßhalb die höhere Geistesbildung bei der weiblichen Erziehung nicht vernachlässiget werden darf. Wie oft trennen die Geschäfte des Lebens, wie oft auch trennt der Tod den Gatten von der Frau, dessen Einsicht ohnedieß nicht in allen Fällen in beider Rücksicht ihr den Mangel an eigner ersetzen kann.

So wie die verschiedenen Modificationen, welche die Eigenschaften der Aeltern in den Kindern einander geben und annehmen, sich immer abweichender von der ursprünglichen Art, immer eigenthümlicher gestalten; eine abstracte Erkenntniß der Persönlichkeit jener ersteren, zum Verhältniß mit ihnen immer nöthiger wird: nimmt das älterliche Verhältniß, insonderheit das mütterliche, an Innigkeit ab; umfaßt die Kinder minder innig der häusliche Kreis.

In ihnen selbst erwacht das Verlangen, davon auszuscheiden; reift mit der Fähigkeit das Bedürfniß, sich eine ganz eigenthümliche Sphäre des Daseyns zu bilden. Nichts Fremdartiges soll durch sie der älterlichen Häuslichkeit einverleibt werden; durch keinen Mißlaut die reine Harmonie der Dankbarkeit und Liebe gestört; natürlich still, wie die reife Frucht vom Baume, lößt sich ihr Daseyn von derselben ab, und Einheit und Friede bleiben darin zurück.

Vorzüglich ist dieß der Fall bei den Söhnen eines Hauses, deren Individualität an sich schroffere Züge trägt, und ein schärferes, vielartigeres Gepräge durch Einfluß und Gegenstände annimmt, mittelst deren sie sich ausbildet, als die Persönlichkeit der Töchter.

Gesetzt aber, auch diese hätte sich von selbst oder durch Umstände zu einer so verschiedenen Abart vom älterlichen Wesen entwickelt, daß der häusliche Kreis, der dieses gestattet, kein homogenes Element mehr für sie wäre: weßhalb sollte nicht Töchtern, wie Söhnen erlaubt seyn, daraus zu scheiden, und sich eine entsprechende, eigene Häuslichkeit zu bilden, ohne vor dem Zwang den die älterliche ihnen anthut, Rettung in den oft härteren und endlosen, einer Ehe ohne Liebe zu suchen, welche sie mit Vorspiegelungen falscher Freiheit täuscht?

So wie Niemand es Töchtern verargt, die äußerer Gründe wegen, aus Familienrücksichten, in ein Stift, in ein Kloster zu gehn, das älterliche Haus verlassen: sollte Niemand es Töchtern verargen, die wegen Ursachen daraus scheiden, welche mit ihrem Innern in Verbindung stehn, vorausgesetzt, daß man ihnen so viel Ernst zutrauen kann, auf eine würdige Art selbstständig zu existiren, und daß jene Ursachen *sittliche* sind. Liebevolle Aeltern sollten in diesem Fall ihnen die Möglichkeit

hiezu erleichtern: es wäre die letzte, vielleicht die größte älterliche Wohlthat. Allemal müßte solchem Entschluß, von Seiten der Tochter, die ihn faßt, eine strenge Prüfung der Frage vorangehn: ob der Druck, den ihr Geist und Herz im älterlichen Hause leiden mögen, durch das Bewußtseyn, ihn freiwillig aus Dankbarkeit für unvergeltliche Wohlthaten zu ertragen, nicht alle seine nachtheiligen Folgen für die Entwickelung des Innern, und die ganze Last seines Gewichtes verlöre?

Das kindliche und das geschwisterliche Verhältniß.

»Sieh Mitgeborne, spielend, fest und fester,
Mit sanften Banden an einander schließen;
Die jungen Sprößlinge gesellt und freudig,
Am Fuß des alten Stammes sich erheben. —"

Göthe's Iphygenia.

Liebe ist eine Freundschaft, deren Zweck die gegenseitige Persönlichkeit der Freunde ist. Bei reiner Freundschaft trifft der Freund mit dem Freunde, in einem dritten Gegenstande als Zweck zusammen. Oft begleitet die Freundschaft ein Zusatz von Liebe, er pflegt zumal mit edler Freundschaft verbunden zu seyn. Das Verfolgen eines gemeinsamen, edlen Zweckes, deutet auf eine Aehnlichkeit der Gesinnun-

gen und Ansichten, auf einen Adel beider, worin Gründe gegenseitiger Liebe enthalten sind.

Die geschwisterliche Freundschaft hat ihren Zweck in der kindlichen Liebe, der kindlichen Dankbarkeit, dem kindlichen Gehorsam. Die Vorsehung selbst gab ihr diesen würdigen und heiligen Zweck; gesellte ihr Liebe in der blutsverwandten Aehnlichkeit der Züge, der Naturen der Geschwister; in der Entwickelung dieser Züge, durch gleiche Wohlthaten und Leiden, durch gleiche Erfahrungen überhaupt, als wollte sie dem Menschen sofort beim Eintritt ins Leben das Verhältniß in aller Vollkommenheit kennen lehren, worauf das dauerndste Glück seiner Tage, worauf seine Wirksamkeit größtentheils beruhen soll.

Es giebt wohl kaum ein so hohes und einfaches Ideal geschwisterlicher Freundschaft, als jene beiden griechischen Brüder, Cleobis und Biton darstellen, welche ihre Mutter, eine Priesterin der Juno, als das Gespann ausblieb, das deren Wagen zum Tempel der Göttin ziehen sollte, sich selbst vorspannend hinführten; und, während jene am Altare, die Göttin um Vergeltung ihrer kindlichen Liebe flehte, im Heiligthum in einen Schlaf gesunken waren, aus dem sie nicht mehr erwachten. Was der Menschen schwerste Strafe, ist der Gottheit höchster Lohn!

Ohne die Beziehung auf das kindliche Verhält-

niß, nimmt das geschwisterliche sogleich den Charakter eines reinen Freundschaftsverhältnisses an; wie dieß bei der geschwisterlichen Freundschaft der Dioskuren sich zeigt. Kindliche Liebe, und die Gemeinschaft der ersten Leiden und Freuden des Lebens, der ersten Züge seines Bildes in Phantasie, Herz und Seele, geben ihm den seinen. Unter diesem erscheint es in der geschwisterlichen Liebe Antigone's, Electra's, Iphygenia's.

Man spricht unserm Geschlecht die Fähigkeit der Freundschaft ab: in gewissem Sinne nicht mit Unrecht. Die Freundschaft gemeinsamer Pläne und Entwürfe des Geistes, eine Freundschaft gleich der, welche unter dem geistvollsten Volke, den Griechen, am häufigsten in Vollkommenheit erscheint, gleich der Heldenfreundschaft von Kastor und Pollux, Orest und Pylades, oder unter andern Nationen in folgenden Zeiten, gleich der wissenschaftlichen, Luther's und Melanchton's; der staatsmännischen, Heinrichs des Vierten von Frankreich und Sully's, ist den Frauen fremd. Ihre Freundschaft hat fast immer Ursprung in der Liebe, oder nähert sich der Liebe selbst. Zur geschwisterlichen Freundschaft schuf die Frauen die Natur. Ihr innigeres Gefühl der Blutsverwandschaft und der Dankbarkeit, die Stärke ihres Mitgefühls, ihre herzliche, tiefe, und beseelte Auffassung der Dinge, ihr weiteres Leben, das die Erin-

nerungen der ersten Lebensjahre nicht verwischt, wie das spätere männliche Leben, in dessen Hauptverhältnissen im Gegentheil sie gleichsam wieder lebendig werden; und endlich der lautere Charakter dieser Freundschaft, an welcher kein Ehrgeiz, kein Eigennutz, durchaus kein selbstischer Trieb Theil haben, machen, daß die Frauen sie tiefer fühlen, mehr Glück dadurch genießen, als das männliche Geschlecht; sie treuer bewahren, eine Frühlingsblume in den Tagen des Sommers und Herbstes, die das ganze Leben mit stillem, frischen Dufte erfüllt.

Seltsam, daß man fast nur aus dem Alterthum Beispiele von Geschwisterliebe aufführen kann. Die bürgerlichen Verhältnisse haben in den neueren Zeiten ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über die natürlichen gewonnen. Glückselig, wer beitragen könnte die letzteren wieder zu heben!

Das Verhältniß zu den Dienstleuten.

Nur ein Verhältniß umfaßt das Haus im engeren Sinn, welches nicht in Liebe und Mitgefühl seinen Ursprung hat, das Verhältniß zu den Dienstleuten; aber es ist untergeordnet, einfach, auflöslich. Uebrigens wird dasjenige, was die Thätigkeit der Dienstleute, zur Behaglichkeit der theuersten Gegen=

stände der Liebe, zur eigenen Behaglichkeit, zur Verwirklichung des Ideals von Häuslichkeit, welches der Seele, der Frau vorschwebt, beiträgt, ein Gefühl des Dankes in der letzteren erzeugen, das ihrerseits auch diesem Verhältniß einen herzlichen Character giebt.

Ueberhaupt kann der Mensch nicht die nächsten, unmittelbaren Bedürfnisse des Lebens Andrer befriedigen, oder seine eignen nächsten Bedürfnisse des Lebens von Andern befriedigt erhalten, ohne daß dadurch eine gegenseitige Theilnahme erregt würde, welche viel stärker und lebendiger wirkt, als die Vorstellung von Dienst und Lohn.

Dazu kommt das nahe häusliche Beisammenleben zwischen Dienstleuten und Herrschaft, das so leicht eine Liebe der Gewohnheit, zumal im weiblichen Herzen, veranlaßt, das tausend Anlässe zu Erregung gegenseitigen Mitgefühls beut; kommt die Aehnlichkeit der Pflichten der Dienstleute gegen die Herrschaft mit den Pflichten der Kinder eines Hauses gegen ihre Aeltern; der herrschaftlichen mit den älterlichen Pflichten. Der unentwickelte Geist der Kinder bildet auch eine Vermittelung des Abstandes, zwischen den Graden der Bildung von Herrschaft und Dienstleuten eines Hauses, welche beide einander nähert. Es liegt nicht an dem so schönen Verhältniß, wenn es so selten mehr in patriarchalischer Reinheit

angetroffen wird; ja es ist unbegreiflich, betrachtet man es an sich, wie dies möglich geworden sey?

Die Pflichten der Dienenden sind leicht zu erkennen; streng auf ihre Vollziehung zu halten, deren Vernachlässigung theureren Gegenständen der Zuneigung, als sie selbst, Etwas entziehen, die Idee des Hauses zerstören würde, die dem weiblichen Sinn so werth ist, lehren Herz und Seele den Frauen. Und so reicht auch zur Vollkommenheit dieses Verhältnisses der Geist des Herzens aus, den die Natur ihnen gab; ist er der eigentliche dazu. Der klare, kalte Begriff, die Selbstliebe des Mannes, würden es bei seiner Unterordnung, leicht mechanischer und gleichgültiger nehmen, als die Frömmigkeit dies gestattet.

Wo jene ersteren aber nöthig sind, den ränkevollen Character eines Dienenden zu durchschauen und ihm zu begegnen; wo physische und Gewalt des Willens erfordert werden, die Rohheit eines solchen im Zaum zu halten: da entübriget ihrer des Verhältnisses glückliche Auflöslichkeit.

Das Verhältniß zu den Hausthieren.

Mancher menschliche Hochmuth mag es seltsam finden, daß auch dies Verhältniß eine Stelle unter den häuslichen Verhältnissen einnehmen, daß

es überhaupt ein Verhältniß heißen soll. Aber die Hausthiere gehören nothwendig zur Erhaltung so manches Hausstandes, zur Vollständigkeit eines beseelten Haushaltes überhaupt; und das Verhältniß zu diesen Geschöpfen, die der Mensch zu seiner Gefahr, zu seiner Mühsal gesellt; zu seiner Lust fast nur um sie auf Kosten ihrer Anstrengung oder Pein zu genießen; wird von uns viel zu hochfahrend und leicht genommen. Vorzüglich von den Frauen werden sie mit unvernünftiger Begünstigung und Nichtachtung behandelt.

Es ist schmerzlich zu sehen, wie auch gute Frauen, ganz hingenommen von der Sorge für das ihnen Gleiche, nur zum Mitgefühl, durch dem Eigenen gleichgestaltetes Bedürfniß erregt, diese Gegenstände der häuslichen Fürsorge, auf deren Thätigkeit und Anstrengung oft der Wohlstand ihres Hauses mit beruht, vergessen, oder sie so kümmerlich bedenken, als es die Fortdauer jener Thätigkeit und Anstrengung eben braucht; als wäre nicht auch Freude ein Recht jeder Kreatur Gottes. Wie menschlich schön ist die Stelle in Claudius Wandsbecker Bothen, wo der ländliche Jubelgreis, am Tage seines Jubelfestes, ehe er seine Gäste zum Freudenmahle empfängt, sorgt, daß auch den Pferden heut ein reicheres Futter und Rast gegeben würde.

Es ist schmerzlich zu sehen, wenn auch gute Mütter ihren Kindern gestatten, ja sie ermuntern, Thiere zu plagen, zu ihrer Belustigung. Eine Mutter kann ihrem Kinde und der Welt keine größere Wohlthat erweisen, als wenn sie es frühe übt, sich in die Zustände anderer, zumal untergeordneter Geschöpfe zu versetzen, und ihnen Etwas aufzuopfern. Das erste Verhältniß dieser Art, das für den Menschen eintritt, ist das Verhältniß seiner Kindheit zur Thierheit.

Und die Thiere sind durch Freundlichkeit, Beachtung, Sorgfalt, der Verschönerung fähig, der Veredelung, wie der Mensch. Die Rosse des Achilles weinten um den gefallenen Hektor, das Roß Bajards verübte fast die Thaten seines Herrn; und wie viele Beispiele ähnlicher Art enthalten die Chroniken der nicht so fernen Vorzeit, als die jenen Dichtungen zum Stoff gedient, aus denen wir diese Beispiele kennen. Als die Menschen vertrauter mit den Thieren lebten, waren die Thiere menschlicher.

Noch in unsern Tagen würden sie dies unter jener Bedingung seyn, vor allen das edle Roß; doch auch der Hund, das Stier- und das seit Büffon so übel berüchtigte Katzengeschlecht. Der Mensch, welcher für seine Thiere sorgt, sie schont, sie vernünftig und gütig behandelt, hat bald an ihnen, statt scheuer, störrischer, dumpf und zur Erde bli-

ckender Sklaven, zutrauliche, muntre, hell und fragend an ihn aufblickende Freunde; sieht sich von diesen Gebilden des Schöpfers in vollkommener Schönheit umringt.

Und jede Veredlung eines Erdengeschöpfes, geschweige einer Erdengattung, ist ein rein gestimmter Ton mehr, zu der Harmonie der Vollendung, wohin das Ganze strebt, und deren Möglichkeit nicht bezweifeln wird, wem die Natur, wie dem Weibe, eine Bürgschaft derselben, in dem Instinct seiner Seele zur Vollkommenheit, in die Brust gelegt hat.

Das Verhältniß der Gastfreundschaft.

Häuslich und für die Welt zu leben, verstanden die Alten allein. Wir Neueren haben das schöne Verhältniß der Gastfreundschaft, welches das Haus mit der Welt, die Familie mit der Menschheit, so rein und natürlich verbindet, dem echten Sinne nach, den es bei den Alten hatte, aussterben lassen.

In wem erweckt nicht dessen bloße Erwähnung, die anmuthigsten zugleich, die rührendsten und wichtigsten Erinnerungen, aus den ältesten Sagen der heiligen Schrift, der Heroenzeit und des Mittelalters. Wie Gastfreundschaft Karthago und Latium

gegründet, verletzte Gastfreundschaft Troja gestürzt; wie unter den Römern, in den entarteten Zeiten der Kaiser noch, Paulina, die Gemahlin des Seneka, von den Pforten einer andern Welt zurückversetzt ins Leben, durch die Liebe ihrer Sklaven, welche die Adern der Bewußtlosen verbanden, die sie gelößt, ihrem Gemahl wie im Leben Gefährtin im Tode zu seyn, nur in der Gastfreundschaft noch ein würdiges Interesse des Lebens fand; wie Gastfreundschaft die ersten Schritte der Verbreitung des Christenthums gehegt.

An die Bilder der Palmenschatten des Orients, der Erzväter bei ihren Heerden, in ihren Hütten, mit Engeln des Herrn; an die Bilder griechischer Götter und Heroen, auf flachen, mauergekrönten Meeresküsten, auf Triften und in den Schlünden des Orkus: schließt sich nicht unwürdig das der Gegenwart nähere Bild der bleichen Matrone, in deren Wangen, nach dem größtentheils vergoßnem Lebensblute, keine Farbe mehr kehrt, in deren Herz kein warmer Lebensfunke, als durch das menschlichste Vergnügen, das zugleich etwas Göttliches hat; schließen sich würdiger die Bilder der Apostel, und späterer heiliger Verbreiter des Christenthums, in den Wäldern, Höhlen und Burgen Germaniens. Von den ältesten, nebelgrauen Frühezeiten des menschlichen Geschlechtes, bis hinab in die frischen

morgenhellen Tage des Mittelalters, hat Gastfreundschaft die bürgerliche Gesellschaft gegründet, und jede heilsame menschliche Sitte, Lehre und Kunde verbreitet.

Die Verhältnisse haben sich geändert, Literatur und Posten übernahmen eine Vermittelung, der jenes Organ vielleicht zu dürftig geworden seyn mochte; doch wo bleibt die vollkommenste Befriedigung des Mitgefühles, durch die Handlung, welche dem Fremden, dem Unbekannten, doch dem Menschen, die Wohlthat, die jedem Menschen bei der Geburt Gott als die erste, die nothwendigste, die süßeste des Lebens zuwandte, ihm unter allen Himmeln Gottes wieder giebt? Wo bleibt der Genuß derselben, der Dank für dieselbe?

Wo zwischen verschobene, gedrückte Verhältnisse der Familien des Gastfreundes versöhnendes Einschreiten, der vertraut mit denselben ist, und in dessen Klarheit und Wärme der Einsicht und des Gefühls, keine früheren, auf jene Verhältnisse Bezug habenden Vorstellungen hinüberschatten?

Wo bleibt die Seele der Kunde der Ferne, die in der persönlichen Theilnahme an ihre Bewohner liegt?

Wo die gleiche Ausbildung des Gefühls als des Geistes durch den Verkehr mit fremden Nationen; da bei dem letzteren gegenwärtigen Verkehr,

der Geist vorzüglich entwickelt wird, und fast auf Kosten des Herzens?

Wo bleiben die zarten, geheiligten Lebensfäden, welche die Menschen aller Fernen verknüpfen?

Man wird vielleicht sagen, unser Glücksstand sey nicht mehr der Glücksstand der Alten; unser vereinzeltes Vermögen reichten zur Gastfreundschaft in ihrem Sinne nicht mehr aus.

Wenn wir jedoch die elende sogenannte Gastfreundschaft unsrer Tage aufgeben wollten, die Plackerei häuslicher Gastereien; wenn jedes Haus die Summen, die es darauf verwendet, die Räume, die es dazu bestimmt, jenem so viel edlerem, menschlicheren Verkehr widmen wollte: kehrte jenes Alles wohl allmählig zurück; könnten aus den Fremden wieder Gastfreunde werden.

Das Verhältniß zu den Hausarmen.

So wie das Verhältniß gegenwärtig besteht, sind es vielmehr einzelne Handlungen als ein Verhältniß der Wohlthätigkeit. Es könnte sich in ein solches verwandeln, wenn jedes Haus, nach seinem Vermögen eine, oder mehrere dürftige Familien, oder einzelne Dürftige sich aneignete; denen es den Kreis ihrer Bedürfnisse und Genüsse, nach Maß-

gabe ihrer Gewohnheiten, Fähigkeiten und ihrer Bildung, abgränzte; die es innerhalb dieses Kreises bewachte; denen es ihm nach Möglichkeit erweiterte; im Nothfall auch verengte; für deren nothwendige, physische Bedürfnisse es Sorge trüge, sorge ihnen die nothwendigen moralischen Bedürfnisse des Menschen, Thätigkeit und Reinlichkeit, zu befriedigen. In deren trübes Daseyn es das Licht aller seiner Freudenfeste hineinstrahlen ließe, durch Theilgebung an seinen menschlich-häuslichen Freudentagen, den Geburtstagen, Confirmations- und Trauungstagen u.s.w. seiner Glieder; an deren gleichen Familienfesten es Theil nähme; die es zur Feier der Feste unser Religion und Jahreszeiten bei sich versammelte, an den Tagen des verheißungsreichen Osterfestes, dem ersten des Frühlings; an dem jubelvollen Pfingstfest, in der Mitte seiner Herrlichkeit; am stillen Freitage, an dem freudenreichen Weihnachtsfeste, dem Stern der Wintertage.

Welch ein würdiges Geschäft für die Frau eines Hauses! welch ein heilbringendes für die Sittlichkeit der niedern Stände! und welch ein schönes Verhältniß, solche Clientschaften der Sittlichkeit, der Liebe und der Freude, statt jener der Kriecherei, des Ehrgeizes, der Habsucht und der Rohheit alter Tage.

Minder innig, als Hausgenossen und Gastfreunde, umfaßt der häusliche Kreis die Freunde einer Familie; aber er verdankt den Verhältnissen zu ihnen die reichste und gediegenste Belebung.

Die Freundschaft der Frauen ist entweder gegenseitige Liebe, und in diesem Fall die zarteste, anmuthigste, reinste Liebe. Freude der Schönheit an der Schönheit, des Wohlwollens am Wohlwollen, der Seelenreinheit an der Seelenreinheit, frei vom leisesten Anhauch der Selbstsucht oder Begier, gleich der Freude des Lichtstrahl's am Lichtstrahl, die ihrer Ruhe und Klarheit wegen, den Namen der Freundschaft trägt.

Oder die Freundschaft der Frauen trifft zusammen in ihrer gemeinschaftlichen Liebe zu denselben Gegenständen, wie in der Liebe zu den Aeltern, bei der geschwisterlichen Freundschaft; in der Liebe der Freundinnen zu den Kindern der einen, oder zu ihren beiderseitigen Kindern; wie Herder solche weibliche Freundschaft unaussprechlich schön, in seiner Legende von Anastasia und Theodora geschildert hat. Oft auch ist Liebe zu demselben Mann der Vereinigunspunkt weiblicher Freundschaft. Endlich dient das Mitgefühl den Frauen in der Regel zu einem Grunde der Freundschaft; gemeinschaftlich ertragene Lei-

den des Lebens, gemeinschaftlicher Genuß seiner Freuden, veranlassen viel leichter Freundschaft, die Geselligkeit überhaupt veranlaßt sie leichter bei ihnen als beim Mann.

Seine Freundschaft ist ein Zusammentreffen in Plänen, Studien, Entwürfen; so wichtiger und edler diese, so lebhafter und erhabener das Freundschaftsgefühl, das jedoch selten zur Liebe wird, weil die eigne Persönlichkeit dem Mann in der Regel vor der eines andern geht. Die Freundschaft des Alcibiades zum Sokrates war reine Liebe sittlicher und geistiger Vollkommenheit.

Die Frau kann einen passiven, untergeordneten Antheil an der männlichen Freundschaft nehmen.

Die Liebe einer Frau zu ihrer Freundin kann in den Mann, der sie selbst liebt, wie ein Spiegelbild von sich wirken; vielleicht die zarteste und geistigste Liebe, deren die menschliche Natur fähig ist.

Alles dies sind bestimmt unterschiedene Formen der Freundschaft; aber wie die Gestaltungen desselben Gefühls in verschiedenen Personen, in Ariost's reicher Dichtung, von der er selbst sagt: »es dienen meinem Liede viele Fäden, verflechten auch sie sich, einem und dem häuslichen Kreise angehörend, zum mannigfaltigsten und schönsten Ganzen; dem von den besondern Eigenthümlichkeiten der Glieder, vom Geiste, von der Lage, von den Verhängnissen

der Familie noch ein eigenthümliches gemeinsames Gepräge ertheilt wird, wie es jenes Gedicht durch den Geist des Dichters erhielt, um bei unsrem Vergleich zu bleiben.«

Dies ist, nebst der Gastfreundschaft, die einzige echte häusliche Geselligkeit; und sie reicht vollkommen hin, das Leben eines einzelnen häuslichen Kreises vor Einförmigkeit und Oede zu bewahren.

Die Freundschaft des Mannes bedarf der Grundsätze durch Erkenntniß und Urtheil. Alle Freundschaft der Frauen, sogar ihr Antheil an der männlichen Freundschaft, braucht nur der Regel von Herz und Sinn. Jenes erste Athmen der belebten Natur Pigmalion's, jenes: »ich!« und: »nicht ich!« das zum Herzen zurückkehrt, und die Empfindungen aller Wesen als eigene Empfindungen fühlbar macht; wie viel tiefer wird es die Empfindungen geliebter, geehrter Wesen, wie Freunde, als eigene Empfindungen fühlbar machen! Es wird mit den Pflichten auch die Rechte der Freundschaft lehren; während doch ein noch stärkeres Gefühl für die Gegenstände näherer Zärtlichkeit, jenem Schranken giebt und deren Rechte dawider vertritt.

In der Liebe beruhen alle Rechte auf der Persönlichkeit. Hört die Freude auf an dieser; die Möglichkeit einer Vereinigung mit ihr gegenseitig, so erlischt die Liebe eines Theils, so kehrt sie in sich selbst

zurück; nagt am Herzen, das sie erzeugt, wie ein in der Scheide ruhendes Schwert sein eigener Rost zerfrißt, oder läutert, von der Person zur Idee gewandt, sich wie im eigenen Feuer.

In der Freundschaft beziehen alle Rechte sich auf den Zweck, welcher die Freunde verband. Verfolgt einer derselben ihn einzeln, ohne dem andern mehr Theil an seinen Bestrebungen zu geben, oder an deren Erfolge zu denken; handelt er gar dawider, andern Zwecken zu Gefallen: so ist die Freundschaft gebrochen.

Nach gegenseitig erloschener Liebe kann Freundschaft noch bestehen; nach einerseits gebrochener nicht. Es sey denn, daß die Liebe in dem Liebenden, dem sie gebrochen ward, sich zur idealischen geläutert, oder daß der Zweck der Freundschaft, die ihn mit dem Abtrünnigen verbände, so edel an sich und wichtig wäre, ihm das Interesse seiner eigenen Persönlichkeit vergessen zu machen. Diesen Stoff hat die Dichtkunst noch zu wenig benutzt.

Ein Trauerfall für das Haus wird jeder Bruch von Freundschaften seiner Glieder seyn. Alle haben Theil gehabt an dem Freunde eines jeglichen derselben; er hat ihr Herz mit seinen Empfindungen, ihren Geist mit seinen Ansichten und Erfahrungen bereichert; sein Wesen ist in den Gefühlen, und Vorstellungen Aller, unaustilgbar verwebt.

Wesentlich aber wird, durch das Ausscheiden eines Freundes, kein häuslicher Kreis verletzt.

Er umschließt inniger die ihm angehörigen Glieder; ihre gegenseitige Liebe verstärkt der gemeinschaftliche Schmerz.

Auch so ist das Haus der weiblichen Natur eine viel angemessenere Region des Daseyns, als das öffentliche Leben; wo, vor allem der Bruch edeler und wichtiger Freundschaften, den Ruin eines ganzen Gebietes von Erscheinungen nach sich zu ziehen pflegt, in denen ein edles Leben sein Daseyn hatte.

Der Mann, welcher in seiner physischen und Geisteskraft, in der Kraft seines Willens, — besteht auch ringsum ihn keine Form mehr, in deren Zügen einem er die leiseste Spur, vom Bilde seiner Vorstellungen, seiner Ideale, mehr erblickte, — die Bürgschaft besitzt, sie wieder zu gestalten, dessen Brust minder bangt um das Verlorne: richtet aus den Trümmern selbst seiner Schöpfung, seine Schöpfung auf's Neue empor, und vermag einen solchen Schlag zu ertragen, zu überwinden.

Die Frau vermöchte dies nicht. Bei viel geringerem schöpferischen Vermögen, als ihm eigen ist, umfaßt sie Personen und Bestehendes viel inniger als er.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse.

Wir kommen zu dem Verhältniß, welches sich gleichsam nur an das Haus lehnt, zu dem gesellschaftlichen Verhältniß.

Die Freundschaft unterliegt Madificationen nach Maßgabe der Wichtigkeit und Würde ihrer Zwecke: mit Recht sagt unsre Sprache ein Rechtsfreund, ein Handelsfreund; nennt sie auch diejenigen Freunde, mit welchen nur der Genuß einer Thätigkeit ohne Anstrengung, ohne ernsten Zweck verbindet; obschon dies das allgemeinste und lockerste Band der Freundschaft ist.

Edeln und wichtigen Freundschaften beigegeben entlehnt es seinen Gehalt von dem ihren; sobald es allein die Menschen verbinden soll, dringt seine Nichtigkeit auf seine Erweiterung; als könnte die Zahl der Freunde, der Freundschaft einen Gehalt geben, den sie nicht durch ihren Zweck erhält: und es liegt dem etwas Wahres zum Grunde. Dem mit allen Menschen, der Sinnlichkeit und der Lust an müheloser Thätigkeit nach, gleichorganisirten Einzelnen, vergegenwärtigt ein ihm mit Vielen gemeinsamer sinnlicher Genuß, eine ihm mit Vielen gemeinsame mühelose Thätigkeit, sey ihr Zweck, welcher er wolle, das Band der Menschlichkeit. Das Mitgefühl, erhöht und beflügelt, in gleichem Maße als die Zahl der Mit-

genossen wächst, erhebt und beflügelt auch in eben dem Grade das Gefühl des eigenen Genusses.

Aber diese Erhebung hat etwas Berauschendes, das sie dem Menschen nicht vielfach, ohne Nachtheil der Klarheit, Tiefe und Herzlichkeit seines Innern gestattet. Die Natur hat ihn von der Menge vereinzelt, zunächst mit Wenigen verbunden. Nur zeitweise, nur vorübergehend, soll er sich, Eins mit Allen, nicht nur wissen, denken, im Gedanken fühlen; auch hören, wittern, sehen.

Die Geselligkeit unserer Tage hat alle Zwecke des gesellschaftlichen Vergnügens verbunden, sinnlichen Genuß, Thätigkeit ohne Anstrengung jeglicher Art, des Physischen, des Geistes und Gefühls.

Sie hat den Kreis der Freundschaften dieser Zwecke weit hinaus gedehnt über die Zahl der Freunde wesentlicher Freundschaft; so weit, daß bestimmte Formen und Formeln nothwendig geworden sind, dem Verkehr so vieler, verschiedenartiger Personen, Einheit und Haltung zu geben, daß er eigene, ihm gewidmete Räume, im Innern der Häuser erfordert; und sie hat ihn doch nicht erweitert, bis zur Möglichkeit schwungvoller Erhebung und Belebung seiner Theilgenossen durch ihre Zahl an sich. Sie giebt uns den Rausch des Beisammenseyns mit einer Menge, wie der Türke sein Opium genießt, nicht bis zum Taumel, zur Ueberwältigung: in klei-

neren Portionen, aber alle Tage, öfters im Tage: so, daß er uns nicht anders, wie jenen der Genuß des Giftes, abstumpft und betäubt.

Wir haben dies Institut, das kein häusliches, kein bürgerliches, kein menschliches ist, der Art, nicht auf eigenem Boden erzeugt, sondern von den Franzosen überkommen, aus deren Nationaleigenthümlichkeiten es hervorging, denen es entspricht.

Wir müssen ihnen den Vorzug, ein lebhafteres, geistreicheres Volk zu seyn, als wir, vor uns zugestehen, wie sie uns den, ein sittlicheres, ernsteres, innigeres Volk zu seyn, als sie es sind, nicht absprechen können.

Geistige Kultur ist durchgängiger allgemein bei ihnen, als bei uns; und ihre geistige Kultur ist einförmiger, flacher, leichter als die unsre: Herz und Seele haben keinen tiefen Antheil daran, einen desto größeren ihr conventioneller Sinn. Ihnen waren Ansicht und Urtheil, worin die Trennung der Menschen ursprünglich besteht, kein gleicher, kein so tiefer und inniger Anlaß der Vereinzelung, als sie es uns sind.

In dem Nationalzuge ihrer Herrscherliebe, der sich in unsrem, unter vielerlei mittelbarer und unmittelbarer Herrschaft gestelltem deutschen Vaterlande, nicht wie in ihrem, unter einem unmittelbaren Könige vereinten, entwickeln konnte, erhielt ihre Ge-

elligkeit ein Interesse der Nationalfreundschaft, das der unsrigen gebrechen mußte.

Unter diesen Einflüssen hatten sie dieselbe, zu der bekannten Zeit, da wir sie von ihnen überkommen, zu einem geistreichen, vielseitigen, feinen, zierlichen, sklavischen Kunstwerk gebildet; auf Wegen, durch Mittel, worauf und wodurch es bei uns nicht weiter gebildet werden konnte: wegen des Ernstes unsrer deutschen Geistesweise, der Tiefe unsrer Gemüthsart, der Richtung unsrer Seele, welche eine Geselligkeit anderer Natur, die häusliche, ernster, inniger, reiner Liebe, Freundschaft, Gastfreundschaft; die bürgerliche, großer Feste und Gepränge uns gebieten. Wegen der Eigenschaften unsrer Nationalität, die zugleich die Eigenschaften der menschlichen Art sind, aus welchen deren herrlichste Erscheinungen stammen, und die in uns das herübergeliehene Institut verwüstet.

Ihnen, die ernste Geschäfte oberflächiger und leichter, Vergnügen und conventionelle Formen ernster nehmen, als wir; gelang die Versöhnung beider. Sie befanden sich, auch mit Vielen und Fremden, in einem harmonischen Element, ähnlicher Kultur, ähnlicher Ansichten, ähnlicher Interessen der Liebe, der Erkenntniß und des Vortheils vereint. Sie hatten mit ihnen dasselbe große Interesse für den Kö-

nig gemein, das durch jedes bürgerliche, selbstische Interesse verstärkt ward.

Unserem Ernst, unserer Innigkeit, können die Zwecke der gesellschaftlichen Zusammenkünfte, sinnlicher Genuß und mühelose Thätigkeit (Zeitvertreib) nicht so wichtig werden, als ihr Trieb des Vergnügens sie ihnen macht. Wer möchte, keinen höheren Zielen des Lebens, als diese, so viele Stunden des Lebens weihen, als die Vorbereitungen zur Gesellschaft, die Pflichten des geselligen Verkehrs, Besuche Briefe, Bothschaften u. s. w., als Schauspiele, Gesellschaften, als endlich die Erschöpfung, die Verstimmung hinnehmen, die von alledem zurückbleiben? — Und was kann die Folge seyn, werden sie ihnen gewidmet? als Gewöhnung an sinnliche Reize und Genüsse, an einen Zustand der Spannung von Außenher, der Leere von Innen, die der Natur der Verhältnisse nach nicht gewöhnlich sind? als Entwöhnung von der Anstrengung der Kräfte, dem Wiederschöpfen von Kraft aus der eignen Seele Tiefen, welche jedes tüchtige und würdige Geschäft vom Menschen fordert.

Das Kartenspiel ist bei unsrer Geselligkeit wichtig r geworden, als es bei der des Franzosen ist, weil di Fähigkeit unsres Geistes, zu einem leichten Gespräch, das wir ihrem Beispiel gemäß zu einem Hauptteil unsrer gesellschaftlichen Unterhaltung gemacht

haben, nicht so groß, unsre Freude daran nicht so lebhaft, als bei ihnen, sind.

Der Einfluß, den es trotz seiner Nichtigkeit, als eine tägliche Beschäftigung auf den Charakter gewinnt, ist, wie der des Wassertropfens, der Steine aushöhlt, ohne Frage, verödend. Sinnlichkeit und Phantasie haben keinen Theil an dieser Beschäftigung, will man ihnen nicht die bunten Figurenblätter unter den Karten dafür anrechnen. Dem Geist gestattet sie wenige, einförmige Combinationen; das Leben seines Interesses ist dabei vorweg gebrochen, da im Kampf der Klugheit wider das Glück, worin dies besteht, der Sieg dem Glücke gesichert ist, und der trefflichste Spieler bei ungünstigen Karten, ihm allemal erliegen muß. Dies raubt dem Erfolg zugleich Lust und Ehre; eine baare Begünstigung des Zufalls kann wohl nur die trivialste Selbstsucht erfreuen; und der Gewinn, welcher an den Erfolg im Spiel geknüpft ist, setzt ebenfalls nur kleine, selbstische Triebe in Thätigkeit. Daher ziehen Menschen von kräftiger Art das Hazardspiel vor, wo der reine Zufall regiert, und die Größe des Gewinnes das selbstische Interesse erhöht, wenn sie überhaupt das Spiel mögen.

Die Persönlichkeit der Umgangsfreunde, bei der großen Zahl derselben, hinter dem Formen- und Formelwesen unsrer Geselligkeit zu durchschauen, ist uns unmöglich. Unsre Persönlichkeit hat nicht so bestimmte

äußere Züge, als etwa die der Engländer, und wiederum ist sie nicht in den Guß einer allgemeinen nationellen Art, wie bei den Franzosen, verschmolzen, wodurch ihre Kenntniß erleichtert, oder wir ihrer Kenntniß überhoben würden. An einem stets unterbrochenen, oberflächlichen Gespräch, wie nur ein solches unter einer Menge vielartiger, obenhin, oder nach unzuverlässigen Zügen des Aeußeren gekannter Personen Statt haben kann, nimmt der Geist keinen vollkommenen Antheil: seine höheren Fähigkeiten sind dabei zur Unthätigkeit verdammt. Keine Wahrheit, tieferes Ergründen, völlige Verständigung sind unmöglich. Eine leichte Phantasie, ein flüchtiger, kecker Witz, pikantes Absprechen, lebhaftes oder gleichgültiges Aufnehmen und Fahrenlassen, sind hier an ihrer Stelle.

Das Herz kann die Persönlichkeit, die es nur nach allgemeinen Zügen kennt, kann deren Interessen nicht mit Innigkeit umfassen; und eben so wenig die vielartigen Interessen Vieler zugleich. So ist auch in der Gesellschaft für keine Aeußerungen seiner Liebe Grund und Raum, als für Freundlichkeit, Gefälligkeit. Dagegen werden in ihrem flachen, regen Element, alle kleinlichen Triebe der Selbstsucht erweckt, befriedigt, wiedererweckt. Der Mensch steht in ihr neben dem Menschen, seine wesentlichen Vorzüge verläugnend, wie ein unvollkommenes Geschlecht.

Die Wahrheit wird ihm gleichgültig, die Rücksicht auf das Vergnügen erhält ein unnatürliches Gewicht; er gewöhnt sich Andere, wenn nicht als Sache, als ein Werkzeug des Vergnügens, der Unterhaltung, (und dies ist die allgemeinere Ansicht) doch gleichgültiger zu nehmen, als er sie der Natur nach nehmen würde, und soll.

So ist die Gesellschaft die Propagande aller Irrthümer, aller Lieblosigkeit; das Paradies aller Flachen und Schwachen an Geist, Herz, Sinn und Thätigkeit. So fliehen sie die Bessern, oder erscheinen in ihr, wie die fernsten Sterne eines Horizontes, vereinzelt, düster, undeutlich.

Durch die Zahl seiner Theilgenossen, durch die Häufigkeit des Verkehrs, durch sein eigenthümliches Formen- und Formelwesen, hat dies Institut eine Wichtigkeit erhalten, welche das Familienleben der Liebe, das Leben echter Freundschaft, in Schatten stellt. Es hat die Bedeutsamkeit der Eigenschaften, der Kenntnisse, der Fertigkeiten, die ihm frommen, über das Gewicht der höheren Eigenschaften, Kenntnisse, Seligkeiten erhöht, die es nicht gebrauchen kann, und dergestalt die gerechte Würdigung des menschlichen Werthes überhaupt verschoben.

Die Frauen sollen ein vorzügliches Talent für diese Geselligkeit besitzen; und allerdings sind ihnen die Eigenschaften vorzüglich eigen, welche dieselbe

fordert. Ihre Schönheit, ihr Geschmack, ihre Feinheit, ihre Gewandheit, sind die Zierden der Gesellschaft. Aber den wesentlicheren Eigenschaften der Weiblichkeit, der Innigkeit des Herzens und dem sittlichen Sinn, ist die Gesellschaft ohne Frage ein verderbliches Element, verderblicher für die Frauen, als es dem Manne ist. Sie verdammt die weibliche Erregbarkeit, zur Aufnahme eines bunten Wechsels von Eindrücken, der keinen einzigen Eindruck Vollständigkeit gewinnen läßt; eines Wechsels unbedeutender Eindrücke, welche keinen ernsten Trieb erregen mögen; eines Wechsels von Eindrücken aller Art, welche vielfach den Sinn beleidigen. Wer kann behaupten, daß eine Frau, welche sich mit dem Leben in den gesellschaftlichen Kreisen, wie mit einem behaglichen, heimathlichen, versöhnt hat, der Tiefe des Eindrucks, der Stärke der Liebe, der idealen Zartheit und Kraft der Gesinnung, noch fähig ist? —

Es läßt sich nicht läugnen, daß durch den gesellschaftlichen Verkehr, dem weiblichen Geist eine Masse von Vorstellungen wie im Fluge zugeführt werden, welche da ohne ihm fremd bleiben müßten. Aber besser, sie blieben ihm fremd, als daß er sie, in jener chaotischen Unordnung, entstellt durch die schiefe Beleuchtung aller möglichen Vorurtheile und selbstischen Triebe, wie sie ihm hier geboten werden, aufnähme.

*

Man dankt es dem gesellschaftlichen Verkehr beider Geschlechter, daß viele Ansichten, durch die Art der weiblichen Auffassung, erweitert, vervollkommnet, geläutert sind; aber es ist sehr die Frage: ob dies nicht viel fruchtbarer beim häuslichen Verkehr der Liebe, inniger und edler Freundschaft, als beim gesellschaftlichen geschehen seyn würde.

Besonders Jungfrauen sollten durchaus von diesem letzteren entfernt werden. Blüthe und Duft der jungfräulichen Seele sollen sich, geschlossen in der Knospe der väterlichen Häuslichkeit, durch keinen Contact mit dem Geistesweisen fremder Männer, auch nur einer Vorstellung nach, entfalten, bis sie im Strahle der Liebe, im Wehen des Geistes des geliebten Mannes, in frischer, reiner eigenthümlicher Fülle und Lebendigkeit hervorbrechen, sein Glück und aller Menschen Freude.

In dieser Gesellschaft entwickeln sie die Geistesweisen fremder, sittenloser Männer, wenn nicht gar den Anhauch ihrer rohen Begier.

Vielleicht scheint das Manchem übertrieben. Ich hoffe es wird keinem unverdorbenen, zartfühlenden Mädchen so scheinen; es wird Manches aufklären, über die Bedeutung seines Schaamerröthens beim Eintritt in die Gesellschaft, über sein bängliches Unbehagen in derselben.

Und wenn selbst der sittenlose Mann, sofern nur

Tüchtigkeit des Geistes und Willens in ihm ist, sich die Tochter eines Hauses zur Gattin wünscht, die dessen Grenzen selten oder nie überschritten hat: was ist der Sinn dieses Wunsches, als daß ihre Seele, ein reines Blatt, die Züge seines Geistes aufnehmen möge?

Welcher Freude aber stürben wir ab, indem wir von jener Geselligkeit ließen? Was ist sie gegen gesellschaftliches Vergnügen, das wir im häuslichen Verkehr, mit erwählten Freunden, oder in einem viel weiteren als der ihre, gleichsam im Verkehr mit der Menschheit, genießen könnten: wo die Vollkommenheit der sinnlichen Befriedigung, die Masse der Theilgenossen, selbst die Seltenheit des Genusses, sich verbänden, das Fest zum wahren Fest, zu einem Zustand zu machen, der die Grenzen der Menschlichkeit mit Freude, nach allem ihren Umfang, ermäße.

Bei einer reichen, gründlichen Geistesbildung der Frauen, die wahrlich nicht die abstruse, pedantische zu seyn braucht, womit man sie fast immerdar verwechselt; bei der Innigkeit vertrauter Bekanntschaft; der Lebendigkeit der Liebe, der Wärme der Freundschaft; vielleicht gar, bei hergestellter Gastfreundschaft: welcher Gehalt der häuslichen Gespräche! Wie viel Genuß, durch die Künste des Tanzes, der Deklamation, der Musik, der Poesie! und wie echt weiblich ihn zu verschaffen; sobald die Ausübung je-

ner Talente sich auf das Vergnügen der Gegenstände der Liebe und Freundschaft allein beschränkt!

Wie sollte die beglückte Frau, daß ihr ein so friedseliger, lauterer und anmuthiger Kreis, so leichte und holde Beschäftigungen, so mannigfache, liebebeseelte Verhältnisse: allem so entsprechend ihr natürliches Vermögen, zur Bestimmung gegeben sind; über jene hinaus, von diesen hinweg, in Anstrengung, Gewaltsamkeit und Oede der Staatsgeschäfte und Staatsverhältnisse streben? aus deren schroffem Gesparr vielleicht mit der Zeit Blüthen des Menschenheils von ungeahndeter Schönheit sprossen mögen; aber nur durch den Trieb von Kräften, die ihr nicht eigen sind; nur um verpflanzt zu werden, in ihr eigenthümliches Gebiet.

Ein Tempel schließt sich dies an den ungeheuren Bau des Staates; ein Heiligthum der Menschlichkeit. Hier wird der Keim derselben in der Jugend entwickelt, erhalten und gekräftiget für das bürgerliche Leben. Hier findet der Mann gerettet aus dessen künstlicher, verworrener Existenz, das Urbild, welches er durch diese, in immer höheren Sinn vollenden soll, erneute Stärke, und erfrischten Sinn, dies zu vermögen.

Der äußere Reichthum, die Größe und Man-

nigfaltigkeit der Vorstellungen und Interessen des bürgerlichen Lebens, fehlen dem häulichen Leben. Hiedurch wird es etwas Kärglichem, Beengtem, Kleinlichem unterworfen, welches seine Lauterkeit, seinen Frieden, seine Liebe mit Entartung bedroht.

Der Mann soll Entartung abwenden, ohne diese Eigenschaften zu mindern, indem seine Mittheilungen Größe, Reichthum und Mannigfaltigkeit der bürgerlichen und wissenschaftlichen Interessen, der Kunst darin einheimisch machen.

Allein, damit dies möglich werde, muß der weibliche Geist gebildet werden, zur Fähigkeit, die Größe, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen, bürgerlichen Interessen, die Interessen der Kunst zu ergreifen, das weibliche Gemüth dafür zu entzünden.

Nur so kann das Haus werden, was es dem Staate seyn soll, gleichsam ein Behälter, in dem die lautere Fluth des menschlichen Seyns bewahrt werde; von dem aus fort und fort hinausgeströmt in die trübe, bewegte des bürgerlichen Lebens, diese zu erfrischen, zu läutern, zu verklären.

Die weiblichen Tugenden.

Sinnigkeit.

Schaue von den Gegenständen in dein Innerstes zurück.
Göthe.

Die männlichen Tugenden sind um so trefflicher, so mehr sie als ein Erzeugniß der Erkenntniß und der Willenskraft erscheinen; die weiblichen Tugenden um so trefflicher so mehr sie als unvorsätzliches Verlangen, natürlich, aus Herz und Seele entspringen, Geist und Körper unbewußt, unwillkührlich schmücken.

Sinnigkeit ist die erste aller weiblichen Tugenden, gleichsam das Element, welches alle übrigen umgeben muß, das Schroffe, Heftige, das ihnen eigen seyn könnte, mit leisem Duft zu umhüllen.

Wie der Baum, die Pflanze, im beseelten Schweigen der Natur, nur umgeben von Gottes Schöpfung, von Luft und Licht und deren Wechseln, vom ernährenden Boden der Erde, von lauter unmittelbaren Gebilden des Schöpfers, lauter Schönheit, Ordnung, Zweckmäßigkeit, alle ihre Augen zu Zweigen und Blättern, und alle ihre Zweige und Blätter ringsum aufgethan, jenes Alles gleichsam einathmend stehe, in sinnigem, sinnlichen Leben,

kann der Mensch nicht existiren. Er findet ein gleiches Element der Vollkommenheit, nur abwärts von der Menge, vom Gewühl, in der Lauterkeit seines Innern: das Daseyn in demselben ist die Sinnigkeit. Liebe der Stille, welche nöthig ist, die leise Stimme der Seele zu vernehmen: Zurückführen der Erscheinungen auf ihr Urbild im Bewußtseyn; Entzücken bei der Vorstellung desselben und bei ihrer eigenen Vortrefflichkeit in der kleinsten Blume, wie im erhabensten Gestein.

Diesem stillen Betrachten und Verweilen ist das Höchste wie das Kleinste erschlossen, ohne Anstrengung oder Gewalt. In ihm liegt eine unfehlbare Sicherheit des Urtheils; durchaus dem Weibe nothwendig, dem die Geistesstärke versagt ist, mit dem Blitz der Erkenntniß Gegenstände zu erleuchten, zu durchdringen, die nahe Beziehung zwischen Willen und Geist, sie demnach zu erfassen oder verwerfen. In ihm ist ein Quell reiner, nichtskostender Freuden; bei dem Freudentriebe der menschlichen Natur, eben so unentbehrlich für die Frau, welche die Mittel zum Genuß künstlicher Vergnügungen, die sie weder ihrer Natur noch Lage nach erwerben kann, und soll, immer von Andern abhängig erhalten; der Natur und Lage den Genuß jener Vergnügungen so vielfältig versagen.

Im Bilde haben wir diese Tugend schön begrif-

fen. Wir haben ihr Sinnbilder aus der stillen Pflanzenwelt gewählt, das Beseelteste, Zarteste, Anmuthigste derselben: die Pflanze unscheinbarer Blüthe, die ihre Blätter bei der leisesten störenden Berührung schließt; die kräftige Ranke dunkelgrüner Hoffnungsfarbe, die ihre lichtblauen Himmelsblüthen zwischen Schnee und Frost, wie auf einen schönern Flor deutend, öffnet.

Keuschheit.

Gleichsam die Kehrseite der Sinnigkeit, ist die Keuschheit; jene Beziehung der Erscheinungen auf die Seele, Gefühl der Befriedung der Seele durch Erscheinungen der Vollkommenheit; diese Beziehung der Erscheinungen auf die Seele; Wegwenden der Seele von mangelhaften Erscheinungen und Vorstellungen, zumal von solchen, die im Zusammenhang stehn mit dem sinnlichen Genuß, in welchem eine natürliche, augenblickliche Entwürdigung des Menschen liegt.

Die Keuschheit, in dieser letzteren Beziehung, welche nicht unmittelbar aus der Seele stammte, eine Frucht der Reflexion wäre, würde unkeusch seyn; sie setzte den Gegenstand wahrgenommen, die Vor-

stellung gedacht voraus, von denen jene, der Sinnigkeit verschwisterte Keuschheit, sich weggewandt, und sie gemindert hat, ehe ihr Bild die Phantasie, ihr unausgesprochenes Wort den Gedanken befleckt; und leistete doch keine Bürgschaft für die Gesinnung; darum ist die Pruderie so verdächtig und widrig.

Die Keuschheit der Frau ist eine andere als die jungfräuliche Keuschheit. Jene behandelt das Geheimniß der verschämten Natur, das diese ihr selbst vertraut hat, ernst, und hält es heilig; diese wagt mit keinem Gedanken daran zu streifen, und bebt vor seiner Enthüllung zurück. Zwingen Umstände die Jungfrau, eine zu leistende Hülfreichung u. s. w., diese jungfräuliche Keuschheit aufzugeben: verletzt sie die Keuschheit nicht, wenn sie augenblicklich zu der der Frau übergeht.

Es ist unglaublich, welche Stärke, welche Morgenfrische der Seele, die Keuschheit bis in's späteste Alter bewahrt, indem sie deren Einheit und Unverletztheit sichert. Sie umgiebt das Wesen wie mit einem magischen Kreis, durch dessen unerklärliche, keineswegs abschreckende Schauer, nur das Unwürdige nicht zu brechen wagt.

Den Frauen ist Keuschheit in jedwedem Sinne nothwendig; da alle Erscheinungen, so zu sagen, unmittelbarer, auf ihre, als auf die männliche Natur wirken, und so auch unmittelbarer im Triebe ein

Theil ihres Selbstes werden. Schon eine große, geschweige eine unbegränzte, Neugier der Frauen hat etwas Unkeusches. Die Frau soll tausend Dinge nicht kennen, nicht wissen wollen; dagegen der Mann Alles kennen, lernen, Alles wissen soll. Die Schwatzhaftigkeit ist eine Unkeuschheit der Lippen. Selbst die Naschhaftigkeit ist unkeusch.

Keuschheit aber, in der engeren, früher angegebenen Beziehung, in welcher dieser Ausdruck gewöhnlich gebraucht wird, ist den Frauen unerläßlich. Zwischen dem physischen Triebe der Fortpflanzung, und zwischen den Gemüths- und Geisteskräften des Weibes, besteht der allerinnigste Zusammenhang; die wesentlichen Verhältnisse des weiblichen Schicksals sind mit der Befriedigung jenes Triebes in Verbindung.

Zumal bei zarten und lebendigen Frauen verkappt jener Trieb, den ihre Seele in seiner Baarheit verwerfen würde, sich gern in Phantasiegebilde, in verwandte, geistige Empfindungen. Er webt dann einen trügerischen Zauberschleier, wie Fata Morgana, um den Gegenstand, auf den er sich bezieht, welcher das Weib, dessen Geist und Willen immer durch den Mann ihrer Liebe bestimmt werden, in ein Verderben stürzen kann; das, indem es die unsterblichen Kräfte der Natur angreift, über die Grenze

des Lebens hinausreichen muß, in so fern wir uns den Zustand jenseits vorstellen können.

Aller natürliche Sonambulismus, alle Disposition zum Magnetismus, läuft auf jenen zwitterhaften Zustand, jenes schleichende Fieber der Vernunft hinaus, das, wie der Hauch eines leisen, glühenden Windes, den Willen erschlafft, den Sinn umdämmert.

Die Gewohnheit der Keuschheit von früher Jugend an erhält den Trieb der Fortpflanzung in Ruh; das Verhältniß zwischen Geist, Gemüth und Sinnlichkeit in frischer natürlicher Gesundheit, den Spiegel der Seele rein und hell, den Willen kräftig; das ganze Wesen geeignet, die Liebe zu empfinden, in deren alles ergreifender Gewalt die Bürgschaft ihrer Dauer, die Nothwendigkeit der Treue liegt; vermögend, den Gegenstand zu beurtheilen, der sie erregt; und selbst sie, wenn es seyn muß, zu überwinden.

Außerdem beruht auf jener keuschen, innerlichen Frische, auch die gesunde Erfüllung der natürlichen physischen Bestimmung des Weibes, ein fähiges, empfängliches, durchaus nicht überreiztes Geschlecht der Zukunft, das Glück der Frau in mütterlichen, ihre Würde in Verhältnissen der Matrone; und endlich, ein der Menschheit zurückgelassenes Pfand, die Schuld vom genossenen Glück des Daseyns abzuzahlen, wie der Mann es in würdigen Thaten hinterläßt.

Schaamhaftigkeit.

Schaam ist die Empfindung der Seele beim Gefühl ihrer Verletzung. Die Lebendigkeit dieser Empfindung in einem Wesen, heißt Schaamhaftigkeit, Verschämtheit; nicht sowohl eine Tugend, denn sie ist ganz passiv; als Merkmal einer tugendhaften Zartheit und Stärke des Sinnes der Seele, mit welcher die Tugenden zusammenhängen, worin der höchste Werth der Frauen besteht.

Das menschliche Blut kennt keine so geistige und reine Wallung, als die, welche bei eigner Verletzung des idealen Selbstbewußtseyns, oder bei Verletzung der Idee des eignen Selbstes durch Andre, es plötzlicher, heftiger bewegt, als irgend ein Trieb des Gemüthes oder der Sinnlichkeit vermögen.

Nichts auch verschönt den Körper so sehr, als dieses Sichtbarwerden, dieses Leuchten des göttlichen Funkens im Menschen durch alle Adern, wie er sonst nur aus dem Auge strahlt, nur im Ausdruck der Züge erscheint; nichts die Züge, gleich dem zarten und tiefen Ausdruck von Schmerz, der dasselbe begleitet.

Schaamhaftigkeit läßt auf Keuschheit schließen: doch sie sind nicht nothwendig verbunden. Zur Keuschheit gehören nicht nur Zartheit und Stärke des Sinnes; es gehört dazu auch Stärke des Willens, Kraft der Seele überhaupt, dasjenige abzuweisen, zu mei-

den, was Schaam erregen könnte. Der Ausdruck der Keuschheit ist schmerzlos in sich ruhende Würde; ein Leiden begleitet allemal den Ausdruck der Schaam. Sehr zart= und lebendig= fühlende Menschen erröthen auch vor Schaam, bei Verletzungen, die dem idealen Selbstbewußtseyn eines Andern, von diesem selbst, oder von einem Dritten zugefügt werden, im Mitgefühl derselben. Sie erröthen bei der leisesten Verletzung der Idee ihres eignen Selbstes, beim Schatten, den die Gefahr, die Möglichkeit, der Argwohn einer solchen, darauf werfen; und deßhalb bei der Enthüllung ihrer Seele, in Rede, Blick, Gebehrde vor den Augen Unbekannter, oder gar vor frechen Augen. Auch diese Zartheit ist echt weiblich.

Dieselbe Empfindung in Bezug auf das Physische, ist mit der Bedeutung verwandt, nach welcher der Ausdruck Keuschheit genommen zu werden pflegt: daher die Nothwendigkeit der Schaam zwischen Weib und Weib, und wo diese verletzt werden muß, der eintretende Ernst der Keuschheit.

Aber auch in dieser Beziehung ist die Schaamhaftigkeit kein nothwendiges Merkmal der Keuschheit. Die Stärke der Sinnlichkeit überwältigt die Schaam, und, »wie die Flamme der zu oft angefachten Guth,« sagt Jean Paul, »erstirbt die Schaamhaftigkeit in der zu oft erregten Gluth des Schaamerröthens.«

Beim Mann, in der Idee von dessen Wesen

Herausforderung, Abwehr, und Ueberwindung gehören jeglicher Art von Gefahr, wäre große Schaamhaftigkeit ein Mangel. Schaam soll nur ein augenblickliches Gefühl in der männlichen Natur seyn. Bey der Frau verkündigt sie eine natürliche und heilige Scheu. Bei ihm würde sie Feigheit verkünden; und der feige Mann ist so greulich, als ein schaamloses Weib.

Es giebt eine Verschämtheit der Selbstliebe, eine Schaam des Hochmuths und der Eitelkeit, bei gespürter Verminderung der eignen, oder der Einbildung Andrer von unsern Vorzügen. Sie ist nicht tadelnswürdig; aber sie ist gefährlich, und erstickt leicht die reine Schaam der Seele. Sie entbrennt vor allen, vor Menschen, beim Gedanken an Fremde, an die Menge; die letztere in der Einsamkeit, und nie glühender als beim Gedanken an die Vollkommenheit unsrer Geliebten, oder beim Gedanken an Gott.

Religiosität.

Die Ahnung jener undenkbaren Vollkommenheit Gottes, von der die eigene Vollkommenheit, nach der wir streben und uns sehnen, ein Ausfluß ist; von der jegliches Gebilde der Natur, in seiner Schönheit, Erhabenheit, Freundlichkeit, Einfalt, Unschuld, Bedürftigkeit, in seiner durchaus genügenden, mühelo-

sen Vollendung, uns einzelne Gedanken zeigt, den Lichtsaum einer Erkenntniß, welchen das Wunder der Mannigfaltigkeit, der Fülle, der Beschaffenheit, des Zusammenhanges dieser Gebilde erweitert; Glaube an Gott, Freude in Gott, Vertrauen auf Gott, Gefühl des Glückes und der Würde des eignen, von Gott gegebenen, und erhaltenen Daseyn's, Liebe zum eignen Daseyn in diesem Gefühl, gleiche Empfindung und Liebe des Daseyn's Anderer, sind dem weiblichen Herzen, der weiblichen Seele natürlich, nothwendig. Sie sind die Wonne des Glücks und der Trost der trüben Tage des Weibes.

Das Dogmatische und Symbolische in der Religion zu ergreifen, muß unser Geschlecht sich hüten. Es hat zu wenig Geistesstärke, als daß es jenem gewachsen wäre; zu viel Einbildungskraft, nicht durch dieses von der wahren Religiosität in Schwärmerei und Mysticismus verführt zu werden; und zuviel Gemüth, nicht durch beides in Fanatismus zu gerathen.

Die Religion der Frauen sey in Bezug auf den Erlöser, was sie in Bezug auf Gott ist, Entzücken der Seele, bei jener höchsten, denkbaren Vollkommenheit, bei jener Kraft, Gegenwart und Hoheit des Geistes, jenem Schwung, jener unergründlichen Liebe und Weichheit des Herzens, jener göttlichen Einheit und Gewalt der Seele, in Christus; sey Liebe zu ihm,

Ergebung an seine Lehre, Liebe der Menschen in seinem Geiste, und im Geiste seiner Lehre, die an uns Alle ergangen ist.

In jenem erwähnten Sinn waren die vorzüglichsten Frauen, jedes Glaubens, und vom verschiedensten Charakter religiös: keiner hat diese Eigenschaft, mögte ich nicht sagen, dieses Glück der Seele gefehlt.

Die Religiosität Maria Theresia's ist bekannt. Frau von Staël, Protestantin, und ein fast entgegengesetztes Wesen in ihrer Trefflichkeit, betete mit Entzücken, wenn sie in der Nacht erwachte, jenes Gebet, das der Herr seinen Jüngern lehrte; das in seiner bewunderungswürdigen Einfalt und Kürze, alle Verlangen der Menschenseele und des Menschenzustandes erschöpft; und von dem sie so einfach und herzlich im Vergleich zu andern Gebeten sagte: »das Vaterunser ist mir lieber als das Alles!» Wie schön ist Alles, was in ihren Schriften von der Freude im Gedanken an Gott, vom Aufenthalt in Kirchen, vorkömmt!

Mit den Worten, worin Maria Wolstonecraft echt weibliches religiöses Gefühl ausdrückt,*) sey mir erlaubt diese Blätter zu ehren: »Was mag uns,« sagt sie, »mit Ehrfurcht vor uns selbst beseelen, als

*) A vindication of the rights of men p. p. Pag. 95.

Ehrfurcht vor dem Wesen, dessen ohnmächtiges Ebenbild wir sind? Der gewaltige Geist schwebt über dem Wasser, die Verwirrung vernimmt seinen Ruf, und das gequälte Herz hört auf vor Angst zu pochen: Vertrauen auf Gott betete es zur Ruh. Bewußtseyn von Würde kann uns über Verleumdung erheben, und Kühnheit verleihen, den Stürmen der Widerwart zu trotzen, wir steigen in unsere eigene Achtung, durch eben jene Stürme, deren Spiel wir sind. Aber wenn Freunde uns mißhandeln, und dem Herzen die Stütze fehlt, an die es sich liebevoll lehnte; wohin soll der Schmerz der Zärtlichkeit sich wenden, als zu dem, der Herz und Nieren prüft!«

»Und hat der Tod die Gegenwart verödet, die Freunde unsrer Jugend uns entrissen; wandeln wir den gewohnten Pfad, und dünkt uns die Natur fast erstorben, und fragen wir: wo bist du der diese wohlbekannten Scenen einst belebte? Erhöht Erinnerung die Lust der Vergangenheit im Gegensatz zur Gegenwart — da ist nur eine Quelle des Trostes uns erreichbar — und in himmlischer Einsamkeit scheint die Welt nichts zu umfangen, als den Schöpfer und das Geschöpf, von dessen Wonnen er der Urquell ist.«

Margarethe von Valois, berühmt durch Talent, Schönheit, Ueppigkeit, des Ruhmes werth, durch die Unverdorbenheit der Seele, welche sie, die Tochter Katharina's von Medizis, von den greulich-

sten Menschen, Anschlägen, Handlungen umgeben und darin verwickelt, bewahrte, drückt ähnlicherweise die Art aus, wie das weibliche Herz Gott empfindet, wie dessen Ahnung die weibliche Seele entzückt. Sie spricht von einer Gefangenschaft, welche sie während der Regierung ihres dritten Bruders überstanden, und sagt *) bei Erwähnung der Befriedigung, die ihr während derselben das Lesen verschafft: »denn das danke ich dem Glücke, oder vielmehr der göttlichen Vorsehung, daß sie mich schon von da an ein so wohlthätiges Mittel kennen lehrte, wider das Leiden, welches mir in der Zukunft bereitet war; das mich auch zur Andacht führte, indem ich in jenem schönen allgemeinen Buch von der Natur so viele Wunder ihres Schöpfers las. Jede wohlgeartete Seele nämlich, diese Erkenntniß zu einer Leiter machend, deren letzte, höchste Sprosse ihr Gott zeigt, wendet sich zur Anbetung jenes wundervollen Lichtes und Glanzes, jenes unerforschlichen Wesens, und mag bald, im vollendeten Kreislauf immer dahin zurückkehrend, nichts mehr, als nur diese homerische Kette, diesen anmuthigen Inbegriff der Dinge folgen, der von Gott ausgeht, in dem aller Wesen Ursprung und Ziel ist.«

---

*) Les mémoires de la Reine Marguerite. Paris. MDCXXVIII. Livre II. Pag. 149.

»Die Trauer aber erweckt, im Gegensatz der Lust, welche die Gedanken unseres Willens außer uns selbst richtet, unsere Seele in sich selbst. Die, alle ihre Kräfte sammelnd sich des Uebels zu entladen und des Glückes theilhaftig zu werden, denkt und überdenkt, wie das höchste Glück zu erlangen sey, bei dem sie mit Zuverlässigkeit Ruhe finde? welches gute Gedanken sind der Vorbereitung zur Erkenntniß und zur Liebe Gottes.«

In beiden angeführten Stellen ist die Religiosität nur als ein Trost im Leiden betrachtet; und allerdings ist sie den Frauen vorzüglich als solcher nothwendig.

Der Mann, der — durch Entwürfe des Geistes, Erkenntniß der Dinge, der Ursachen, der Wirkungen, durch umfassende Berechnung von Ursach und Wirkung, überlegene Fähigkeit zu Veranlassung beider, — Begebenheiten schafft und leitet, insofern dies Gott dem Menschen übergab; ist, welcher Rückblick auf die höhere Waltung, die über alle Menschenmacht geht, und vor der dies Alles zu Staub wird, ihm eigen seyn mag, sich selbst doch ein kleiner Gott. Er übersieht Gefahr und Rettung; kämpft um diese, und handelt bis zum Untergang.

Die Frau, ihrer Natur und Lage nach bestimmt, durch die Begebenheiten zu leiden, ohne unmittelbaren Einfluß darauf, selbst bei der Fähigkeit zu die-

sem; ohne ein rechtes Maß der Einsicht über drohende oder hereingebrochene Gefahren, das der Lebhaftigkeit ihrer Phantasie Schranken gäbe; verletzbarer in ihrem zarteren Gefühl, als der Mann; verletzbar in ihrem Mitgefühl aller Empfindungen, und zumal im Mitgefühl der Empfindung des Leidens; verletzbarer durch die Liebe ihres Herzens, welche macht, daß sie mehr Gegenstände als jener, und die geliebtesten mit unbegränzter Zärtlichkeit umfaßt: die Frau bedarf des Glaubens an die unerforschliche Macht der Weisheit und Barmherzigkeit, in deren Hand die Begebenheiten stehen, an ihre Waltung der Dinge, um Fassung zu behaupten in Gefahr und Noth; um bei widerwärtigen Schicksalen, ihre Geliebten aufzurichten durch Muth, sie in Hoffnung zu trösten, oder, der Natur erliegend, vor jener Macht das gequälte Herz zu ergießen, dessen Zagen und Pein das Leid Derjenigen vermehrten, welche unter den Menschen ihr die Nächsten wären zur Mittheilung und zur Tröstung.

Sie bedarf des Entzückens der Seele, bei dem Gedanken an Gott, das selbst dem Gefühl der Beziehung zu ihm durch Trübsale eine Süßigkeit giebt, das in der durch Trübsale genäherten und nahe erhaltenen Vorstellung Gottes, eine Wonne des Schmerzes genießt, welche mit der Gewalt des Schmerzes bis zur Begeisterung steigen kann.

Aber die Frau bedarf der Religiosität auch zur letzten Beseelung ihres Lebens, zur Haltung im Glück.

Der Thätigkeit und dem Vergnügen des Mannes wohnen Unendlichkeit und Reichthum der Dinge bei.

Die beschränkte Thätigkeit des Weibes, die kleinen, einfachen weiblichen Freuden, gewinnen durch die stets gegenwärtige Vorstellung vom Verhältniß des Menschen zu Gott, seiner beengtesten Lage zur Vorsehung Gottes, eben jene Unendlichkeit, eben jenen Reichthum, nach welchen die menschliche Natur verlangt.

An jedem erreichten Erdenziel, sey's auch das Ziel des innigsten Wunsches, erwartet den Menschen der Schmerz der Endlichkeit. Der Augenblick der Erreichung ist ein Taumel; der nächste der Besinnung, der erste des Genusses, bringt die Frage: war es nur Dies, was alle Kräfte der Natur zu seiner Erreichung spannte, als wäre hierin alles Genügen der Seele vereint? — bringt ein Gefühl von Leere, und die Wehmuth eines förderen Strebens.

Das höchste erlangte Glück hat wesentlich keinen Gewinn für den Menschen, als den, daß es seine Kräfte frei giebt für ein höheres, mehr entwickeltes Streben.

Aber, indem das Gefühl hinzukommt, es sey eine Gabe von Gott; ein huldreicher Wink zur Er-

füllung neuer Bestimmungen seiner Weisheit; ein überschwänglicher Lohn, ein gnädiges Zeichen ihm wohlgefällig erfüllter früherer: verschwinden Taumel und Schmerz der Endlichkeit. Ein Gefühl heiligen Zusammenhanges, unerforschlicher Bestimmung, tritt tiefberuhigend ein, und giebt in der Wonne die Haltung, die es im Schmerze verlieh.

Muth.

Der Muth der Frauen ist ein anderer, als der männliche Muth. Der männliche Muth zeigt sich im Handeln, der Muth der Frauen im Dulden und Vertrauen. Dem Mann soll das Unwahrscheinlichste nicht unmöglich dünken, wenn es gilt den Idealen seiner Seele Wirklichkeit zu geben; seine Erkenntniß, seine Empfindungen, seine Gesinnung zur allgemeinen Erkenntniß, Empfindung, Gesinnung zu machen. Er soll Widerstand und Gefahr dabey nur berechnen, nicht davor zagen.

Die Frau darf Widerstand und Gefahr, zu deren Berechnung so wenig, als zu deren Abwehr und Ueberwältigung die Natur ihr hinlängliche Kräfte gab, nicht hervorrufen; aber sie soll auch nicht davor zagen, sobald es die Erhaltung der Lauterkeit ihres Selbstbewußtseyns, die Verwirklichung der Idea=

le ihrer Seele, innerhalb des ihr von der Natur angewiesenen Kreises der Häuslichkeit, die Beschirmung und das Wohl der Gegenstände ihrer Zärtlichkeit gilt.

Die Frauen unserer Tage brauchen den Muth, zumeist wieder die Lockungen des Vergnügens und der Bequemlichkeit. Ihnen zu widerstehen, wo sie sich darbieten, um die Lauterkeit des Gewissens zu bewahren; das Ideal der Häuslichkeit zu erhalten, die anvertrauten nächsten Bedürfnisse der Gegenstände der Liebe und Fürsorge nicht zu versäumen; darin zeigt sich echter weiblicher Muth. Vielleicht ein echterer, als bei größeren Anlässen, deren Vorstellung die Phantasie entzündet, deren Drang das Blut stürmisch bewegt und alle Kräfte in Spannung setzt, in mehr scheinbaren Thaten eines gleichsam berauschten Gemüthes.

Die Zeiten der Penthesileen, Clelien, und Johannen, sind mit der Heroenzeit des Alterthums und Mittelalters verschwunden. Ein großer Nachtheil unserer Romanenlektüre und unserer Bühne besteht darin, daß sie hierüber die Einsicht verwirren und die Phantasie auf Lagen spannen, in welche das Geschöpf wohl nimmermehr geräth. Manchem Mädchen, und mancher jugendlicher Frau unserer Tage, schwillt das Herz bei dem Gedanken, wie die Jungfrau von Orleans ihr Vaterland zu retten, wie Johanna von Montfaucon ihre Burg zu vertheidigen, den Todfeind

ihres Geliebten niederzustechen: die sich keine Lüge versagt, um eine Zusammenkunft mit einem Liebhaber, wider Willen ihrer Aeltern zu halten; die es sich keine Stunde Schlaf kosten läßt, ein Geschäft zu besorgen, das zur Ordnung ihres Hauses dient; die keinen Wunsch eines kostspieligen Putzes, der das Vermögen ihrer Aeltern, ihres Gatten, übersteigt, aufopfern könnte; kein Vergnügen, um an dem Krankenbette geliebter Verwandten und Freunde zu wachen, oder deren Einsamkeit zu erheitern; deren Muth den Schmerz des eigenen Mitgefühls nicht zu besiegen vermag, daß sie das Grausen manches Anblicks ertrüge, um die damit verbundenen Leiden Andrer zu erleichtern.

Wenn ungewöhnliche Lagen einen mehr in die Augen fallenden Muth von Frauen heischen: dürfen sie ihn, nach Maßgabe der Kräfte des Handelns, welche die Natur ihnen zu Theil werden ließ, beweisen, ohne die Weiblichkeit zu verletzen; aber sie können solche Lagen da ohne nicht herbeiführen,

Margaretha von Anjou, welche, während Räuber um ihren Schmuck stritten, ihren Sohn in den Armen nahm und ihn in das Dickicht des Waldes rettete *); die Frau von der Wart, Gemahlin des Erziehers Johann's von Schwaben, dem der Mord

*) Woltmanns Werke V. Lieferung II: Theil.

Kaiser Albrechts unschuldigerweise das Leben kostete, welche ihren Mann im Tode nicht verlassend, unter dem Rade saß, auf dem er mit zerschmetterten Gebein verschied, bis seine Todesstunde vorüber war *); Lady Algernon Sidney, die ihrem Gemahl bei dem Prozeß des Hochverraths, der sein Leben bedrohete, und seinen Tod zur Folge hatte, still und mit Geistesgegenwart, im Angesicht seiner Feinde, und der Verfolgungen, die er von ihnen litt, als Sekretär zu dienen vermochte **); Maria Theresia, als sie ihren Sohn den Ungarn zeigte, und Rettung seiner Erblande für ihren König von ihnen forderte: kamen in Lagen, mehr als weiblichen Muth zu beweisen. Aber auch ähnliche Lagen fordern in der Regel von den Frauen, mehr den Muth zu leiden, als den Muth zu handeln, der auch mehr in der weiblichen Natur liegt.

Das eigene Verlangen des Daseyns und Glückes der Geschöpfe; die Ueberzeugung der Seele von der allwaltenden Vorsehung Gottes, geben eine Kraft des Vertrauens und der Hoffnung, die mehrentheils eben am Rande aller Hoffnung, eine unerwartete, in Einfachheit und Natürlichkeit wundervolle Hülfe, wie unmittelbar aus göttlicher Hand rechtfertiget. Beschämung des Zagens und handgreifliche Lehre, wie

*) Müllers Schweizergeschichte.
**) Sur la revolution Française par Madame de Staël.

gering des Menschen Gewaltigstes und Größtes, in der Leitung der Vorsehung sey!

In solchem Vertrauen, solcher Hoffnung, sind Stützen des männlichen Muthes, ist eine Erheiterung und Beruhigung des männlichen Geistes bei Noth und Gefahr, wie sie der Mann nicht aus sich selbst schöpfen kann; wodurch er gestärkt, und zu jeder möglichen Rettung befähigt wird.

Es giebt kein lieberes Bild, als ein solches Weib mit stillem Blick und Lippen, in Noth und Gefahr zurückgezogen in das eigene Innere, wo die Bäche des Trostes quellen; und man entdeckt diesen Muth oft bei Frauen, in denen man ihn gar nicht erwartete.

Eine Frau, die ich kannte, unbedeutend an Geist, vernachlässigt der Bildung nach und durch ihre Verhältnisse; frivolem, gesellschaftlichen Vergnügen ergeben; doch einfach, stark und wohlwollend von Herzen, erzählte einst: wie nahe vor der Wendung zum Abhange eines steilen Berges, hart am Ufer der Donau, die Pferde eines Wagens, in welchem sie mit zwei Kindern einer Freundin gesessen, durchgegangen wären, und den Kutscher, der, nebenher laufend, nicht vermocht hätte sie zu halten, geschleift. Man fragte: was sie gethan? »Ich nahm die beiden Kinder, jedes in einen Arm,« sagte sie, »machte das Kreuz über sie und mich, schloß die Augen und befahl uns Gott.« Das war echter weiblicher Muth!

Hart vor der Wendung des Abhanges brach der Spannnagel; der Wagen lag, die Pferde stiebten hinunter, und Niemand war beschädigt.

Unvergleichlich stellt solchen Muth, im Leiden und Handeln, und nach den echtesten Motiven, die ihn erzeugen können, Walter Scott im Character der Jenny, in seinem Roman »der Kerker von Edimburg« dar. Das Buch ist überhaupt jedem weiblichen Geschöpf als ein Handbuch sittlicher Bildung zu empfehlen.

Häuslichkeit.

Die Liebe zum Leben im häuslichen Kreise, die Beschränkung auf denselben, die wir Häuslichkeit nennen, ist keine unbedingte Tugend, aber in der Regel das Zeichen tugendhafter Stärke und Gesundheit der eigenthümlichen weiblichen Vermögen, eine Bürgschaft für deren naturgemäße Entwickelung, für die Erhaltung ihrer Gesundheit und Kraft.

Nur das Haus sichert, wie wir gezeigt, der Thätigkeit aller, nach Art, Maß, Zusammenhang derselben, entsprechenden Stoff, entsprechende Verhältnisse; und nur mittelst Thätigkeit können sie alle zu vollendeter Ausbildung gedeihen. Nur das Haus bewahrt sie auch vor jedwedem Verderben, womit, un=

ter andern Verhältnissen, ihre Eigenthümlichkeiten bedrohen.

Noch ein Blick auf jenen Bezirk sey vergönnt, als Beleg zur letztern Behauptung und weil es Freude macht, ihn zu betrachten.

Jene immerselben Räume entlehnen vom Wechsel und von der Neuheit keinen Reiz als den, welcher aus dem Tausche des Aufenthaltes in dem einen, mit dem in einem andern von ihnen, aus ihrer erneuten Reinlichkeit und Ordnung, aus der süßen Wiederkehr von Schatten, Licht, Jahreszeiten in der Natur; aus den traulichen Gewohnheiten des Lebens, den Veränderungen der Umgebung, welche hiemit zusammenhängen, folgt. Der erloschene Tag athmet in ihnen gleichsam noch im Morgenlichte des zukünftigen. Die Geister zahlloser früherer Tage ziehen durch sie hin; sie werden zahllose folgende umfangen: Vergangenheit und Zukunft fließen in der Gegenwart dieses stillen Gebietes zusammen zur Mitte eines hellen Stroms. Es ist beseelt durch Erinnerung und Hoffnung und als die Heimath der Geliebtesten. Es ist geweiht durch die Möglichkeit des Bewußtseyns, daß es keine Schuld sah und verbarg und keine sehen und verbergen wird: so lange es die eigene Häuslichkeit umfängt.

Nur wenige und dieselben Personen vereint es, unter denselben Verhältnissen, in ähnlicher Wieder-

kehr der Gegenwart, zu denselben Genüssen und Geschäften.

Keine lebhafte Bewegung erregt der gewohnte, gesicherte, wechselseitige Anblick; doch eine Reihe, größtentheils freundlicher Erinnerungen, oft aus dem Nebel des frühesten Bewußtseyns sich erhebend, in welchen ihr Inneres gleichsam sichtbar erscheint, begleitet denselben. Nähe und Gegenwart verhindern unter ihnen die Möglichkeit von Schein und Hehl, Ueberschätzung oder ungerechter Geringschätzung; ihr Augenblick der Trefflichkeit und ihr Augenblick des Mangels halten einander das Gleichgewicht im gegenseitigen Urtheil; nichts ist verklärt durch den Nimbus der Unbekanntschaft, oder Ferne, oder des Verlangens; nichts ist gereizt durch Unsicherheit.

Die Verhältnisse unter den Hausgenossen sind einfach und bestimmt. Es kann kein Irrthum walten über Dasjenige, wozu sie berechtigen, wozu verpflichten. Sie ruhen fest am Anker der Natur und der geachtetesten bürgerlichen Gesetze. Nichts Fremdartiges hat Theil daran. Ehrsucht, Eitelkeit, Habsucht, Wollust, können durch sie nur auf die dürftigste Befriedigung rechnen, wenigstens unmittelbar, und im Kreise der Häuslichkeit selbst; auf keine, welche nicht die Liebe sichern müßte, die also durch gewaltsame Mittel zu erreichen wäre. Sie können ihrer Befriedigung hier auch nicht nachgehen auf Wegen der Heu=

chelei und Arglist, ohne Gefahr entlarvt zu werden: oder, überflügelt und beschämt, von dem, was echte Liebe, aus aller Fülle ihrer Lebendigkeit, absichtslos thut.

Der Hoffnung ist mäßiger und vernünftiger Raum; der Furcht sind Grenzen. Wer hoffte nicht mit Recht immer mehr von der Liebe, die alle Tage wächst, vom Fleiße, dessen Gut, von jeder Kraft, welche durch Uebung sich täglich mehrt, und wessen ausschweifende Hoffnung mäßigten nicht vollkommene Kenntniß der Personen von denen, der Verhältnisse unter denen von ihnen zu hoffen steht? wessen Furcht würde nicht eben dadurch, nicht durch das Bewußtseyn der Neigung oder Verpflichtung gemäßigt?

Die Genüsse, welche das Haus bietet, sind an die Zwecke der Erhaltung des Lebens, der Behaglichkeit des Lebens, und der Erhaltung der Kräfte zur Lebensthätigkeit geknüpft. Sie sind durch diese Zwecke, und durch die häuslichen Verhältnisse bedingt. Alle Theilgenossen einer Familie müssen sie einander verschaffen, von einander verschafft, empfangen. So begleiten sie Mäßigkeit und Einfachheit. Sie verbinden mittelst des allerstolzesten und des allerdemüthigsten der menschlichen Gefühle, des Gefühls vom Bewußtseyn der eigenen Kräfte und der eigenen Bedürftigkeit, den Trefflichstbegabten und der Aermlichstbegabten derselben untereinander, und vereint an Gott.

Die häuslichen Geschäfte beziehen sich auf die häuslichen Genüsse; die einzige Erziehung der späteren Kindheit ausgenommen. Es ist in ihnen so wenig Anlaß zu Leidenschaft, Irrthum und Unrecht, als in den häuslichen Verhältnissen. Sie sind mühelos und mechanisch. Sie lassen Geist und Herz frei, allen möglichen Vorstellungen und Gefühlen nachzuhängen; und führen und ziehen, aus der Weite und Ferne, worin beide sich verloren haben mögen, sie still und sicher zurück in das Gebiet, dem ihre Thätigkeiten eigenthümlich angehören, und ketten sie an dasselbe.

In diesem Elemente des Daseyns bleiben die Frauen bewahrt vor den Verwüstungen der Zerstreuung, womit die Fülle, der Wechsel der Eindrücke beim gesellschaftlichen Leben, oder bürgerlichen, in Schmerz oder Freude, ihre Erregbarkeit bedrohen.

Die geringe Zahl, die Unwandelbarkeit, die Bestimmtheit der Erscheinungen und Verhältnisse, geben hier ihren Vorstellungen die Klarheit, Ordnung, Stätigkeit, deren sie nicht aus eigener Geisteskraft, in bunterer, bewegterer, wechselvollerer Umgebung theilhaftig werden könnten. Hier darf ihr Herz, darf ihre Sinnlichkeit, Theil nehmen an Erscheinungen und Verhältnissen. Sie sind gesichert vor dem Erwachen blinder, regelloser, Triebe; vor Gefahren und Fehlern des Irrthums, denen sie, in

Verhältnissen des gesellschaftlichen oder bürgerlichen Lebens, bei den dortigen Anlässen zu beiden, bei dem Mangel ihrer Natur an durchgängiger Geisteskraft, bei der Theilnahme der Sinnlichkeit und des Herzens an ihren Vorstellungen, bei dem Ueberwiegen des Herzens in ihrer Vernunft unterworfen wären. Gesichert vor der Heftigkeit, zu welcher die Größe und Unsicherheit der Interessen in eben jenen Verhältnissen die Triebe steigern; vor der Leidenschaft, mit welcher kein Glück verträglich ist, weil kein Stoff und kein Zweck ihrer Gewalt entsprechen; die, von sich selbst auf sich selbst zurückgeworfen, sich im eigenen Brande verzehrt, und nur Oede schafft und zurückläßt.

Nichts stört im Hause in ihrem Innern und um sie her die Stille, welche das Urbild der Erscheinungen im klaren, dunkeln Spiegel der Seele sichtbar werden läßt. Sie genießen hier das Glück, dessen der Mensch als Grundzustand seines Daseyns bedarf, das immer zwischen uns und der Außenwelt schwebt; oft, eben durch den Besitz der Dinge, worin wir es gesucht zerstöret wird, wenn er das harmonische Verhältniß zwischen unsren Kräften und dem Stoff und den Zwecken unsrer Thätigkeiten aufhebt.

Aber alle Wohlthaten, welche die weibliche Tugend der Häuslichkeit dankt, muß sie derselben erweisen. Nur sie kann aus dem häuslichen Daseyn den Zustand des Genügens und der Beseeltheit schaffen,

in welchem der Mensch zu unverkümmertem Nutzen und Genuß seines frühesten Lebensalters, und der glücklichsten Stunden der folgenden gelangen kann.

Wie ein Baum die Atmosphäre reinigt, ihre Aetherbläue hebt, ihrer Trübe Abwechslung giebt, sie mit lebendigem Gesäusel füllt; den Boden schmückt, beschattet, fruchtbar macht, mit herabgeworfenen Blüthen und Blättern, welche seinem Wuchs Gedeihen gaben: so geschieht dem Hause von der Tugend der Frauen.

Es giebt eine Häuslichkeit der Trägheit, der Feigheit, des Stumpfsinnes, die von den lebhaften und schonungslosen Anforderungen der Menschen und des Augenblicks im gesellschaftlichen oder bürgerlichen Leben, gern zurückweicht in die Stille, Nachsicht und Sicherheit des häuslichen Bezirks.

Sie wird dessen Enge zum Kerker, dessen Einförmigkeit zur Langweiligkeit, dessen Einfachheit zur Oede, seine Baarheit und Natürlichkeit zur Brutalität entwürdigen. Nicht der Augenblick, nicht die Menschen, rächen hier, was den Anforderungen entzogen wird, oder ihnen nicht genügt: der ganze Zustand rächt es, mit langsamer, doch schonungsloser Vergeltung.

Wer ein Verhältniß zu einem weiblichen Wesen auf dessen Häuslichkeit gründen will; prüfe, ob sie echt, und nicht nur diese Aftertugend sey?

Erregbarkeit und Lebendigkeit.

»Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert;
Also die fühlende Seele der Frau.«

Schiller.

Ein Zustand, wie der kaum beschriebene, wo Umgebung und Verhältnisse dieselben bleiben; Alles beschränkt ist, bekannt, bedingt, leicht und gesichert: regt die Kräfte nicht lebendig auf. Das Wesen, dem er von der Natur und der bürgerlichen Gesellschaft zur Sphäre des Daseyns angewiesen ist, braucht eigener Erregbarkeit und Lebendigkeit, der Gleichgültigkeit zu begegnen, welche dadurch in seine Existenz gebracht werden könnte, so wie ihn selbst vor Stockungen zu bewahren.

Unbedeutende Anlässe müssen die Kräfte der Frauen in Thätigkeit setzen; jede einzelne derselben, in Bewegung gesetzt, muß die übrigen aufregen, sie müssen durcheinander in Schwingungen erhalten bleiben.

Eine kleine Veränderung an denselben Gegenständen, eine augenblickliche, zufällige Beziehung in demselben Verhältniß, sollen beide für sie zu andern machen. Die unbedeutenden Zufälle, welche das Leben überall hin verstreut; welche, wie bunte Schmetterlinge durch die geschlossensten Thäler, um seine einsamsten Lagen gaukeln; eine unwichtige Begeben-

heit, eine unbedeutende Erwartung, sollen sie beschäftigen, spannen; Hoffnung und Freude, Furcht und Schmerz bei ihnen erregen. Sie sollen immer zugleich den Eindruck empfangen, denken, fühlen; an die unwichtigste Vorstellung die wichtigste, an das leiseste Gefühl das gewaltigste ketten; Erinnerung und Hoffnung mit dem Augenblick der Gegenwart zusammenfassen als Tropfen vollständiger Zeit, zusammenleben als Augenblick vollständigen Daseyns.

Die mäßigen und bedingten häuslichen Genüsse müssen hinreichen, ihr sinnliches Verlangen zu erwecken. Sie müssen Reiz, Fülle, Unendlichkeit gewinnen, durch die Theilnahme der Phantasie, des Mitgefühls, der Liebe daran; durch die Befriedigung des Sinnes dabei.

Dasselbe ist der Fall mit der häuslichen Thätigkeit; mit den unbedeutenden Zwecken, worauf sie sich im Einzelnen die weiblichen Geschäfte beziehn. Sie scheinen immer Aufschub zu ertragen; ertragen mitunter und bis zu einem gewissen Grade wirklich Aufschub, gleichwohl erbaut sich aus ihnen der wichtige Zweck der Häuslichkeit; beruht die Erreichung desselben auf ihrer ungesäumten Erfüllung.

In der Beziehung, welche sie auf die Liebe haben; in der raschen Vorstellung der Folgen, welche sich daran knüpfen; endlich in der Befriedigung des

Sinnes durch ihre pünktliche Vollendung, durch die Vollkommenheit der Gegenstände, die sie hervorbringen, muß ein keineswegs läppischer Antrieb zu Eifer und Fleiß dabei liegen.

Ohne Erregbarkeit und Lebendigkeit der Frauen gedeiht kein Kind zu vollständiger, physischer und moralischer Entwickelung; mangelt dem Manne die physische Kraft zu den bürgerlichen Geschäften, und viel wesentlicher (denn jene läßt sich anderweitig als im häuslichen Kreise ersetzen) mangelt ihm die moralische Kraft, welche er aus dem Dagewesenseyn in einem behaglichen, lauteren, beseelten Zustand, der gesicherten Rückkehr in denselben, schöpft; der Einfluß einer solchen Existenz auf seine Vorstellungen und Gefühle; der Sporn zur Anstrengung bei seinen eigenthümlichen Arbeiten, welcher darin liegt, daß deren Erfolge jenen Zustand bereichern, verschönen, lohnen, ihn sicher stellen, oder allgemeiner machen sollen.

Außerdem ergänzen Erregbarkeit und Lebendigkeit der Frauen eine Lücke in der männlichen Auffassung. Sie führen dem Mann ein ganzes Gebiet von Erscheinungen zu, welche er, als seiner Kraft zu gering, nicht beachten würde, sie machen ihm Beziehungen zwischen den Erscheinungen bemerkbar, welche seiner isolirten Auffassung entgingen.

Eigentlich sind beide nur tugendhafte natürliche

Eigenschaften; doch Vernunft und Wille sind nicht so ganz ohne Einfluß darauf, daß sie nicht zu den Tugenden zu zählen wären.

Zartheit und Feinheit.

Alles letztere gilt auch von der Zartheit und Feinheit, den innigst mit der Erregbarkeit und Lebendigkeit verschwisterten; welche im Grunde nur eine Eigenschaft in doppelter Beziehung darstellen, in Bezug auf Gemüth und Geist; auf das sinnliche Gefühl und die übrigen Sinne. Auch die Zartheit und Feinheit der Frauen ergänzen eine Lücke in der männlichen Auffassung der Dinge; auch sie sind eigentlich nur tugendhafte natürliche Eigenschaften, welche Vernunft und Willen zu Tugenden bilden können.

An der Zartheit und der Feinheit besitzen die Frauen Ersatz für die ihnen versagte Stärke der Denkkraft. Sie fühlen und spüren und hören und sehn, was der Mann beobachtet und schließt. Ihr Urtheil ruht auf der Vollkommenheit des sinnlichen Eindrucks, den sie empfangen, und der dadurch in ihnen vermittelten Vorstellung so sicher, als das männliche Urtheil auf den Scharfblick der Beobachtung, die Bündigkeit der Schlüsse des männlichen Geistes. Hat es nicht die Regelrechtigkeit von diesem, hat es mehr plötzliche und individuelle Wahrheit.

Zartheit und Feinheit sind das noli me tangere des weiblichen Wesens; dessen Kraft, sich der leisesten verletzenden Berührung zu entziehen; den augenblicklichen Tod eintreten zu lassen, der außer Verbindung mit der Umgebung setzt: die, den Frauen so nöthige im gesellschaftlichen oder bürgerlichen Leben.

Zu der Bewegung, welche Erregbarkeit und Lebendigkeit der Frauen in das häusliche Daseyn bringen, gesellen sie einen intensiven Reichthum und Wechsel.

Sie lassen an den Dingen die unbedeutendsten Eigenthümlichkeiten wahrnehmen, Veränderungen, welche im Augenblicke entstehn und verschwunden sind. Die einförmige Wiederkehr von Schatten, Licht und Jahreszeiten in der Natur, ist ihnen ein Quell unendlicher Mannigfaltigkeit. Die leisesten Wechsel des Schalles in der Stille, des Lichtes, der Bewegung, der Wärme, des Duftes in der Atmosphäre, mit ihren unerschöpflichen gemeinschaftlichen und Wechselwirkungen, entgehen ihnen nicht. Sie nehmen die unbedeutendsten Eigenthümlichkeiten und Veränderungen an den Personen, in den wechselseitigen Beziehungen derselben wahr. Sie machen die kleinen Züge der Trefflichkeit bemerkbar, die so wie Bäche den Strom liebevoller Gefühle schwellen; die kleinen Unziemlichkeiten, die so wie Dornen nur unbedeutend verletzen, doch überall, und immer wieder verletzend,

durchaus verwüstend sind. Ordnung, Reinlichkeit, Zulänglichkeit, Zweckmäßigkeit, die Aechtheit der Dinge, die Gehörigkeit der Thätigkeit und jegliches gegenseitigen Benehmens der Personen in einem Hausstande, Alles worauf die Trefflichkeit eines solchen beruht, dienen sie wesentlich zu bewirken.

Erregbarkeit und Lebendigkeit, Zartheit und Feinheit der Frauen, sind im Hause wie die Sonne, vor der alles Mißgestaltete, Unrechte, Mangelhafte sich scheut; an die alles Gute, alles Bedürftige und Kranke sich drängt, belohnt zu werden, gelabt und getröstet, wenn ein lauterer Sinn, wenn

Mitgefühl, Liebe und Güte

sie begleiten.

Ich nenne diese Tugenden vereint; da sie, getrennt, kaum denkbar sind; da das vollkommene Mitgefühl mit Freude und Schmerz, die Liebe zur Folge hat, und die Güte, den Inbegriff der Handlungen beider.

Das einzelne menschliche Daseyn ist ein so unbedeutender Punkt, daß jeder Sterbliche trachtet, ihn sich zu erweitern und bereichern, durch andere, allgemeine oder persönliche Interessen, die er zu Interessen seines Daseyns macht. Dem Manne gab die Natur hiezu Geist, Willen und physische Kraft; der Frau Mitgefühl, Liebe und Güte. Jener soll vorzüglich

durch allgemeine, abstracte Interessen, seine Existenz, diese, die ihrige durch persönliche, bereichern und erweitern. Eine Frau ohne Güte, Liebe und Mitgefühl, ist wie ein Mann ohne Geist und Kraft.

Die Natur hat auf jene Tugenden der Frauen gerechnet, und das bürgerliche Leben zählt nicht minder auf sie: jene, indem sie ihnen die Bestimmung des Mutterseyns gab; dieses, indem es ihnen das Haus, auf welche es sich selbst stützt, zum Berufskreis anwies, dem zunächst sie Gehalt verleihen müssen. Die häuslichen Geschäfte sind Handlungen der Güte, die häuslichen Freuden sind Freuden der Güte.

Ihre Erregbarkeit und Lebendigkeit können den Frauen selbst und der Menschheit wenig nützen, wenn Mitgefühl, Liebe und Güte nicht erregbar und lebendig in ihnen sind. Sogar ihr Zartgefühl, ihre Feinheit, die ideale Stärke ihres Sinnes, würden, ohne dieselben, ihnen nur Anlaß zur Unzufriedenheit mit Menschen und Begebenheiten, zur Ungerechtigkeit wider beide seyn. Ein Beispiel von der Nothwendigkeit der Verbindung jener Tugenden mit großer idealer Seelenstärke erscheint bei Männern, welche diese besitzen, ohne verhältnißmäßige Kraft jener. Sie verfallen dadurch in Grausamkeit und Grimm, wie Tiber*); oder in Menschenhaß, wie in unsren Tagen

*) Siehe die Entwickelung vom Charakter Tibers in Woltmanns Aufsätzen über Leben, Geist und Werke des Tacitus.

der am meisten ideale gesinnte unter den Dichtern, vielleicht unter den Männern, Lord Byron.

Der Mann soll den allgemeinen oder abstracten Interessen, welche er zu den seinen macht, die persönlichen unterordnen, welche gegen jene in Widerspruch treten.

Frau von Staël, die von Buonaparte erwartet, er werde den Feldzug nach der Schweiz aufgeben, weil sie ihm vorstellt, welches Familienglück derselbe zu Grunde richten würde, handelt einmal unschicklich; denn nur in Verhältnissen der Liebe, der vertrautesten Verwandtschaft oder Freundschaft, ziemen ähnliche Vorstellungen gegen Männer den Frauen. Sie handelt ferner thöricht: denn Buonaparte wäre kein Mann gewesen, hätte er sich durch solche Vorstellungen bewegen lassen.

Frau von Staël, welche, sie bei Seite stellend, still der Spur seines Zuges gefolgt wäre; mit ihren großen Reichthümern, ihrer Beredsamkeit, allen Mitteln ihres vorzüglichen Wesens, das durch jenen Zug zerstörte Familienglück herstellend, würde als eine große Frau gehandelt haben, und zugleich im Sinne der Natur und der bürgerlichen Gesellschaft mit dem weiblichen Geschlecht.

Die Natur übergab demselben die Erhaltung und Wiederherstellung des Einzelnen, das der Lauf

der männlichen Thätigkeit nicht schonen kann. Sie hätte außerdem so, ihrer politischen Opposition gegen Buonaparte einen weiblichen Charakter gegeben. Die einzige Opposition, welche die Frau gegen den Mann behaupten darf, ist die indirecte höherer sittlicher Würde ihres Verfahrens, im Vergleich gegen sein Verfahren. Sie kann ihn nicht überwinden, ihre Handlungen können es.

In allen Tugenden liegt ein unaussprechliches Glück, das größte im Mitgefühl, in der Liebe und in der Güte.

Wohl hat das Mitgefühl in vielen Fällen etwas Schmerzliches, das bis zur Marter steigen kann; aber seinen Schmerz lindert die Güte, ihm ist nichts von dem Beklemmenden, dem Verödenden eigen, welches das wahre Gift der Schmerzen ausmacht. Er ist zuletzt immer ein Flügel die Seele zur entzückenden Vorstellung Gottes zu erheben.

Die Freude aber vervielfältigt Mitgefühl ins Unendliche. Das Glück des Mitempfinden ist nicht mehr an die wenigen Combinationen der Ereignisse gebunden, welche den Kreis des einzelnen Daseyns berühren; das Glück der ganzen Welt ist sein Glück. Was die Güte schafft, eignet es, auf eine lautere, wunderbare Weise, vermengt mit dem Genuß der Schöpferfreude, dem Gütigen wieder an; es steigt

auf aus seinem Herzen wie Thau aus dem Meere, und die Ströme und Bäche, die es tränkte, strömen in das Meer seiner Liebe zurück.

Nur ihrer eigenen Befriedigung nachgehend, erreichen Mitgefühl, Liebe und Güte das wünschenswertheste Glück, das Wohlwollen aller Creaturen. Zahllose kleine Freuden fallen ungesucht ihnen durch dasselbe zu: einzeln unbedeutend in ihrer Freundlichkeit; im Zusammentreffen, wie zahllose Lichtstrahlen in einem Punkt gesammelt den Tag, eine heitere Atmosphäre des Daseyns um sie schaffend.

Gefälligkeit

ist die Güte vom leichtesten Gehalt: nur eine Tugend, wenn die Gefälligkeiten, welche sie erweis't, tugendhafte sind; insonderheit eine Tugend des weiblichen Geschlechts und des jugendlichen Alters.

Des ersteren, weil der Liebe, die eine Hauptkraft seines Wesens ausmacht, Dienen und Gefälligseyn eigen ist; weil sie sich dadurch nichts entzieht: wogegen des Mannes Wille, der nur von Vorstellungen, nicht von Personen abhängig seyn darf den letztern, wenigstens nicht wesentlich, gefällig seyn kann, ohne der männlichen Selbstbestimmtheit Etwas zu vergeben; wie echte Männer in der Regel

auch nur gefällig sind, in Hinsicht gleichgültiger Dinge; wo sie lieben, oder wo sie durch Gefälligkeit Etwas erreichen wollen. Ferner, weil die Erregbarkeit der weiblichen Liebe gern alle Anlässe zu Handlungen der Güte ergreift, und der geringe Umfang der weiblichen Kraft und des weiblichen Berufskreises, mehrentheils nur kleine Handlungen der Güte, Gefälligkeiten, gestattet.

Eine Tugend des jugendlichen Alters ist die Gefälligkeit aus eben diesem letzteren Grunde, und auch weil das jugendliche Alter einer vernünftigen Bestimmung des Willens durch Vorstellungen noch nicht vollkommen fähig, noch vom Daseyn Anderer abhängig ist.

Geduld.

Es liegen stärkere Gründe zur Ungeduld, stärkere zur entgegengesetzten Tugend, in der weiblichen als in der männlichen Natur.

Die Nachgiebigkeit der weiblichen Organisation wird gewöhnlich als ein Grund angeführt, der die Frauen zur Geduld verpflichtet: wir haben gesehen, wie diese Wirkung jener Eigenschaft durch sie selbst aufgehoben, ja verwandelt werden kann; wie, durch seinen fortgesetzten Einfluß verstärkt, der Eindruck,

die verzögerte Gegenwirkung des Wesens in verdoppelter Gewalt hervorrufen mag.

Die Erregbarkeit, die Lebendigkeit, das Zartgefühl der Frauen, ihr Mangel an überwiegender Geistesstärke, sind eben so viele Gründe der Ungeduld. Allein im Mitgefühl, in der Liebe des weiblichen Herzens, ist, was sie alle aufhebt.

Des Mannes Geduld wird eine Folge der Gerechtigkeit, des Gefühls der eigenen Ueberlegenheit oder der Klugheit seyn; eine Folge seiner, ihn vom Eindruck isolirenden Auffassung, der Gewalt seiner Vorstellungen wider den Eindruck.

Die weibliche Geduld ist nur bis zu einem gewissen Grade eine Folge der Nachgiebigkeit des weiblichen Organismus; viel wesentlicher eine Folge des weiblichen Mitgefühls, welches das eigene Daseyn nur in einem andern empfindet, der weiblichen Liebe, welche ein anderes ihm vorzieht. Sie ist die Geduld, von welcher der Apostel sagt: *) »Die Liebe ist langmüthig und freundlich; die Liebe eifert nicht. Sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles; sie hört nimmermehr auf.«

Als reine Temperamentstugend wäre die Geduld bei den Frauen ein Fehler. Sie könnte, der Art,

*) Paulus an die Corinther. 13. C. v. 4. 7. 8.

nur aus einem Mangel an Erregbarkeit, Feinheit und Zartheit, oder Energie der Empfindungen stammen; und hätte so im häuslichen Leben nicht die wohlthätigen Folgen, welche die echte Geduld der Erkenntniß, der Ueberlegenheit, der Liebe begleiten.

Diese letztere ist die herrlichste der Tugenden, das tiefste Leben in der Ruhe; der stille, gedeihliche Aether aller häuslichen Trefflichkeit und alles häuslichen Glückes.

Einfachheit und Natürlichkeit.

Der Mann ist um so vorzüglicher, je vollkommener er sich selbst, gleichsam als freies Geschöpf seines Geistes und Willens darstellt: die Frau, je einfacher sie bleibt, was die Natur aus ihr machte, die Alles für sie that. Einfachheit und Natürlichkeit sind edle Tugenden des Mannes; der Frau sind sie nothwendige Tugenden.

In der Einfachheit der sinnlichen Begierden liegt ein Adel der Sinnlichkeit; die Genien der Gesundheit und Fruchtbarkeit umschweben sie als Gespielen, und tragen sie auf Flügeln empor.

Die unmittelbare Folge, welche die Natur mit aller sinnlichen Befriedigung verband, die Sättigung, giebt aller eine Schranke; und die weibliche

Sinnlichkeit bedarf, aus zweifachem Grunde, derselben mehr, als die Sinnlichkeit des Mannes. Weil sie keine gleiche als diese, an der Kraft des Geistes und Willens besitzt. Weil einfacher und natürlicher sinnlicher Genuß Mäßigkeit ist, welche das Physische kräftig, regsam und hell bewahrt, als einen ungetrübten Vermittler zwischen der Außenwelt und den geistigen Vermögen des Menschen: Eigenschaften, die zumal die Frauen ihrem Physischen zu erhalten haben, das seiner Zartheit wegen so viel leichter gestört und verdunkelt werden kann, als das Physische des Mannes; und das viel wesentlicheren Theil als dieses an den Verrichtungen der geistigen Vermögen beim Weibe als beim Manne nimmt.

Durch die Folge, welche die Natur mit einer ihr entsprechenden, einfachen Befriedigung des stärksten aller sinnlichen Triebe verknüpfte, wird der edelste und eigenthümlichste Trieb des weiblichen Herzens bedingt, die Mutterliebe. Einfachheit und Natürlichkeit, in Bezug auf jene Befriedigung, sind den Frauen, was Stärke des Geistes dem Manne ist, welche die edelsten, eigenthümlichen Triebe des männlichen Herzens erzeugt.

Als Ersatz für jene letztere Eigenschaft des Geistes, gab die Natur den Frauen Zartgefühl und Feinheit. Je einfacher diese sich an die Wirklichkeit halten, je weniger sie, beobachtend, vermuthen,

schließen: so richtiger wird ihre Erkenntniß, so zuverlässiger ihr Urtheil, so vernünftiger werden die Triebe seyn, welche Eindruck und Bild in ihrem Herzen erregen.

Mit diesen Trieben, mit dem Muttergefühl, mit den Gefühlen der Blutsverwandschaft, welche ebenfalls natürliche Stärke im weiblichen Gemüth besitzen: sollen die Frauen sich begnügen. Ihr Geist darf ihnen nur dienen, sie zu erleuchten, sie zu festigen und regeln.

Gesetzt, er besäße die, bei dem Geschlecht nicht gewöhnliche Kraft, Triebe, welche sich auf abstracte Vorstellungen beziehn; als Enthusiasmus für religiöse, politische, wissenschaftliche Begriffe, unmittelbar in der Brust der Frauen zu entzünden, Triebe, welche, finden sie in derselben Statt, gewöhnlich darin nur durch das Bild eines Zustandes, der sich an solche Begriffe knüpft, oder durch persönliche Liebe vermittelt erwachten: so besitzt er, welcher Art auch deren Ursprung sey, nimmer mehr Kraft, sie vernunftgemäß zu begründen; sie zu zügeln, sie neben, oder gar wider die, dem weiblichen Herzen natürlicheren Triebe zu behaupten. Außerdem liegt in jenen Trieben allemal ein unmittelbarer Anlaß zum Haß, welcher diesen letzteren nicht nothwendig bewohnt, und welcher die schönste Eigenthümlichkeit des weiblichen Herzens, der Liebe mehr oder minder verwüstet.

Im häuslichen Berufskreise der Frauen haben dazu ähnliche Triebe weder Raum noch Bahn. So wenig, als versteckte, berechnete Plane, ein künstliches Benehmen, indirecte Mittel, verwickelte Combinationen hier Raum oder Bahn finden mögen.

Alles geht hier an der Hand der Natur, bewegt sich mit ihren Bewegungen, folgt, so zu sagen, dem Pulsschlag des Blutes, dem Umschwung der Gestirne. Alles ist vor Augen, einfach, natürlich. Je schlichter die Frauen das Gegenwärtige wahrnehmen, das Nächste zunächst berücksichtigen; je natürlicher ihre Triebe sind: so zweckmäßiger wird die Thätigkeit ihres Berufs im häuslichen Kreise seyn.

Die Mutter soll ihr Kind, vorzüglich das neugeborne, jüngere, allem Uebrigen vorziehen; und die Natur legte dies in ihr Gefühl. Wenn sie nicht einfach an dies Gefühl sich hält; nicht die Kraft ihrer Einsicht gebraucht, es zu festigen: welche Gefahr eben für die feuriger, geistvoller = fühlende Frau, daß sie der Beschäftigung mit ausgebildeten Wesen, wie ein geliebter Gemahl, wie Freunde sind, daß sie allseitig hin soviel wichtigeren geistigen Interessen, als die, welche sich an ein neugebornes oder junges Kind knüpfen, die Beschäftigung mit diesen nachsetzen werde, ihr wichtigstes Amt!

Allein auch in gesellschaflichen, in Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, sind Einfachheit und Natür-

lichkeit, das einzige Heil der Frauen. Gesetzt, sie könnten die Masse der Erscheinungen, die Verwickelung der Verhältnisse hier, mit männlicher Geisteskraft, durchschauen und durchdringen: gesetzt sie vermöchten abstracte Triebe, umfassende Plane, entfernte Ziele, festzuhalten: ihre physische Schwäche, ihre moralische Zartheit, die ganze Beschaffenheit jener Zustände selbst, wären keine Hindernisse für sie: würden doch, nur Einfachheit und Natürlichkeit verhüten, daß die weibliche Erregbarkeit; der Antheil der Sinnlichkeit, des Gemüthes, der Seele an den weiblichen Vorstellungen; die Hurtigkeit des weiblichen Witzes; das Ueberwiegen des Herzens in der weiblichen Vernunft — nicht eine Menge von zufälligen, von Nebenzwecken, in die von Frauen dort verfolgten Ziele verflechten; eine Menge von Irrthümern veranlaßten, eine Menge von kleinlichen, planlosen Verwickelungen stifteten, die am schwersten zu entwirrenden, welche sich nimmermehr in der Klarheit eines erreichten Zweckes lößten. Nur jene Tugenden könnten sie in jenen Verhältnissen bewahren vor der Gefahr, daß ihr ganzes Wesen sich an wesentlich ihm fremde, augenblickliche, unbedeutende Bestrebungen zersplitterte. Ein Zustand, mit welchem die Klarheit des Sinnes durchaus unverträglich ist, aus der, insonderheit alle weibliche Tugend stammt. Einfachheit und Natürlichkeit bilden zwischen dem Sinn der Seele

der Frauen und der sie umgebenden Außenwelt ein Element, wie die Luft zwischen Sonne und Erde bildet, durch welches die Strahlen der ersteren Gedeihengebend, gemildert und verschönt, zur letzteren dringen.

Der Mangel an Einfachheit, dasjenige, was die Franzosen un esprit brouillon nennen; und wofür unsere Sprache keinen einzelnen Ausdruck hat, ist auch gewöhnlich der Begleiter der ärgsten, wenn gleich leider nicht immer der schimpflichsten Verderbtheit bei den Frauen.

Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit

sind die Geschwistertugenden der Einfalt und Natürlichkeit. Der Spruch des Confucius, daß derjenige der Weiseste sey, welcher sein Innres am besten zu verhehlen wisse, ist keine Sittenlehre für das weibliche Geschlecht. In den glücklichen Verhältnissen der Häuslichkeit ist diesem vergönnt, sein Inneres so offen zu tragen, als sein Antlitz; ist solche Offenheit, wie jenes, dessen Zier.

Es giebt nichts Holderes, als ein weibliches Wesen, das, wie ein frischer, klarer, lebendiger Quell jeden Kiesel seines Grundes, bis auf den Grund seines Herzens, jede seiner Regungen, jeden Gedanken seiner Seele, blicken läßt.

Auch im gesellschaftlichen, ja im bürgerlichen Leben vermag dies ein keusches, liebevolles, einfaches Weib; wenn sie nicht hier, mit der schönsten Verschämtheit, lieber ihre Tugenden verschleiert.

Vor allen Dingen geziemt den Frauen Aufrichtigkeit untereinander. Jede Frau ist, als Frau, die Vertraute von Gefühlen, Freuden, Schmerzen der andern, welche die Frau dem Manne vertrauen; die er nimmermehr recht begreifen kann. Jede Frau hat durch das Mitgefühl eine Verpflichtung, die andere zu schonen, sie wenigstens nur mit gleichen, offenen Waffen anzugreifen. Arglist der Frauen untereinander ist empörend! man kann der Frau, welche deren fähig ist, zutrauen, daß kein Verhältniß ihr heilig seyn werde.

Von allen Lastern ist die Lüge dasjenige, welches der Seele am wehesten thut, welches jedes edle Herz am meisten verabscheut; eine Zerstörung des Werkes der Vorsehung, ein Einschwärzen der Wirkungen nicht geschehener Dinge unter die Wirkungen der geschehenen, die Burg aller Laster! so wie die Wahrhaftigkeit eine fortwährende Anbetung in der That, des Schöpfers, der Nerv aller Tugenden, ist.

Freilich ist Wahrhaftigkeit eine reinmenschliche Tugend: beide Geschlechter haben gleichen Theil daran, sie ist für beide dieselbe. Aber wer kann von Tugenden reden, ohne dieser herrlichsten aller Tugen-

den zu gedenken? und die Frauen sollen menschlicher als die Männer seyn.

Anstand

heißt, was an einer Erscheinung, deren Daseyn eine würdige Idee zum Grunde liegt, und in den Beziehungen derselben, der Idee ihres Ursprungs entspricht.

Den Frauen, bei welchen der ideale, der Sinn der Vollkommenheit, vorzüglich stark ist, welche das Aeußere erregbarer, feiner, zarterfühlend auffassen, soll Anstand besonders eigen seyn und werth.

Es giebt einen innern und einen äußern Anstand einen allgemeinen, einen besondern: den Anstand der Vorstellungen, der Gefühle, der Gesinnungen; den Anstand der Gattung, des Geschlechts, der Jahre, der Verhältnisse, des Ausdrucks, der Beschäftigung, des Benehmens, der Haltung; den Anstand in Kleidung und Umgebung.

Der menschliche Anstand verwirft, was in Hinsicht von diesem Allen der Idee der Menschlichkeit entgegen wäre; das heißt, was nicht paßt in die Vorstellung des Schöpfers von dem menschlichen Geschöpf; über welche hinaus dessen höchste Trefflichkeit dasselbe nicht zu erheben, unter welche, dessen tiefste Ernie-

drigung es nicht zu erniedrigen vermag; da immer ein, wenn auch noch so leiser, unwesentlicher Zug des göttlichen Bildes an ihm übrig seyn wird.

Die Jahre sind eine Würde der Zeit. Ihr innerer Anstand ist Ernst, Ruhe, Milde, ihr äußerer Bequemlichkeit, Einfachheit, Werth.

Ausgezeichneten bürgerlichen Verhältnissen sind Größe der Vorstellungen, Gefühle, Gesinnungen, sind Hoheit und Adel des Ausdrucks, der Beschäftigungen, des Benehmens, der Haltung, geziemend. An diesen letzteren allen, haben der äußere und der innere Anstand Theil. In Hinsicht des zweiten ausschließlich geziemt jenen Verhältnissen Pracht und Fülle der Kleidung; Pracht, Größe und Fülle der Umgebung.

Der Jugend Pracht, Fülle und Größe sind unter allen Verhältnissen ihre Schönheit, ihre Hoffnungen; was leicht ist, heiter, einfach und bescheiden, steht diesem Alter an. Für beschränkte bürgerliche Verhältnisse schickt sich Gediegenheit, Derbheit, Anspruchslosigkeit.

Zwischen dem Anstand der Alter und dem Anstand der Verhältnisse liegt, was dem Verdienste, dem Talente, dem Wissen, und dem Reichthum ziemt.

Alle erwähnten Formen des Anstandes hat das weibliche Geschlecht zu beobachten: allein sie sind dessen eigenthümlicher Anstand nicht.

Diesen bildet, was der persönlichen Art, den persönlichen Verhältnissen einer jeden Frau, im Allgemeinen und im jedesmaligen Augenblicke, was der Idee der Weiblichkeit entspricht.

Wir haben gesehen, wie die Würde der weiblichen Natur, geistig auf die ideale Seelenstärke, physisch auf die Naturbestimmung der Frauen zum Muttersey n, wesentlichst gegründet sey.

Was mit den Tugenden in Einklang steht, die aus jener ersteren Eigenschaft stammen: was sinnig ist, keusch, verschämt, sittlich und schön; was der Würde des mütterlichen Verhältnisses geziemt, die natürliche Ehrfurcht eines Kindes gegen seine Mutter rechtfertigen kann — das ist weiblicher Anstand.

Jenes erstere ist eigenthümlicher der Anstand des jungfräulichen Standes: das letztere eigenthümlicher der Anstand der Matrone. Aber auch die Matrone soll den jungfräulichen Anstand nie aufgeben. Er umkleidet sie mit unvergänglicher Holdseligkeit und Jugend: sie steht in ihm da, wie ein fruchttragender Baum in seiner Blüthe.

Wir haben gleichfalls gesehn, wie die weibliche Würde durch nichts so gefährdet ist, als durch die

Erregbarkeit, die physische Schwäche der weiblichen Natur.

Was die Wirkungen der weiblichen Erregbarkeit mäßigt, beschränkt, bedingt; was die physische Schwäche der Frauen nicht aussetzt; wozu keine physische Kraft erforderlich ist: alles Zurückgezogene, Zurückgehaltene, Bescheidene, Mühelose, Geschützte, ist weiblicher Anstand.

Die Frauen schaffen durch weiblichen Anstand in Gesinnungen, Trieben, Vorstellungen, Verhältnissen, Geschäften, im Ausdruck, im Benehmen, in der Haltung, Kleidung, Umgebung, wie eine geistige Burg um sich her, die in zahllosen Fällen ihre Tugend retten.

Sie drücken sich selbst dadurch ein Gepräge auf, das ihren Werth sicher stellt.

Ihnen und andern vergegenwärtigt jener Anstand das Bild der Vorstellung, die ihrem Wesen zum Grunde liegt. Sie gemahnt er an was sie seyn sollen. Andern zeigt er, daß sie dessen eingedenk sind, und daß sie es seyn wollen; daß sie die Sache selbst hochhalten werden, für deren Bild sie aufopfernde Sorge tragen. Er entfernt aus ihrer Nähe, was keinen Sinn dafür hat, was ihren eigenen Sinn dafür abstumpfen könnte; und verhütet so tausend Gemeinschaften, tausend Lagen, deren Versuchun=

gen oft die sittliche Kraft selbst trefflicher Frauen nicht gewachsen seyn dürfte.

Geschmack,

den Ausdruck in geistiger Beziehung, als Tugend gemeint — bedeutet die Fähigkeit Einzelheiten einer Vorstellung nach, nach richtigem Verhältniß ihrer Eigenschaften von Stoff, Größe, Farbe, Form, Lage, Bewegung zu dieser Vorstellung, zur Einheit zu verbinden und zugleich nach Harmonie unter den Gegensätzen, welche sie zufolge dieser Eigenschaften untereinander bilden.

Mangel an Geschmack bei Frauen verkündet allemal ein wesentliches Gebrechen der weiblichen Art. Entweder ein Gebrechen an Feinheit und Zartheit der Organisation, daß die Eigenschaften der Dinge nicht gehörig bemerkt werden. Oder ein Gebrechen an Witz, an Phantasie, welche keine den Einzelheiten Einheit gebende Vorstellungen zu erzeugen, zu vergegenwärtigen im Stande sind; keine Combination hervorbringen, wie, mittelst der Stellung des Einzelnen in der Einheit, ein richtiges Verhältniß desselben zu deren Vorstellung, ein harmonisches Verhältniß der Gegensätze seiner erwähnten Eigenfchaften zu den gleichen Eigenschaften der übrigen eben jener angehörigen Einzelheiten gebildet werden könne. Oder ein Gebrechen an Sinn, der nicht eingiebt, was zu

einer vollkommenen Einheit gehört, wie die Theile derselben sich untereinander verhalten müssen.

Die Frauen haben mehr Geschmack, als die Männer, weil alle Eigenschaften, worauf der Geschmack beruht, zu den wesentlichen ihrer Natur gehören. Von keinem Manne fordert man Geschmack; einer Frau wird er schwerlich erlassen. Ein Theil der Erfüllung des weiblichen Berufes ist abhängig vom Geschmack der Frauen.

Die Natur hat bei den Bedürfnissen der physischen Erhaltung, welche sie unmittelbar befriedigt, für ein niedrigeres und höheres mit dieser Befriedigung verbundenes Vergnügen gesorgt. Sie hat das letztere auch unabhängig von dem Zweck der Erhaltung berücksichtigt. Es ist ein sich nie verläugnender Geschmack in ihren Schöpfungen. Den Punkt — wo Verwesung und Entstehen einander berühren, wo die eine Organisation in der Auflösung, die andre im Werden begriffen, keine vollendete Form, keine vollendeten Eigenschaften des Einzelnen, kein vollständiges Verhältniß desselben zur Idee des Ganzen, kein vollständiges zu dem übrigen zum Ganzen gehörigen Einzelnen gestatten — verhüllt sie sorgfältig. Sie entfernt des Menschen Wahrnehmung davon durch ein jedes Mittel; sie will, daß er sie gar nicht sehe, wo er sie nicht geschmackvoll sehen kann.

Man betrachte hinwieder ihre vollendeten Ge=

bilde ohne Ausnahme. Ueberall ein die Theile vereinender Gedanke; überall Harmonie der Theile zu demselben: überall Einheit der Gegensätze, welche sie nach ihren Eigenschaften von Stoff, Farbe, Form, Größe, Stellung, Bewegung, untereinander bilden! Man betrachte jene Gebilde als Theile zu einem größeren Ganzen vereint: die gleiche Erscheinung! In den dicht gescharten Kräutern und Blumen einer Rasenfläche unter unsren Fußtritten: welche Mannigfaltigkeit der erwähnten Eigenschaften, wofür die Sprache keine Ausdrücke hat, die nur das Entzücken des Auges faßt! und, welche Uebereinstimmung aller jener Eigenschaften zur Vorstellung, von der sie Einheit erhalten, eines Teppichs für den menschlichen Tritt und den gleitenden Lichtstrahl, einer Weide der Herden! Welche Harmonie in den Gegensätzen, die sie zu einander bilden.

Starre, schroffe, ragende, undurchsichtige Felsmassen begleiten das bewegliche, wallende, ebene, durchsichtige Wasser. Federartige Farrnkräuter, sammetartige, weiche, glänzende Moose, luftige Ranken, glühendfarbige, oder die zartesten Blumen, sind die eigenthümliche Vegetation des schweren, harten massigen, farblosen, rauhen Gesteins. Bernardin de St. Pierre bemerkt, daß Bäume, deren Gestalt, Bewegung, Färbung u. s. w. harmonische Gegensätze zu einander bildeten, in der Natur stets beisam=

men angetroffen würden. Er verfolgt diese Bemerkung, wie sie sich auf das Verhältniß der ganzen Vegetation zu einander, zu Boden und Luft, ja zur Thierwelt erstrecke!

Der Geschmack der Frauen, denen die Sorge für die Bedürfnisse der physischen Erhaltung übertragen ist, insofern die Natur sie nicht unmittelbar, oder so nicht hinlänglich befriedigt, verbindet dabei, gleich ihr, mit dem Niedrigeren ein höheres Vergnügen.

Durch Gewöhnung an diesen vereinten Genuß zwingt die geschmackvolle Frau mit sanfter Gewalt den Mann, übt das Kind, sich der Baarheit, oder gar der Brutalität, bei ihrer sinnlichen Befriedigung, zu entäußern; und in sofern auch das Herz Theil an dem Genusse nimmt, echt menschlich zu genießen.

Sie richtet die Wahrnehmung beider auf eine Seite der Schöpfung, aus welcher ein allgegenwärtig strömender, unversieglicher Quell der edelsten Freuden für den Sterblichen entspringt.

Sie bewahrt zugleich die Tugend vor den Verirrungen, womit diese das Auffallende bedroht, welches eine zufällige Anhäufung von Einzelheiten, die Verbindung von Einzelheiten zu einem Ganzen haben mag, deren Eigenschaften im Widerspruch zu der Vorstellung dieses Ganzen oder widereinander stehen, wenn sie darin Kraft, Tiefe, eine besondere

Einsicht erblicken sollte, die, echter Art, nie außer dem Geleit von Einheit, Schönheit und Vollständigkeit erscheinen, und in solchem Wahn sich der Rohheit, der Halbheit, dem Unvermögen zu Führern überließe, welche allemal Theil an solchen Zusammenfügungen haben, oder sie durchaus erschaffen.

Ihrem Hause giebt die geschmackvolle Frau Anmuth und Reichthum.

Sie macht aus dessen Mitgliedern, dessen Geschäften und Genüssen dessen Zier; aus jeder Hülle, jedem Geräth, jedem Werkzeug einen Schmuck; aus jeder Mahlzeit ein Fest; macht den ganzen Zustand zu einem fröhlichen, festlichen; denn das ist der Charakter der Festlichkeit, daß ein höheres Vergnügen dabei sich dem niederern Vergnügen der Sinne vereint.

Sie zaubert mit wenigen Blumen den ganzen Frühling, mit wenigen Früchten den Herbst, mit alltäglichen Dingen vergangene Zeitalter, entlegene Zustände in ihres Hauses enge Grenzen; indem sie durch deren Zusammenstellung der Phantasie erleichtert und sie gleichsam zwingt, die fehlenden Glieder der Kette hinzuzubilden.

Ihrer eigenen Person mehrt sie den Reiz, giebt sie Reiz und ewige Neuheit.

Wenn alle Theile des Anzugs ein harmonisches Ganzes bilden, das, seinerseits als Theil, in Harmonie steht zum Ganzen der Erscheinung der Person,

welche ihn trägt (und dies bezeichnet den geschmackvollen Anzug) scheint das Gefällige, das ihm eigen seyn wird, jener selbst anzugehören; stellt sie, in jeder andern Tracht, als eine andere sich dar; und fesselt so, durch die unschuldigste Kunst, die einzig erlaubte, das menschliche Gefallen am Wechsel.

Ordnung.

In einem ordentlichen Hause, das letztere Wort gleichbedeutend mit Hausstand, Hauswesen, genommen, muß Alles nach den Verhältnissen, Kräften, Bedürfnissen der Familie, die es bildet, bemessen seyn.

Keinem häuslichen Geschäft darf der erforderliche, genugsame Rath, die tüchtige Hand, die gehörige Zeit, der schickliche Raum; dürfen zweckmäßiger Werkzeuge, dienlicher Stoff, gebrechen. Keinem häuslichen Genuß, seine Zurüstung, seine Stunde, seine Stelle, sein Geräth und Geschirr, sein angemessener, guter, hinreichender Vorrath.

Ein jedes der Mitglieder, jeder Augenblick der Zeit, jeder Bezirk des Raumes, jedes Stück der Kleidung, der Wäsche, der Geräthe, Geschirre, jeder Vorrath: alles hat dort seine allgemeine und besondere Bestimmung, für welche es zweckmäßig ist, denen es ausschließlich gewidmet bleibt.

Jede Sache wird, allen ihren Theilen nach, als ein Ganzes betrachtet, und erhalten.

Sie wird als ein solches ihrer Bestimmung nach zusammengehalten mit den Sachen, welche derselben Bestimmung dienen. Vorzüglich, wenn gleicher Stoff, gleiche Farbe, Form, oder Zier, eine angenommene Zahl, wie Paar, Dutzend, halbes Dutzend, Zehen, sie, als ein Ganzes, mit denselben bildend, bezeichnen.

Sie wird zusammengehalten mit ihnen in dem Raum, der eben ihrer gemeinschaftlichen Bestimmung gewidmet ist, an ihrer nothwendigen, vom Gebrauch und der Erhaltung angewiesenen Stelle, wo sie sich am erreichbarsten, am sichersten befindet, zum Gebrauch und zur Aufbewahrung; auf welche sie, wie zu einer Heimath zurückkehrt.

Erlauben die Verhältnisse und Kräfte des Hauses nicht, seine Mitglieder nach der Zahl der Geschäfte zu mehren, welche seine Bedürfnisse veranlassen: übernimmt ein Mitglied mehrere Obliegenheiten. Allein sie werden ihm ausdrücklich übertragen. Kein Geschäft, auch nicht das unbedeutendste, darf dem Ohngefähr und Allen überlassen, auf sich selbst beruhend schweben.

In Hinsicht der Zeit, findet eine gleiche Ausnahme nicht Statt: Geschäfte und Genüsse fordern unbedingt, jedes seinen eigenen, wenn auch noch so kurzen Augenblick. Zwei Geschäften, zwei Genüssen,

oder verbundenem Geschäft und Genuß, reicht derselbe Augenblick nimmermehr zu.

Von den Räumen, mit Einschluß der Behälter zur Aufbewahrung der Vorräthe aller Art, der Lagerstätten, gilt, im erwähnten Fall, die erwähnte Ausnahme wieder.

Verhindern die Verhältnisse und Kräfte einer Familie, daß jeglicher der häuslichen Räume seine einzelne Bestimmung habe; nimmt ein Raum mehrere Bestimmungen auf. Es ist dann nur dahin zu sehn, daß er *zunächst den besondern Bestimmungen* entzogen und *einer* allgemeinen erhalten werde; daß er, reicht dies nicht aus, *verwandten Bestimmungen* diene; *und in seinem Innern streng gesondert bleibe, was jeder einzelnen derselben angehört.*

Die Kleidungsstücke, Wäsche, und das Geräth oder Geschirr, welche der Reinlichkeit des menschlichen Körpers unmittelbar gewidmet sind, dürfen ihre besonderen Bestimmungen weder mit einer allgemeinen, noch mit einer fremden, sey diese auch eine verwandte, verwechseln. Die Kleidungsstücke nicht, weil sie ihrer Natur nach *nur eine besondere Bestimmung haben*: weil Alles, was zur Kleidung des Menschen gehört, sich immer wie zu seiner Person selbst gehörend darstellt; weil jeder Anzug ein Ganzes ausmacht. Das Uebrige nicht; weil bei

solchem verwechselten Gebrauch zur Unordnung, sogar physischen Ekel erregende Unreinlichkeit käme. Eine Serviette als Halstuch, ein Betttuch als Tischtuch, eine Waschschüssel als Speiseschüssel gebraucht u. s. w. wäre die verworfenste Unordnung.

Die Wäsche, das Geräth oder Geschirr, welche jene Bestimmung nicht haben, Vorräthe, können ihre besondere Bestimmung zu einer allgemeinen erweitern; doch sie nicht mit einer fremden vertauschen, auch nicht mit einer verwandten. Feines Leinen, festliches Geschirr, statt grobem und alltäglichem gebraucht, mögen die letzteren auch zu ähnlichem oder gleichem Behuf bestimmt seyn: verletzen die Ordnung. Je weniger Verwandtes die Bestimmung der Dinge hat: so wüster die Unordnung ihrer Verwechslung im Gebrauche. Ein Kochgeschirr, das als Trinkgefäß, ein Glas, das als Salzfaß, eine Schere, die als Lichtschere, ein Topf, der als Leuchter dient, empören den ordentlichen Sinn.

Einzelne Theile von den Sachen zu trennen, die Sachen im Gebrauch zu trennen, welche eine gemeinschaftliche Bestimmung vereint: erlaubt die Ordnung den Umständen; wenn die getrennten Theile wieder ersetzt, wenn sie nicht für unbestimmte Zeit oder auf immer davon getrennt werden; wenn sie, nach anderweitigem Gebrauch, ohne Nachtheil für das Ganze, dem sie angehören, wieder mit diesem zu

vereinigen sind, und damit vereiniget werden. Auch der Verstoß gegen diese Bedingungen ist am ärgerlichsten in Hinsicht von Kleidungsstücken: abgerissene und wieder angeknüpfte Bänder, oder Schnüre; fehlende Hafteln; Verzierungen, welche andern Kleidungsstücken angehören, als die sie schmücken, schänden den kostbarsten und geschmackvollsten Anzug, und erregen, zumal in Hinsicht der Frauen, das gegründete Vorurtheil, als würde die Person, welche dergleichen an sich duldet, im Betreff ihrer Persönlichkeit selbst, nicht zusammengehaltener seyn.

Es liegt in der Art der obigen Bedingungen, daß der Armuth, die keine Bürgschaft für deren Erfüllung zu leisten vermag, nicht dasselbe gestattet werden kann, als den Umständen.

Den Gebrauch von Fetzen, Scherben, Trümmern, verwehrt die Ordnung durchaus.

Unter allen Verhältnissen ist einer Familie, und der ärmsten Familie ist möglich, an Kleidungsstücken, an Wäsche, Geschirr, Geräth und Vorrath, was ein jegliches ihrer Bedürfnisse heischt, ganz, und demselben ausschließlich geweiht, zu besitzen; wenn sie ihre Bedürfnisse zunächst auf das wesentlich Nothwendige zur Erhaltung, dann auf das wesentlich Nothwendige zum Behagen des Lebens beschränkt; wenn sie den Werth ihres Besitzes an jenen Dingen, nach ihren Verhältnissen und Kräften bemißt; wenn sie auf

eine besondere Bestimmung derselben Verzicht thut, und sich mit einer allgemeinen begnügt.

Dies ist die Ordnung der Umstände und der Armuth. Der Mangel erhält durch sie eine sittliche Würde, die ihm etwas Poetisches giebt. Ist er ein augenblicklicher, nimmt er im Gegensatz des Luxus, mit dem er sich vermischt, an den er grenzt, einen heiteren, romantischen Charakter an; artet er durch die Dauer, wie bei der Armuth allemal, in wirkliches Entbehren aus, einen rührenden ehrwürdigen.

So z. B. wäre der Anblick einer vornehmen Familie, die auf Reisen, beim Aufenthalt an entlegenen Orten, von baren Tischen, von grobem irdenen Geschirr, mit Messer und Gabel von Silber, einzelnen Servietten von Damast, speißte, heiter und romantisch, denn das ist der Charakter des Romantischen, daß zwei entfernte Lebenszustände (wie einst die Zustände der Normänner und Italiener, aus welcher Zeit das Wort den Ursprung hat) in einem Augenblick zusammentreffen und sich vermengen.

So fand ich eine junge vornehme Frau, die ihren Mann in Cantonirungsquartiere gefolgt war, kurz nach ihrem Wochenbett, in einem Dorfe, in einer armseligen, aber höchst reinlichen und ordentlichen Bauernstube, auf einem hölzernen Sessel sitzend, wie sie, im feinsten Leinen gekleidet, eine Kantenhaube auf dem Kopf, ihr eben so reich und nett als

sie selbst gekleidetes Kind, säugte. Der Anblick hatte etwas höchst Bewegendes. Eine profane, moderne und bürgerliche Wiederholung des Bildes von der Krippe. Er würde das nicht gehabt haben, hätte sie, näher den Bequemlichkeiten ihrer Gewohnheit und ihres Standes, auf einem verkrüppelten, unreinlichen Soffa gesessen, wie es zu haben gewesen wäre.

So ist der Anblick einer armen Familie, welche aus derselben irdenen Schüssel ein frischbereitetes, gemeines Gericht speist, aus einem Trinkgeschirr ihren Durst löscht, rührend und ehrwürdig. Ihr gemeinschaftlicher Gebrauch desselben Geräthes, scheint sie inniger zu verbinden; eine sinnliche, tagtägliche Vergegenwärtigung der Vorstellung ihrer Einheit zu Entbehren und Genuß. Die heilige und liebevolle Natur läßt nie den geistigen oder herzlichen Ersatz fehlen, wenn die Verhältnisse den Menschen beschränken, ohne seine Tugend zu beschränken.

In wenigen Häusern trifft man die erklärte Ordnung vollständig an; stückweise besitzen sie viele.

In manchem hat jede Sache zwar ihre bestimmte, doch nicht ihre vom Gebrauch und der Erhaltung bestimmte Stelle. Eine solche Ordnung ist immer mehr oder weniger unbequem, und hat nicht die Vortheile der echten. Ihre jedesmalige Wiederherstellung ist ein Gedächtnißwerk und deßhalb freudlos und mühsam,

sogar für den, der sie erfand. Mühsamer, ja unerträglich für Diejenigen, welche keinen Theil an ihrer Einrichtung haben. Als eine Aufgabe der Willkühr und des Zwanges reizt das Geschäft zur Auflehnung; rechtfertigt die Auflehnung. Die Zufriedenheit manches Hausstandes scheiterte an solcher Ordnung seiner Hausfrau: wogegen die echte Ordnung von Niemand befohlen scheint, sich immer selbst befiehlt.

In manchem Hause wird diese zeitweilig verwirrt und nach Fristen wieder hergestellt. Alle ihre Vortheile gehen dabei verloren. Die stete Unruhe wird nur durch eine wiederkehrende größere gemehrt.

Wo sie, fortwährend erhalten, herrscht, gestattet sie keinen Druck der Armuth. Nur das Gefühl des Mangels macht die Armuth drückend; und kein Mangel wird gefühlt, wo keinem wesentlichen Bedürfniß Etwas gebricht. Diese Ordnung verhütet den Zeitverlust, die Unruhe, den Verdruß vom Fragen Suchen, vom augenblicklichen Entbehren, vom unvollständigen Besitz der Dinge. Sie ist sparsam, sie ist reinlich, sie ist, in einem gewissen Grade immer geschmackvoll; sie stellt mit dem Geschmack zusammen einen bildlichen Verstand dar. Sie verhütet den widrigen Anblick von verkehrtem Gebrauch, von widersinniger Anhäufung der Dinge, von Fetzen, Trümmern, Scherben. Jegliche Sache, in ihrer Vollständigkeit, Zulänglichkeit, an ihrer Stelle, sieht statt-

lich aus, erfreut Augen und Sinn. Die Erhaltung dieser Ordnung ist leicht: sie stellt sich, wie von selbst, wieder her; sie ist das größte Vergnügen; eine fortwährende Befriedigung der Vernunft, eine wahre Schöpferfreude im Kleinen.

Der Zusammenhang der Personen untereinander, der Sachen untereinander, welchen sie stiftet, giebt jeglichem erhöhten Werth. Der ganze Umfang ihrer Nützlichkeit, durch ihre zweckmäßige Verwendung ins Auge gerückt, erweckt eine Werthhaltung ihrer, eine Dankbarkeit gegen sie; die Sorge für sie ein persönliches Interesse, welche das Lebendige inniger und auch das Leblose beseelen.

Die Ordnung des Raumes und des Bildes ist den Frauen eigenthümlicher: die auf abstracte Vorstellung gegründete Ordnung der Zeit, die Ordnung der Begriffe, entsprechen mehr dem männlichen Geist Das Sprüchwort sagt mit Recht: »ein Mann nach der Uhr.«

Indessen stüzt die eine Ordnung die andere. Zur Erhaltung der Ordnung des Raums und Bildes, ist die Ordnung der Zeit unentbehrlich. Je weniger sie ihnen natürlich ist, so mehr sollen die Frauen sich um sie bemühen, den Tag in seine Licht- und Schatten-Räume trennen, und dem helleren und dem nebelvolleren Raum sein eigenes Bild der Geschäftigkeit widmen, wie jeden seine eigene Hore beherrscht.

Sparsamkeit.

Die Frauen, welche nicht erwerben können, sollen durch Sparsamkeit ihre und die Habe ihres Hauses mehren. Die weibliche Sparsamkeit ist Ordnung in Hinsicht der Mittel, daß die Frauen die Bedürfnisse der Familie, die Gegenstände, wodurch sie befriedigt werden, den Einkünften der Familie anpassen. Daß sie jedem so bemessenen Bedürfniß seinen Antheil an den Einkünften anweisen, wie er zu dessen Befriedigung nöthig ist. Daß sie diesen Antheil, ihm ausschließlich geweiht, erhalten.

Die weibliche Sparsamkeit ist nicht die Sparsamkeit des Mannes, der das Vermögen als eine Kraft zusammenhält, als Mittel für Plane der Zukunft; die sich nur durch dies letztere vom Geiz unterscheidende: der Geiz ist ein männliches Laster.

Das Geld an sich ist der weiblichen Phantasie ein zu dürftiges Zeichen. Die abstracte Berechnung des Zukünftigen liegt außer dem Bereiche des weiblichen Geistes. Die egoistische, reine Freude am Besitz einer Kraft hat keine Wurzel im weiblichen Herzen. In der weiblichen Natur liegt vorzügliche Berücksichtigung des gegenwärtigen Bedürfnisses; liegt Geben und Verleihn.

Aber eben das Mitgefühl, die Liebe, aus welcher dies Verlangen zu Geben und Verleihn entspringen,

eben jene Berücksichtigung, müssen den Frauen Anlaß zur Sparsamkeit werden; ihre Freude an dem Daseyn der Dinge, an deren möglichster Fülle des Genusses vom Daseyn, an der längsten Dauer ihres Daseyns.

Aus diesem Grunde schonen sie die Dinge. Sie lösen auf, was als ein Ganzes seiner Bestimmung nicht mehr dienen kann, es in seinen Theilen zu erhalten, indem sie diesen eine neue Bestimmung geben. Sie verschwenden nicht, weil das Verschwendete Keinem frommt, und immer Einem Etwas entzieht.

Wenn die Frauen das Vermögen an sich lieben, geschieht es in der Regel, weil es ihnen als Erwerb des Mannes, als Eigenthum der Kinder werth und heilig ist: und dies Gefühl kann für sie eine Versuchung zum Geize werden.

Sparsamkeit ist ihnen übrigens vielleicht noch nöthiger als Ordnung, da sie der Ordnung zur wesentlichen Grundlage dient; da Geld fast der einzige Hebel des einfachen häuslichen Daseyns ist, Fleiß nur gesellt sich zu diesen.

Fleiß und Geschicklichkeit.

Man kann den häuslichen Fleiß nicht schöner darstellen, als Maria Mnioch, geborne Schmidt,

die gewiß jedem weiblichen Herzen, das sie kennt, ehrwürdige und geliebte Frau, gethan.

»Nicht durch Geben, sondern durch Thun, nicht durch Anordnen allein, sondern auch durch Vormachen und Mithelfen,« sagt sie, »können wir unsre kleine Wirthschaft in gutem Gange erhalten, so lange es Gott gefällt. Es ist nicht mehr frühe; die Magd ist mit dem Briefe auf die Post; die Schlafkammer ist noch nicht gekehrt und zurecht geräumt; dein Kleid bedarf der Nadel; in der Wiege erwacht bald das Kind und bald läuft am Feuer die Milchsuppe über. Aber froh und schnell zum Werke! die Stühle geordnet, den Vorhang zugezogen und die Diele gekehrt! Es sind, Gottlob, nur ein paar Stiche nöthig, die Wunde des Kleides in eine kaum sichtbare Narbe zu verwandeln. Glücklicherweise schneidest du schon den Faden ab, da es sich in der Wiege bewegt. Es zischt am Feuer; aber du kommst noch zu rechter Zeit. — Siehe, so fördert sich dein Werk, unter der eigenen Hand bei Lust und Liebe!«*)

So ersetzt der häusliche Fleiß das Vermögen im Hausstande; in so höherem Grade, jemehr Geschicklichkeit dazu kommt. Beide können einem armen Hausstande die Genüsse eines reichen verschaffen.

---

*) Maria Mniochs zerstreute Blätter. Görlitz bei Anton 1806. p. 79.

*

Aber die wohlthätigste Wirkung des Fleißes ist die Liebe zu den Dingen, welche er veranlaßt, die Einheit und Innigkeit, welche er dem häuslichen Leben, die Erfreulichkeit, welche er ihm giebt.

Die Menschen eignen wir uns durch Geist und Gefühl, die Sachen durch unsren Fleiß an. Alles was die Frauen eines Hauses selbst vollenden, ist ein neues Band der Liebe zwischen ihnen und dem Hause, trägt einen Stempel von dessen Art, der es als vom Ursprung wesentlich ihm angehörig bezeichnet. Das Selbstmachen und Mithelfen der fleißigen Hausfrau stiftet das einzige äußere Band der Gleichheit zwischen ihr und ihren Dienern, wenigstens in gesunden Tagen, welches die Ehrfurcht der letzteren gegen sie nicht verletzt; es hebt diese in ihrer eigenen Vorstellung, es mehrt ihre Geschicklichkeit so wie ihren persönlichen Antheil an ihren Geschäften, und an ihrer Herrschaft.

Nur das Selbstgemachte, mit Fleiß und Geschicklichkeit Gemachte, kann dem individuellen Sinn durchaus genügen; läßt das Bild aus der Seele, treu in der Wirklichkeit hervortreten, überall mit Lust erblicken; und vollendet dergestalt das Behagen des häuslichen Daseyns.

Reinlichkeit.

Ordnung und Reinlichkeit sind wesentlich verbunden: indem mit dem vermengten Gebrauch, der widersinnigen Anhäufung der Dinge, ein vorzüglicher Anlaß zur Unreinlichkeit wegfällt; indem ihre Erhaltung, ihre Rückkehr auf bestimmter Stätte, einen Anlaß zu ihrer Reinlichhaltung, wie zur Reinlichhaltung der letzteren mit sich führen. Indessen trifft man sehr ordentliche Menschen, welche unreinlich, sehr reinliche Menschen, welche unordentlich sind. Man trifft Reinlichkeit des Körpers von der Reinlichkeit im Anzuge, und beide von der Reinlichkeit in der Umgebung getrennt; besonders bei roheren Menschen. Halb ist die Reinlichkeit eine physische, halb ist sie eine Tugend der Seele; ein äußerliches gutes Gewissen, eine Befriedigung des Sinnes der Schönheit.

Den Frauen ist Reinlichkeit in jeder Hinsicht unentbehrlich, unentbehrlicher als dem Mann. Der weibliche Körper, welcher zarter ist, als der männliche, wird von Allem, was daran haftet, wesentlicher angegriffen und verunstaltet, als der Körper des Mannes; dieser ist seiner Beschaffenheit nach an sich minder reinlich.

Die wallende, weite, aus luftigen, glänzenden, lichten Stoffen bestehende weibliche Kleidung, unterliegt der Gefahr der Verunreinigung und der Ver-

derbniß durch Unreinlichkeit viel mehr, als die enganschließende, dunklere, derbere männliche Tracht.

Alle weiblichen Beschäftigungen sind entweder der Art, daß sie Berührungen mit sich bringen, welche Unreinlichkeit veranlassen; oder, daß gar keine Spur einer Berührung an den Dingen zurückbleiben darf, die sie erschaffen.

Auf Reinlichkeit beruht vorzüglich die Gesundheit der Kinder, doch auch die Gesundheit aller übrigen lebendigen Geschöpfe in einem Hause. Reinlichkeit ist die zarteste Würze der Kost. Der feinste Gaum, ich sage nicht der leckerste, wird durch nichts so sehr befriedigt, als durch die allerreinlichste Zubereitung der Speisen. Die weiblichen Arbeiten alle erhalten durch Reinlichkeit allein Vollkommenheit. Mit der hergestellten Ordnung und Reinlichkeit an jedem Morgen, ist das ganze Haus wie verjüngt. Der neue Tag leuchtet, wie in ein neues Leben; ein Jugendgefühl beseelt die Thätigkeit. Und solchem Glanz der Frische und Neuheit erhält die Reinlichkeit den Dingen überhaupt, erhält sie dem menschlichen Körper: sie ist die letzte Hand der Vollendung, die ein Jeder an Jedes, die der Mensch an das göttliche Bild legen soll, und das Bild ist von Natur der Antheil des weiblichen Geschlechtes, wie der Begriff der Antheil des männlichen.

Bescheidenheit.

Die Frau, der es an Ueberlegenheit des Geistes gebricht; die merkt, spürt, fühlt, ahndet; und — welche Gewißheit der Wahrheit in diesem Allen enthalten seyn mag — doch des Beweises derselben nicht mächtig ist; deren körperliche Kraft untergeordnet ist, die nichts mit Gewalt durchsetzen und erringen kann; der Wunsch und Sehnen vielmehr, als Wille gegeben sind: muß sich bescheiden, darf nicht vortreten, sich nicht aussetzen.

Sie muß, wenn das Leben ihren Wünschen, ihrem Sehnen Befriedigung versagt, sich beschieden in ihr Inneres zurückziehen, dem der Schöpfer eine Bilderwelt der Erfüllung schenkte, die Kraft, durch das Bild, wie durch eine Wirklichkeit, begnügt und entzückt zu werden. Oder sie muß ihr Sehnen und Wünschen, wie ein Samenkorn in der Brust der Kindheit niederlegen; auch beschieden, dessen Blüthe und Frucht nicht zu genießen, welche vielleicht nie erscheinen, deren Bild und Zeit jenseit ihres Winters liegen mögen.

Frömmigkeit.

Die Frömmigkeit, welche in Vorstellungen, Gefühlen, Verhältnissen, Personen, Dingen die Heiligkeit ihrer ursprünglichen Idee liebt, schont und

ehrt: wie wenig von jener Idee die individuelle Erscheinung verwirkliche? ist der Stärke des idealen Sinnes, der geringen Stärke der Erkenntniß des Wirklichen natürlich, welche das Weib bezeichnen.

Die Frau liebt, schont, ehrt die Religion, den Staat, das älterliche, das kindliche, das geschwisterliche, das Freundschafts-Verhältniß, Gastfreundschaft, Landsmannschaft u. s. w., was Cultus, Verfassung, was Aeltern, Kinder, Freunde, Gastfreunde, Landsleute u. s. w. im einzelnen Falle aus diesen Instituten und Verhältnissen gemacht haben, oder machen mögen. Sie schont, liebt, ehrt einzelner vorzüglicher Eigenschaften, selbst nur vorzüglicher Anlagen wegen, Personen; Dinge, einer heiligen oder hohen ursprünglichen Bestimmung derselben wegen, und erhält die letzteren ähnlichen Bestimmungen.

Die Frömmigkeit aber darf die Freiheit des Urtheils, die Klarheit der Erkenntniß, nicht beschränken: darum ist sie eigenthümlicher wie allgemeiner eine Tugend der Frau als des Mannes.

Innigkeit.

Ich schließe den Cyclus der weiblichen Tugenden mit der Innigkeit, der innerlichen Stärke und Lebendigkeit der Triebe, dem Antheil aller Vermögen des Wesens an den Trieben, der bewirkt, daß der äußere

Eindruck geringe oder gar keine Gewalt wider die einmal erregten hat.

So kann das innige Kind den Begriff der kindlichen Liebe nicht vom Gefühl für seine Aeltern, dem Bilde derselben trennen. So trennen innige Geschwister den Begriff der Geschwisterliebe nicht vom Bilde ihrer Geschwister, dem Gefühl für sie. So stellt dem innig Liebenden der Begriff Liebe nur im Bilde des Geliebten, im Gefühl der Liebe für ihn sich dar; so, innigen Gatten der Begriff Ehe nur im Bilde des Gatten, dem Gefühl für denselben, im Bilde ihrer Ehe mit demselben. Dies erstreckt sich auch auf Verhältnisse untergeordneter Art, als zu Dienstleuten, zu Thieren, ja zum Leblosen der Umgebung. Der Begriff aller solcher Verhältnisse stellt sich einem innigen Menschen nur mit einem Bilde, einem Gefühl verbunden dar; er hat nur so eine Vorstellung derselben, eine Vorstellung von Glück und Schmerz, welche die Vorsehung dem Menschen dadurch bestimmte. Die Außenwelt hat nicht mehr Macht, jenem Begriff ein anderes Bild, andere Gefühle zu gesellen. Wie das Kind ein erzähltes Mährchen nur mit denselben Worten wieder erzählt; will der innige Mensch, nur unter e i n e m Bilde, auf e i n e Weise glücklich seyn.

In dieser Tugend liegt das Glück der D a s s e l b i g k e i t, das schöne Wort zu gebrauchen, das Schil-

ler unsrer Sprache geschenkt hat, indem er das Bild der empörendsten Unweiblichkeit mit Haß dawider stempelt. *)

In dieser Tugend liegt die Nothwendigkeit der Treue, welche ein älterer Dichter **) so schön mit den Worten ausspricht: »kannst du mich selbst nicht länger lieben, bedarf ich keiner Liebe mehr!« Sie bewahrt dem, von den Fluthen des unruhig bewegten Lebens getriebenem Herzen, sein stilles Licht unverrückt, unverdunkelt, wie die Perle das ihre im verschlossenen Busen durch das Getümmel der Wogen trägt.

Ueber weibliche Bildung.

I.

Allgemeine Ansicht von Erziehung und Bildung.

Alle Erziehung, Bildung, die letzte Stufe der Erziehung, soll die Entwickelung der natürlichen Anlagen des Menschen leiten. Die Jugend erziehen die Erwachsenen; diese erzieht die Vorsehung, das Schicksal.

*) Siehe Schillers unvollendetes Trauerspiel, Demetrius.

**) Von Besser.

Bei Erziehung der Jugend sind drei Gesichtspunkte festzuhalten, der menschliche, der geschlechtliche, der individuelle.

In Hinsicht des menschlichen liegt der Erziehung ob, die Anlagen zu entwickeln, was nur durch deren Thätigkeit geschehen kann; und zwar sie der Art zu entwickeln, daß durch diese Thätigkeit, ein Gleichgewicht zwischen denselben und den mit ihnen zusammenhängenden besonderen Fähigkeiten vermittelt werde; die von Natur schwächeren durch vorzüglichere Uebung zu verhältnißmäßiger Kraft mit den von Natur überwiegenden gesteigert werden.

Eine Erziehung, welche sich darauf beschränken wollte, der Natur nach starke Anlagen oder einzelne starke Fähigkeiten der Anlagen, auch durch vorzügliche Beschäftigung zu entwickeln, würde einseitige Menschen darstellen. Eine Erziehung, welche ihre ausschließliche Sorgfalt Anlagen von untergeordneter Kraft zuwendete, verlöre Erfolge und Zeit.

Nächst jenem liegt der Erziehung ob, die Anlagen des Menschen an eine vernünftige Wechselwirkung zu gewöhnen, an lebendigen Antheil aller an Allem, was das Geschöpf beschäftiget.

Die Kräfte des Menschen verstärken einander, wirken in einander, wie mit einander. Die Stärke des Sinnes verstärkt den Willen, das Gefühl den Verstand, sogar die physische Kraft. Dies gilt glei-

chermaßen in Hinsicht des Willens, des Gemüthes, des Geistes, ja selbst in Hinsicht des Physischen, sobald dies in reger Beziehung zu den geistigen Kräften gesetzt ist. Bei der gemeinsamen Theilnahme aller an jeglicher Thätigkeit, welche die einzelne beschäftigt, ist die einzelne nicht nur durch das Mitwirken derselben, insofern es sich auf den Gegenstand der Thätigkeit bezieht, sie ist auch an sich dadurch verstärkt.

Dasselbe, was in Hinsicht der Kräfte gilt, gilt auch in Hinsicht der Fertigkeiten, Talente, wozu die Erziehung die, mit den Kräften verwandten, besonderen Fähigkeiten entwickelt.

Aber dieser allgemein menschliche Gesichtspunkt wird beschränkt, zunächst durch den geschlechtlichen. Die Erziehung soll nicht nur Menschen, sie soll Mann und Weib bilden: nur seinen menschlichen Antheil an den eigenthümlichen Kräften des anderen Geschlechtes, an dessen Berufskreis, soll sie Jeglichem erhalten.

Wer bei der weiblichen Erziehung Wille, Denkkraft, und physische Stärke vorzüglich entwickeln wollte, weil sie von Natur schwächer im weiblichen Wesen als im Wesen des Mannes sind: wer die einzelnen Fähigkeiten dieser Anlagen zu Fertigkeiten wissenschaftlicher, bürgerlicher Thätigkeiten, oder solcher, wozu besondere physische Gewalt erforderlich ist, entwickeln wollte: stellte ein verkehrtes Wesen dar; eben so derjenige, welcher beim Mann den Sinn

der Sittlichkeit und Schönheit, die Liebe, die Phantasie, den Witz vorzüglich in Thätigkeit setzte; dessen Physisches zart bilden, seine Fähigkeiten zu Fertigkeiten für Leistungen häuslicher Thätigkeit entwickeln wollte.

Wille, Denkkraft, physische Stärke sind die Wendepunkte der männlichen Erziehung. Sinn der Sittlichkeit und Schönheit, Liebe des Herzens; Phantasie, Witz; Erregbarkeit und Zartheit des Physischen, sind die Wendepunkte weiblicher Erziehung.

Des Mannes einzelne Fähigkeiten sollen zu Fertigkeiten im wissenschaftlichen Fach, im Fach der bürgerlichen Geschäfte, der Kunst im höheren Sinne, zu Fertigkeiten solcher Geschäfte, welche ungemeine physische Kraft erfordern, entwickelt werden; die einzelnen Fähigkeiten der Frau zu Fertigkeiten der häuslichen Thätigkeit, der Kunst im niedrigeren und niedrigsten Sinn, in welchem die mechanische, alltägliche Arbeit zu den Kunstwerken gerechnet werden kann.

Die Erziehung von Knaben und Mädchen darf unter keiner Bedingung gemeinsam seyn. Es kann vom zartesten Alter nicht genug Verkehr und nicht wenig genug Gemeinschaft unter den Individuen derselben herrschen. Die letztere sollte ausschließlich der Ehe vorbehalten bleiben; wenn schon in diesem Sinne manches Verhältniß zur Ehe zu rech-

nen seyn dürfte, das den übrigen Beziehungen nach keine Ehe ist, keine seyn kann, noch seyn wollte.

Noch weitere Beschränkungen gesellt dem allgemein menschlichen Gesichtspunkt der Erziehung, so wie dem geschlechtlichen, der individuelle; ja die Beschränkungen, welche jener bedingte, werden durch diesen wieder gelößt.

Bei ihm sind die persönlichen Anlagen des Geschöpfes zu berücksichtigen; nächst denselben die Verhältnisse, worin die Geburt das Geschöpf setzte.

Der Hauptanlage, zufolge der persönlichen Art des Wesens, soll, wie den geschlechtlich stärkeren Anlagen desselben, die Hauptrücksicht der Erziehung gewidmet seyn. Jene soll der letzteren den Charakter geben; sie soll dagegen durch dieselbe gewöhnt werden, ihre Stärke den übrigen Anlagen gleichsam mitzutheilen, in dieselben zu ergießen, einem Strome gleich, der zahllose Wasserleitungen tränkt, überall Fruchtbarkeit verbreitend. Keines der menschlichen Vermögen darf, vorwaltend, die Thätigkeit der übrigen beeinträchtigen.

Auch besondere Fähigkeiten der Anlagen von solcher Stärke, daß sie besondere Lebensverhältnisse begründen könnten, sollen der Erziehung einen besondern Charakter geben. Auf ihre Ausbildung muß die Hauptrücksicht der letzteren gerichtet seyn; die Ausbildung aller übrigen Fähigkeiten soll darauf be-

zogen, nur nicht darüber vernachlässiget werden.

Besitzt das Geschöpf keine besonderen Fähigkeiten von solcher Stärke, daß sie seine Lebensverhältnisse bestimmen könnten; soll die Erziehung vorzugsweise Rücksicht nehmen auf Ausbildung derjenigen, deren Entwickelung ihm, den Verhältnissen nach, worin es die Geburt versetzte, am wesentlichsten nothwendig ist.

Alle Talente eines verfeinerten Lebenszustandes, Kunstfertigkeiten im höheren Sinn, dürfen bei untergeordneten Verhältnissen der Lage des Geschöpfes kein Augenmerk seiner Erziehung und Bildung abgeben, ohne persönliche, natürliche Fähigkeit desselben dazu, welche verhieße, daß deren Ausbildung selbst es in einem verfeinerten Lebenszustand erheben könnte.

Von Tanz, Musik, Poesie, bildender Kunst, lernt ein Jeder soviel durch sich selbst, das Beispiel und mittelst zufälliger Gelegenheit, als er zur Noth und Freude bei untergeordneten Verhältnissen des Lebens braucht. Es ist ein großer Uebelstand unsrer Erziehung, daß sie die Cultur der höheren Kunstfertigkeiten, vorzüglich unter die niedrigen weiblichen Stände gebracht hat; und nicht nur die Cultur dieser, sondern die Entwickelung besonderer Geistesfähigkeiten, wodurch die weibliche Geistesbildung der männlichen genähert wird; was bei untergeordneten Ver-

hältnissen der Lage der Frauen durchaus nicht seyn darf. Unsre Köchinnen und Hausmädchen, selbst unsre Kammerjungfern, taugen nichts mehr, sobald sie Fortepiano und Komödie spielen, wenn nicht Schriftstellerinnen, doch Briefstellerinnen sind, und über Bücher und Theater Urtheile fällen.

II.

Haus und Kloster.

Es giebt nur zwei Asyle für weibliche Erziehung, Bildung, welche zweckmäßig wären, das Haus und das Kloster.

Dem Manne ist von der Natur die Fähigkeit verliehen, Erscheinungen ohne Ausnahme und in Menge, ohne davon überwältiget zu werden dem Physischen nach, aufzufassen; sie, in Bezug auf ihn selbst zu entkräften durch ihren eigenen Begriff, ihnen das Gepräge seines eigenen Sinnes und Willens mitzutheilen.

Im Getümmel des bürgerlichen, oder des, diesem verwandten, gesellschaftlichen Lebens, lernt der jugendliche Mann diese Fähigkeit üben, ohne nothwendigen Nachtheil daher, für die Art seiner Entwickelung; lernt sie üben, eben an den Erscheinungen, welche deren gereifter Kraft zum Stoffe bestimmt sind; lernt diesen Stoff kennen und behandeln. Nur in jenen Kreisen lernt er vollkommen die we-

sentlichen Verhältnisse seines Berufskreises kennen und behandeln; denn alle menschliche Erkenntniß der Verhältnisse beginnt mit deren Betrachtung im Schimmer der Hoffnung, wie sie mit deren Betrachtung im Scheine der Erinnerung schließt; dazwischen liegt das doppelte Erfahren ihrer untergeordneten, ihrer überlegenen Beziehungen. Nur so es erlebend hat der Mensch ein Verhältniß, wenigstens subjectiv, durchaus kennen gelernt; und so soll er die Verhältnisse kennen lernen, welche die Natur seiner Gattung, seines Geschlechtes und seiner bürgerlichen Lage ihm bestimmt.

Eine Masse verschiedenartiger Erscheinungen überwältigt physisch die weibliche Zartheit und Erregbarkeit. Die Erscheinungen weilen in der weiblichen Phantasie; keine gleiche Stärke der Denkkraft der Frau als des Mannes, isolirt das Geschlecht von denselben; sie erregen dessen Triebe unmittelbarer, heftiger, als die Triebe des Mannes, und ihre Gestaltung ist keineswegs so unbedingt dem weiblichen Willen, als dem des letzteren unterworfen. Die Frau darf nicht den Eindrücken von Erscheinungen ohne Ausnahme, in großer Zahl und Mannigfaltigkeit, ausgesetzt, oder in Gegenwirkung zu denselben gesetzt werden: am wenigsten während der Jugendzeit, wo die Eigenschaften des Alters die Eigenschaften ihrer Naturart verstärken.

Es wäre dabei an keine ungestörte Entwickelung

des Physischen, der Geisteskräfte, der Kraft des Gemüthes und der Seele für sie zu denken. Ihre Erziehung, Bildung, fordert einen Kreis, welcher sie von der Masse der Erscheinungen, dem Eindruck nach, den sie auf sie machen und ihrer eigenen Wirkung nach auf dieselben, trennt.

Die geringe Zahl, die Einfachheit der Erscheinungen, welche ein häuslicher Kreis umfaßt, ist dem physischen so wie dem geistigen verhältnißmäßig geringerem Vermögen der Frauen angemessen. Die Erscheinungen in demselben erregen nicht gewaltsam und vielfach die an sich lebendigen und erregbaren weiblichen Gefühle. Ihr Eindruck läßt die zitternden Schwingungen der erregten Zeit in ungestörter Ausbreitung zurückkehren zur Ruh. Im Hause waltet die Stille, welche dem edelsten der weiblichen Naturvermögen, dem Sinne zu seiner Ausbildung, nothwendig ist; und die geringe Zahl, die Beschaffenheit der häuslichen Erscheinungen sind den bedingten Mitteln des weiblichen Willens entsprechend.

Aber nicht nur der Stärke und Zahl nach, auch der Art nach, sind die Erscheinungen und Verhältnisse im Innern einer Familie durchaus zur Entwickelung und Bildung der weiblichen Anlagen geeignet, wie es sich bei der näheren Betrachtung von deren Ausbildung ergeben wird.

Endlich aber ist eine häusliche Erziehung uner-

läßliche Bedingung für die Frau, zur Gewinnung der erwähnten vollkommenen Kenntniß der Verhältnisse, welche die eigenthümlichen ihres Daseyns, so wie die Grundverhältnisse des menschlichen sind, die gleichsam als Pulsadern Wärme und Leben durch dasselbe leiten.

Der Anblick der Ehe, welche das Haus gegründet, prägt der kindischen Vorstellung und Empfindung der Ehe seine Züge ein. Das Bild der älterlichen Liebe, der Genuß der älterlichen Wohlthaten, lehren die älterliche Liebe und ihre Verpflichtungen. Vater und Mutter sammeln durch beide, zerstören durch die Vernachlässigung beider, im Herzen und Gedächtniß ihrer Kinder eine Schuld von Liebe und Wohlthat an die noch unerzeugten Kinder derselben, welche von ihnen in der Regel so treu entrichtet, als unerbittlich verweigert wird. Das Bild der geschwisterlichen Liebe, das gegenseitige Verhältniß von Geschwistern im häuslichen Leben, ihr gemeinschaftliches zu den Aeltern, lehren das geschwisterliche Verhältniß kennen und bilden die Grundzüge des älterlichen gegen die eignen erzeugten, geschwisterlichen Sprößlinge.

Etwas Aehnliches findet statt in Hinsicht des Verhältnisses zwischen Herrschaft und Dienstleuten. Die Kinder beider lernen dasselbe kennen im häuslichen Leben aus der Betrachtung, ehe sie zum thätigen Antheil daran übergehn. Den Dienstleuten soviel näher

als die Herrschaft erfahren die Kinder von dieser, der Herrschaft soviel näher als den Dienstleuten erfahren deren Kinder, gleichsam persönlich durch das Mitgefühl, dessen untergeordnete und überlegene Beziehungen, bevor sie in die einen oder andern übergehen, und sind so fähiger zum Gebieten wie zum Dienen, wozu ihr Loos sie bestimmen mag.

Dabei gewinnt das weibliche Leben, dessen wesentliche alle diese Verhältnisse sind, eine Vertrautheit mit denselben, eine Einheit der Züge, eine Sicherheit der Haltung, welche einen unschätzbaren Zuwachs von Tüchtigkeit, Innigkeit und Freude umfassen.

Die Anstalten für weibliche Erziehung und Bildung, welche nach dem Vorbilde der Anstalten zu männlicher Erziehung und Bildung eingerichtet sind, schließen allerdings eine Masse vielartiger Erscheinungen, welche das jugendliche weibliche Wesen zu überwältigen drohte, eben sowohl ab von demselben, als das Haus. Auch in ihrem Bezirk sind die Erscheinungen in keinem Unverhältniß zu der geringen Kraft, den bedingten Mitteln des jugendlichen weiblichen Willens.

Aber die bei dieser Umgebung vorkommenden Erscheinungen, sind nicht so einfach als die dem Familienleben eigenthümlichen, und darum nicht so faßlich für den jugendlichen weiblichen Geist. Sie regen

das Gemüth heftiger, und nicht die eigenthümlichen Triebe des weiblichen Gemüthes, wie jene auf. Es waltet in dieser Umgebung nicht die herzlich beseelte Stille, welche der Entwickelung der Kraft des Sinnes so nothwendig und zuträglich ist, wie sie im häuslichen Kreise waltet. Sind hier die Erscheinungen auch der Kraft und den Mitteln des jugendlichen Willens des Mädchens angemessen, setzen sie ihn nicht mittelst der ihm natürlich eigenthümlichen Motive in Thätigkeit. Die Geschäfte hier, die Verhältnisse, haben gar nichts Aehnliches mit den wesentlichen Geschäften und Verhältnissen der künftigen weiblichen Lebenstage.

Anders ist es bei der klösterlichen Erziehung; allein dieselben Uebelstände treten auch bei dieser, nur im geringeren Grade, in verschiedener Gestalt ein, und machen, daß eine häusliche Erziehung und Bildung für das weibliche Geschlecht im Allgemeinen selbst der klösterlichen vorzuziehen ist.

Allerdings hält das Kloster eine überwältigende Masse und Mannigfaltigkeit von Erscheinungen noch ferner von dem jugendlichen weiblichen Wesen, als das häusliche Leben. Aber die Erscheinungen in der klösterlichen Umgebung sind nur einförmiger, nicht so einfach als die einer häuslichen. Alles hat hier zunächst Beziehung auf die Vorstellung, welche die erhabenste ist, die der Mensch fassen kann, die Vorstellung seines Schöpfers; aber welche nicht das Phy-

sische ihm, so zu sagen unmittelbar, lehrt; welche sein Geist ihm lehren muß. Sie erregen tiefere, innigere Triebe als die Erscheinungen im häuslichen Leben; allerdings Triebe, wodurch die eigenthümliche Kraft des weiblichen Herzens, die Liebe, vorzüglich entwickelt wird und eine edele Bildung gewinnt; aber an einen Schwung gewöhnt, der das Gefühl über das Leben hinaus trägt, innerhalb dessen Gränzen es vorzüglich thätig seyn soll. Die Stille, welche hier waltet, ist ungestörter und tiefer als die im häuslichen Kreise waltende, und nicht minder beseelt; aber sie ist erhabener; sie gewöhnt den Sinn an ein Element des Friedens und Schweigens, das sein im Leben nicht erwartet. Den geringen Mitteln und Kräften des weiblichen Willens entsprechen hier die Erscheinungen; sie setzen ihn durch keine Motive in Thätigkeit, welche der weiblichen Natur fremd; aber durchaus durch Motive, welche der menschlichen Natur ungewöhnlich sind. Dasselbe ist der Fall mit den Geschäften und Verhältnissen des klösterlichen Lebens. Sie sind den eigenthümlichen der künftigen Lebenstage des Mädchens nicht entgegengesetzt; aber es sind auch nicht die eigenthümlichen derselben.

Die Freundschaft zu Jugendgefährtinnen, die Verehrung Vorgesetzter, die Stunden stiller Erhebung der Seele zu ihrem Schöpfer, treten an der Grenze der Reife des weiblichen Alters für den weiblichen

Beruf, gleichsam von der Frau zurück, jene als untergeordnete Verhältnisse im Kreise desselben, diese als nur einzeln ihr mehr vergönnte Stunden, zur Stärkung, Erquickung und Freude.

Das Bild der Jugend, deren Hauptzüge sie bildeten, muß sich an den Pforten der Reife verwandeln. Ein neues Lernen, ein jugendliches Schwanken tritt ein, wo schon Kenntniß seyn sollte, und Sicherheit. Das an Schatten gewöhnte Auge kann den Glanz der Farben, das an Stille gewöhnte Ohr das Geräusch nicht ertragen: es vermißt, es ist überreich; es schätzt zu gering, es schätzt zu hoch; das Leben hat die Einheit seiner Züge, den Kern seiner Haltung verloren, beide sind als ein unsicherer Gewinn auf die individuelle Fähigkeit des Geschöpfes gesetzt, die zwei entgegengesetzten Zustände zur Einheit zu verschmelzen, auf die Begünstigung, der Umstände bei diesem Geschäft.

Für ein weibliches Wesen, das vorzüglich für das gesellschaftliche Leben gebildet werden soll, mögen die, den männlichen nachgebildeten weiblichen Erziehungs- und Bildungs-Institute passen.

Für ein Mädchen, welchem das Schicksal den Familienkreis zerstörte, dem kein andrer diesen ersetzen kann, ist das Kloster das eigenthümliche Asyl der Erziehung und Bildung. Der von Menschen verlassene Mensch tritt in unmittelbare Beziehung zur Gott-

heit. Das klösterliche ist ein Familienleben, dessen Mittelpunkt diese ist, dessen Verhältnisse sich an sie knüpfen.

Von der Bildung der einzelnen menschlichen Anlagen im Weibe.

I.

Bildung des Physischen.

Der weibliche Körper ist zarter und schwächer, als der männliche; demohnerachtet gehören Uebungen, welche ihn zu einem kräftigen, rüstigen und tüchtigen Werkzeuge der geistigen Anlagen bilden, nicht weniger zur Bildung des Physischen beim Weibe als Sorgen, wodurch seine Zartheit und die damit verbundene Schönheit erhalten werden.

Man soll die Frauen gewöhnen, Hitze, Kälte, den Wechsel der Witterung, Entbehrung von Nahrung, Ruhe und Bequemlichkeit zu ertragen. Ein künstliches System der Erziehung, welches dieses bezweckte, richtete gar nichts aus. Beispiel der Aeltern, und Gewohnheit des Hauses sind die einzigen dienlichen Mittel. Vor allen Dingen aber muß die geistige Kraft gewöhnt werden, das Physische zu unterstützen und früh der innigste Geschwisterbund zwischen

Geist und Körper zur Thätigkeit gestiftet, welcher allein vollendete Menschlichkeit erzeugt.

Das Physische der Frauen steht von Natur in innigerem Zusammenhange als das Physische des Mannes mit den geistigen Kräften. Dies hat oft eine Folge, welche die Frauen für ihren eigenthümlichen Beruf untüchtig macht, und welcher die Erziehung früh entgegen arbeiten soll. Reizbare Frauen, von lebhafter Phantasie und zärtlichem Herzen, können durch die Vorstellung von Leiden und Verletzungen, auch dem Physischen nach, dergestalt erschüttert werden, daß sie unfähig sind, ohne üble Folgen, sogar ohne plötzlich üble Folgen für sich selbst, deren Anblick zu ertragen. Die gegenwärtige empfindsame Erziehung des weiblichen Geschlechtes, ist mehr geeignet diese Reizbarkeit zu erhöhen, als zu kräftigen. Das letztere macht eine wichtige Angelegenheit der physischen Bildung des weiblichen Geschlechtes aus.

Die Sorgen für die Schönheit sollen nicht bei den Abhärtungen des weiblichen Körpers aus den Augen gesetzt werden. Man kann den Körper der Hitze und der Kälte preisgeben, der Witterung und den Elementen, ohne Versäumniß der Vorsichten, welche eine zarte Haut vor Sonnenbrand, vor dem Aufspringen durch Frost bewahren. Angestrengte Arbeit kann vollzogen werden, ohne Vernachlässigung dessen, was die Zartheit der Bildung der Formen des Körpers,

zumal der Hände und Füße, erhält. Eben in diesem Verein von Sorgfalt für Schönheit und Zierlichkeit und von schonungsloser Anstrengung in Hinsicht auf einen echt weiblichen Zweck, besteht die weibliche Anmuth.

Physische Uebungen, wodurch zunächst die körperliche Kraft entwickelt wird, die etwas Gewaltsames begleitet, etwas Feindliches, oder gar Etwas, das die Verschämtheit bedroht, als Fechten, Springen, Ringen, Klettern, Schwimmen, sind nicht zu weiblicher physischer Bildung geeignet. Wohl aber solche Uebungen, welche zunächst die körperliche Gewandheit mehren, die Fähigkeiten einzelner Sinne schärfen, als z. B. des Auges. Wobei die Schamhaftigkeit nichts zu besorgen hat, als Laufen, nach dem Ziele werfen, und Schießen, Fahren, Reiten. Oder solche Uebungen, welche die körperliche Kraft ohne Verletzung der Verschämtheit, ohne daß etwas Feindliches darin läge, mehren; als Lasten heben, u. s. w. Dies Alles schließt die Weiblichkeit nicht von der physischen Bildung der Frauen aus. Es ist mit den Fertigkeiten, welche dergleichen Uebungen verschaffen, eine angenehme Sicherheit verbunden, bei Gefahren, in welche seine Bestimmung für häusliche Abgeschiedenheit unser Geschlecht zwar nicht leicht versetzt, worin es jedoch vielfach gerathen kann.

Bildung des weiblichen Geistes.

Obgleich die Denkkraft ein schwaches Vermögen des weiblichen Geistes ist, muß nichts destoweniger die geistige Bildung der Frauen darauf gegründet werden, sowohl als die geistige Bildung des Mannes. Die zweckmäßige Bildung der übrigen, stärkeren geistigen Fähigkeiten der Frau, hängt wesentlich damit zusammen, daß jene von Jugend auf geübt werde in Wahrnehmen, Unterscheiden, Vergleichen, Folgern, Schließen, Urtheilen, nach den Gesetzen der Erkenntniß.

Der feinen und reichen sinnlichen Wahrnehmung der Frauen, wird hiedurch Ordnung und Bestimmtheit gegeben. Das hurtige und bewegliche Combinationsvermögen, der Witz, des weiblichen Geistes erlangt Stärke, und wird als das erhalten, was er der Natur nach seyn soll, eine einzelne Function der Erkenntniß. Witz ist der Funke, welcher der Flamme der Wahrheit voraufgeht, aus dem sie sich entzündet. Oft erleuchtet sie, ganz entwickelt zusammengehalten in seiner engen Schranke, weite Gebiete. Witz dieser Art, eine Combination von Wesentlichkeiten der heterogensten Gattung, deren Resultat aus der Art ihrer Zusammenstellung oder ihres Ausdrucks hervorspringt, ist tändelnd und erhaben, lächelnd und ernst zugleich. Er ist mehr ein Theil des männlichen als

weiblichen Geist·s; eben dies, weil der Mann in der Regel mit mehr Kraft und Ordnung wahrnimmt, als die Frau. Mittelst einer regelmäßigen, logischen Bildung werden die gleichen Eigenschaften der weiblichen Wahrnehmung ertheilt; und der Witz der Frauen wird zugleich gesichert vor einer Entartung, zu welcher ein Anlaß in seiner Hurtigkeit und Gewandheit, in der Erregbarkeit der Fülle, und dem Reichthum der sinnlichen Wahrnehmung in der weiblichen Natur enthalten ist: daß er sich nämlich in ein Spiel verliert, welches reizt, gefällt, wirkt; wobei aber die echte Erkenntnißkraft sich verflächt, und der Zweck verloren geht, zu welchem die Natur dem Menschen dies edele und schöne Vermögen gab.

Die Phantasie ist die stärkste Kraft des weiblichen Geistes: alles stellt sich den Frauen im Bilde dar, wie dem Manne im Begriff; ein vorzügliches Augenmerk ist folglich bei der weiblichen Geistesbildung auf die Phantasie zu richten.

Das nächste muß dahin gehen, sie an die sinnliche Wahrnehmung zu ketten, ihr Wahrheit und Nüchternheit zu geben. Sie darf sich nicht gewöhnen, die Züge des einen Bildes, mit denen eines andern zu vermengen, phantastisch darzustellen. Das Wirkliche zeigt von Natur sich schöner in diesem Spiegel des Geistes, auf dem tiefen, geheimnißvollen Hintergrund der Seele abgebildet, wie Landschaften schö-

ner im Spiegel reiner Fluthen erscheinen, auf der Tiefe des dunkelleuchtenden Himmels gesehn; und es erregt so schönere Triebe. Vermengt aber mit fremden Zügen, erregt es Triebe und Handlungen, die keinen Grund in der Wirklichkeit haben, also auch keinen Zusammenhang mit derselben, welche die natürliche Folge ihrer Erscheinungen verwirren. Eine gründliche, regelmäßige Bildung der Denkkraft, theilt allein mit Zuverlässigkeit der weiblichen Phantasie jene Eigenschaften mit.

Die Phantasie unterscheidet sich dadurch von dem Sinn, daß sie ohne Unterschied Bilder der Schönheit und Sittlichkeit, Fratzen und Lasterbilder aufnimmt. Sie erhält durch Uebung eine Fertigkeit zu dem einen und dem andern. Deßhalb ist es durchaus nothwendig, diesen mächtigen Hebel des weiblichen Wesens von Jugend auf an die Darstellung schöner und würdiger Gegenstände zu gewöhnen; deßhalb kann man bei den Frauen Aug und Ohr nicht genug bewahren. Wo dieß nicht von Kindheit auf geschah, tritt leicht ein Zwiespalt ein zwischen Sinn und Phantasie; und Vernunft und Wille sind oft nicht im Stande zu verhüten, daß mittelst eines, man möchte sagen, teuflischen Mechanismus, in einer, den schönsten und würdigsten Vorstellungen geweihten Phantasie, nicht ein unwürdiges Bild sich keck, gleichsam höhnend, zwischen jene eindränge; wenn auch ohnmächtig Hand-

lungen zu erzeugen; doch die lautere Einheit des Bewußtseyns störend.

Außer den wesentlich wohlthätigen Einfluß, den eine gründliche und regelmäßige Ausbildung des weiblichen Denkvermögens auf die Bildung der übrigen Anlagen des weiblichen Geistes ausübt, hat sie einen nicht minder wohlthätigen auf die Bildung der geistigen Kräfte des Weibes überhaupt, und den Zusammenhang derselben.

Sie dient den Frauen als Waffe wider die Gewalt des sinnlichen Eindrucks über ihre Erregbarkeit. Sie übt sie, das Zufällige vom Wesentlichen zu unterscheiden, dem einen sich zu entziehen, dem andern sich zu weihen; sie erleuchtet, vergeistigt ihre Triebe, mildert deren fanatische Heftigkeit. Sie macht ihnen die Anforderungen ihres Gewissens verständlich, rechtfertiget sie; und verstärkt so dessen leise geheimnißvolle Mahnungen. Sie bewahrt die Frauen vor Schwärmerei. Kurz, sie vervollkommt deren Menschlichkeit ohne ihrer Weiblichkeit Etwas zu entziehen.

Aber die Thätigkeit des Denkvermögens der Frauen soll, trotz einer solchen Bildung desselben, nur auf das eigene Innere, auf Erkenntniß, der unmittelbar gegenwärtigen, oder der nächsten Erscheinungen der Außenwelt als Stoff beschränkt bleiben.

Die Frauen sollen ihr Erkenntnißvermögen nicht auf abstracte Wissenschaften, nicht auf solche richten,

deren Studium eine unbedingte und umfassende Thätigkeit nach Außenhin, oder eine bedeutende physische Kraftanstrengung forderte.

Kennen lernen sollen sie allerdings auch diese Wissenschaften; aber nur um zu erfahren, welchen Theil der Erkenntniß der Schöpfungen Gottes, der Erfindungen des Menschen, der letztere sich dadurch aneigne; auf welche Weise er dabei verfährt, wozu er seine Kunde benutzt? Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist keine Wissenschaft abstrus. Die religiöse Beziehung und die menschliche eignen alle dem Gemüthe an und der nächsten Wirklichkeit.

Alle Wissenschaften, welche sich im Bilde darstellen, sind unter den erwähnten Einschränkungen des Studiums derselben, vorzugsweise für den weiblichen Geist geeignet; wie entfernter Zeiten, entlegener Gegenstände Bild sie verschaffen mögen.

Geschichte, nach all' ihren verschiedenen Abtheilungen, nicht einmal die Tactik ausgeschlossen, in sofern sie zu einem Bilde vom Kriege verhilft; Naturgeschichte, nach allen ihren Zweigen; ja, selbst die nüchterne Mathematik, welche den Knoten schürzt, zwischen Bild und Begriff, die reinen Urformen kennen lehrt, aus welchem das Bild sich erbaut und das gegenseitige Verhältniß derselben, sind für den weiblichen Geist geeignete Wissenschaften.

Eben so gehören die Werkzeuge, wodurch wir

uns der Kenntnisse bemächtigen, die Sprachen, todte, wie lebendige, zum Kreise weiblicher Geistesbildung; jedoch nur als Werkzeuge zu jenem Endzweck. Eine Frau, welche Grammatiker oder Philolog würde, überschritte die Grenzen aller weiblichen Bestimmung, wenn sie es nicht durch ihren Gatten, ihren Vater, für beide, oder mit beiden würde.

Je trefflicher an sich ein solches Werkzeug ist, je wesentlichere Kenntnisse man dadurch erlangt: so wichtiger ist, es in seiner Gewalt zu haben. Es liegt darum nichts Unweibliches in der Kenntniß der beiden vollendetesten Sprachen des Alterthums, der griechischen und der lateinischen. Es würde nichts Unweibliches in der Kenntniß noch viel abstruserer Sprachen liegen, als der indischen, der persischen, wenn jene nur zu dem Zwecke erworben würde und benutzt, ein Bild von Art, Zustand, Localität jener entlegenen Gegenden und ihrer Vergangenheit zu verschaffen. Die slawische Sprache sollte als ein unerläßlicher Theil der Geistesbildung beider Geschlechter betrachtet werden, die Sonderung endlich auszugleichen, welche zwischen den zwei großen Völkerstämmen herrscht, die Europa besetzt halten.

Das Einzige, was gegenwärtig noch wider eine solche Geistesbildung des weiblichen Geschlechtes eingewendet werden könnte, ist, daß eine Auszeichnung damit verbunden wäre: die überhaupt, im

Guten wie im Bösen, ein Unglück für den Menschen, und ein vielfaches für die Frauen ist: es fiele weg sobald jene Bildung allgemeiner würde.

Bei der Muße, welche die Frauen im häuslichen Leben haben, sind gründliche und umfassende Kenntnisse ihnen nothwendig, sie vor langer Weile zu bewahren. Das Herz reicht allein nicht hin, zur Beschäftigung. Und kleinliche Thätigkeiten aller Art entwürdigen das ganze Wesen. Die meisten Fehler, welche man unsrem Geschlechte zur Last legt, Neugierde, Klatscherei, Eitelkeit, haben ihren wesentlichen Grund in dem Mangel einer gehörigen Ausbildung des weiblichen Erkenntnißvermögens aus der Richtung seiner Thätigkeit auf bedeutende Gegenstände.

Womit soll, bei den weiblichen Arbeiten, welche den Geist mehrentheils gar nicht beschäftigen, oder unzulänglich beschäftigen, die Frau das Verlangen desselben nach Thätigkeit stillen, als durch den Stoff, der in ihrer Gewalt gegeben ist und der dem Grade seiner durch keine Ausbildung gestärkten Fassungskraft entspricht, durch Klätschereien, Spähereien, Eitelkeiten?

Allerdings sind die Interessen der Wissenschaft und Kunst, des bürgerlichen Lebens, unverhältnißmäßig gehaltvoll im Vergleich zu denen des häuslichen Lebens und des kindischen Geistes: und die Frau

ist bestimmt ihren Kindern, wie die Natur dem Menschen, Mutter zugleich und Gespielin zu seyn.

Aber in der weiblichen allgemeinen Erregbarkeit, im Ueberwiegen der Triebe in der Vernunft der Frauen, in der unmittelbareren Verwandschaft ihrer Triebe mit dem sinnlichen Eindruck, welche die Gewalt des Augenblickes, die über alle Menschen so mächtige, doppelt mächtig über die Frauen machen; in der natürlichen Stärke des Mitgefühls, der Liebe und des Gefühls der Blutsverwandschaft, zumal des mütterlichen Gefühls, in der weiblichen Brust ist ein hinlängliches Gegengewicht wider die überwiegende Gewalt jener ersteren, wenn gleich stärkeren, doch entfernteren Interessen, über die letzteren enthalten. Es ist nicht zu fürchten, daß sie die Frauen von dem Antheil an den Gegenständen ihrer Zärtlichkeit, von dem Interesse an den Geschäften ihres Berufes, abwendig machten. Das erste Resultat eines tüchtig gebildeten Erkenntnißvermögens ist zudem die Erkenntniß des eigenen Berufes, und die, daß es nichts so Wichtiges für den Menschen giebt, als seinen Beruf. Die Frau braucht im Gegentheil, bei den oft erwähnten Eigenthümlichkeiten ihrer Naturart, jener gediegenen Entwickelung ihres Denkvermögens und einer Vertrautheit ihres Geistes mit umfassenden Interessen, ihrem Wesen Haltung zu verleihen. Sie geben ihren Trieben einen weiteren Horizont und in der Ausbrei-

tung unter demselben mehr Ruhe und Milde und mehr Kraft. Sie bilden ein neues Band unter den zwei Geschlechtern, welche, wie niemals genug wiederholt werden kann, nicht innig genug verbunden und nicht streng genug gesondert seyn mögen.

Es giebt keine weiblicheren Frauen, als diejenigen, welche den meisten Antheil an den Interessen ihres Vaterlandes nehmen, die eine ausgebreitete Geistesbildung voraussetzen, da sie zugleich Interesse der halben Welt sind, die englischen. So weit meine Lebenserfahrung reicht, fand ich immer die Frauen, deren Denkkraft am regelmäßigsten gebildet, unter den erwähnten Einschränkungen auf die gründlichsten wissenschaftlichen Interessen gerichtet war, zugleich die tüchtigsten Hausfrauen, die zärtlichsten, aufopferndsten und vernünftigsten Mütter.

Nur jene Geistesbildung bleibe fern von den Frauen, welche gegenwärtig leider die gewöhnlichste bei unsrem Geschlecht ist, die stückweise, welche Notizen von Allem, und nichts als ein lebendig in sich organisirtes Ganzes zuführt.

Dem Mann, bei seinem ausgebreiteten, ganz unvorhergesehenen Beziehungen ausgesetzten Wirken, kann die einzelne Notiz oft zu statten kommen. Sie mag ihm als ein Anker dienen, wodurch er jenes Wirken gleichsam an unbekannten Küsten befestiget. Der Frau, in ihrem abgesonderten Berufskreise, mit dem

Herzen und der Seele, welche Theil verlangen und Theil nehmen sollen an den Thätigkeiten ihres Geistes, der Frau, kann nur eine Erkenntniß der Dinge genügen, welche ihr diese als ein lebendig in sich organisirtes Ganzes zuführt, an welches das Herz sich schließen, wobei der Sinn der Vollkommenheit der Seele Beruhigung finden möge, oder, wovon beide sich entschieden abwenden.

Das würden echte Lehrbücher für Frauen seyn, welche ihnen ganze Wissenschaften, oder einzelne Zweige der Wissenschaften, nach deren wesentlichen Zügen, nach dem Zusammenhang dieser Züge untereinander in der Wissenschaft, nach der Beziehung, worin sie zu den übrigen Kenntnissen stehen, darstellen; und zugleich so, daß bei dieser Darstellung das Bildliche vorwaltete.

Die Gelehrsamkeit besteht nur in der individuellen, und individuellsten Kenntniß der Dinge, die nicht vor Augen sind.

Der weibliche Beruf läßt den Frauen keine Zeit zu dem Nachdenken, welches diese Kenntniß in Hinsicht abstracter Gegenstände erzeugt; keine Zeit zu gelehrten Forschungen, auf welchen sie in Hinsicht materiel- wissenschaftlicher beruht. Der Art des weiblichen Geistes entspricht jenes Nachdenken nicht, entspricht die anhaltende, gleichförmige, angestrengte Thätigkeit nicht, welche diese Forschungen bedingen: die

Frauen sind durchaus nicht zur Gelehrsamkeit geschaffen.

Allein eine allgemeine und zugleich gründliche Kenntniß, wie die erwähnte, ist gleichsam ein Stamm, an welchem die zufällig gewonnene Notiz, wie ein lebendig einwachsendes Blatt, eine lebendig einwachsende Blume sich anschließen kann. Sie entspricht der, im weiblichen Wesen vorwaltenden Kraft des Sinnes; so wie sie dem, im weiblichen Wesen vorwaltenden Gemüthe Beschäftigung giebt.

Noch eine Schranke setzt das Vorherrschen der Phantasie im weiblichen Geiste, das Bildliche, welches dadurch alle weiblichen Begriffe erhalten, der lebhafte Antheil des ganzen Wesens der Frau an ihren Vorstellungen, den Kenntnissen der Frau. Die lasterhaften Entartungen der menschlichen Natur soll sie nicht kennen lernen. Diese Entartungen sind auch nichts Wirkliches. Es sind Blasen eines gährenden Zustandes jener Natur unter gewissen Verhältnissen und Umständen. Es genügt diesen Zustand nach seinen Veranlassungen, im Allgemeinen zu kennen, ohne das Einzelne seiner Greuel zu erschöpfen.

Alle Kunst dagegen, deren Wesen im Bildlichen und in der Vollkommenheit des Bildes besteht, ist ein nothwendiger Theil der weiblichen Geistesbildung. Wir kommen auf diesen Gegenstand zurück, wenn wir von der Bildung der weiblichen Seele reden werden.

Es führt uns zunächst auf die Bildung des weiblichen Gemüthes.

Bildung des Gemüthes.

Mitgefühl und Liebe sind die Triebe des menschlichen Herzens, auf deren Entwickelung zu vorzüglicher Kraft durch vorzugsweise Thätigkeit, auf deren vernünftige Richtung alle menschliche Erziehung zunächst ihr Augenmerk zu richten hat; doch insonderheit die weibliche Erziehung: da jene Triebe vorherrschen in der weiblichen Brust, da sie insonderheit die Hebel aller weiblichen Thätigkeiten, die Wurzel aller wesentlichen Verhältnisse des weiblichen Lebens sind.

Das Herz wird zum Mitgefühl erweckt, es wird Liebe in demselben erregt, durch angenehme sinnliche Eindrücke, wie sie von schönen und gefälligen Gegenständen herrühren. Die Liebe ist eine vernünftige, welche sich auf würdige Gegenstände bezieht. Es scheint demnach, daß man die Kindheit ausschließlich mit gefälligen, schönen, würdigen Gegenständen umgeben sollte. Die Natur selbst scheint darauf zu deuten, indem sie den Menschen durchaus mit Gegenständen voll Schönheit, Zweckmäßigkeit und wundervoller Weisheit der Bildung umgiebt; indem sie Heiterkeit, Schönheit und Reiz zum Grundton machte

der Schöpfung des Planeten, den sie ihm zum Wohnsitz gab.

Allein dieser Schluß ist ein Irrthum. Er liegt der Ansicht Rousseaus von der Erziehung, wie seiner Ansicht von den menschlichen Institutionen überhaupt zum Grunde. Rousseau hält für möglich, den gegenwärtigen Zeitmoment des menschlichen Zustandes, in der Wirklichkeit wie durch Zauberschlag in einen natürlich idealen Zustand umzuwandeln, weil eine solche Umwandlung in der Vorstellung möglich ist. Er bildet seinen Emil für eine phantastische Welt, und verdirbt ihn für's Leben. Seine Erziehung, so wie sein Contract social überspringen das Werk der Zeiten und stellen den Menschen an deren gehofftes Ziel.

Der Mensch ist für die Wirklichkeit geboren, wie sie gestaltet erscheint, im Augenblick seines Lebens. Er muß durch sie und für sie gebildet werden; dies setzt der natürlich idealen Bildung seines Herzens Bedingungen. Es darf von Kindheit auf keine Auswahl eintreten in Hinsicht der Erscheinungen, welche die Triebe der menschlichen Brust erregen: die Bildung des Gemüthes büßte hiedurch ihr nächstes Erforderniß ein, ihre Wahrhaftigkeit.

Nach der Art und in der Folge, wie die Wirklichkeit ihre Eindrücke beut, sollen diese die jugendliche Brust erregen. Für den Conflict der Liebe mit der Selbstliebe, welcher dem Menschen überall entgegen-

tritt im Leben, würde das jugendliche Herz durch lauter der Kindheit dargebotene angenehme Eindrücke und schöne, würdige Gegenstände, nicht gebildet. Dasjenige, was des Menschen Liebe erregt und verdient, soll sich von jeher ihm zufällig bieten, wie es ihm im Leben entgegentritt. Es soll seine Liebe nicht beabsichtigen, nicht ernähren; wie es sich im Leben ihr oft versagt, ihr oft durch das Leben entzogen wird. Der Mensch muß früh lernen, zu lieben ohne besitzen zu wollen; zu lieben, was ihn verschmäht; und vor allen muß dies die Frau.

Allein es ließe sich die Auskunft denken: Mitgefühl und Liebe im jugendlichen Herzen, wenn nicht durch den sinnlichen Eindruck, durch die Vorstellung schöner und würdiger Gegenstände zu entwickeln.

Auch dies wäre kein glücklicher Versuch, insonderheit kein glücklicher in Hinsicht der Bildung des weiblichen Herzens. Man reizte dadurch die Triebe zur Leidenschaftlichkeit, indem die geistige Kraft und Dauer der Vorstellungen sie viel tiefer und anhaltender, als der vorübergehende, sinnliche Eindruck entflammt. Man bildete sie abstrus mittelst des abstracten Wesens vom Begriff; phantastisch, mittelst der Willkührlichkeit des Bildes: ein Uebelstand, dem solche Bildung des Herzens bei der weiblichen Erziehung zumal unterläge. Man beengte das Gemüth durch

die Einförmigkeit, den kleinen Kreis der Vorstellungen des Einzelnen, worauf man sie beschränkte. Man machte sie egoistisch durch die Besonderheit der Art, durch den Ursprung im eigenen Wesen, woran man sie gewöhnte; und zerstörte so das beglückende Band, welches den Menschen mit allen Menschen verknüpft. Denn in dem Gemeinsamen der Anlässe und der Gestalt der Gefühle des Einzelnen liegt das Gemeinsame derselben mit den Gefühlen Aller: so wie in dem Besondern der Anlässe und der Form seiner Triebe, dasjenige liegt, was seine Empfindung von der Empfindung Aller trennt. Denn die Vorstellung, deren der Mensch in seinem Innern mächtig ist, isolirt ihn von den Menschen, sobald seine Triebe sich auf sie beziehn. Sie giebt ihm in diesem Fall ebenso möglich eine freundschaftliche als eine feindliche Stellung zu jenen. Außerdem ist die Bestimmung des Herzens durch Vorstellungen, wenigstens zur Hälfte, in so fern Begriff sowohl als Bild die Vorstellung ausmachen, dem natürlichen Zusammenhang der Kräfte in der weiblichen Vernunft nicht entsprechend. Und außerdem ist ein dergestalt erregter Trieb kein vollkommen menschlicher. Es ist eine Spannung damit verbunden, wenn schon sie den Menschen über sich selbst erhebt. Auch die Sinnlichkeit soll Antheil haben an den Trieben des menschlichen Gemüthes. Die Natur gab ihr eine geistige Eigenschaft, die keine der

übrigen menschlichen Kräfte besitzt, welche diese nur von ihr entlehnen können, und die so schön ist, die Frische.

Dagegen soll der Haß — der Trieb des menschlichen Herzens, welcher zerstörend wirkt, welcher überhaupt im weiblichen Herzen ein untergeordneter, ein demselben gewissermaßen widernatürlicher ist, zu dessen Befriedigung die Natur den Frauen nur negative Kräfte gab — ganz im Gemüth während der Jugend in Schlummer erhalten werden. Die Kindheit soll von Eindrücken gesondert erhalten bleiben, welche ihren Haß erregen könnten. Die Kindheit der Frauen soll dies vor allen Dingen; dem Haß muß im weiblichen Herzen der negative Charakter des Abscheues, der Verachtung gegeben werden. Wird er aber erregt, so soll er vorzugsweise auf die Vorstellung als Anlaß beschränkt werden. Seine Erregung durch den sinnlichen Eindruck verwildert das menschliche Wesen. Aller Adel des Hasses beruht in seiner Stärke und geistigen Beziehung.

Das Gesagte nun bedingt eine Bildung des Gemüthes mittelst gewählter Eindrücke und mittelst Eindrücke nach deren zufälliger Art und Folge in der Wirklichkeit. Eine Bildung des Gemüthes durch den Antheil von Sinnlichkeit und Geist zugleich an dessen Trieben, durch den reinen Bezug derselben auf die Vorstellung. Hiezu kommt noch, die schon früher,

in Hinsicht der geschlechtlichen Verschiedenheit der menschlichen Naturart erwähnte Bedingung, welche auch in Hinsicht der eigenthümlichen Art des Jugendalters gilt, daß die sinnlichen Eindrücke und die Vorstellungen, wodurch das menschliche Herz während der Jugend gebildet wird, nicht die Kräfte der menschlichen Anlagen während dieses Lebensabschnittes überbieten dürfen, und daß ihnen gleichwohl so viel Gewicht eigen seyn muß, damit die menschlichen Anlagen durch sie entwickelt und an Vermögen gesteigert werden können. Zu heftige und mannigfaltige Eindrücke während der Kindheit würden das Physische überwältigen, den Geist erdrücken, das Gemüth abstumpfen, zumal das Physische den Geist und das Gemüth eines weiblichen Wesens; zu unbedeutende entwickelten sie nicht.

Alle diese, einander theils widersprechende Anforderungen, führen uns auf den Gegenstand zurück, bei dem wir der letzteren Bedingung in der obenerwähnten Hinsicht gedachten, auf eine häusliche Erziehung.

Der häusliche Zustand gestattet eine natürliche Folge ausschließlich angenehmer Eindrücke; eine ungekünstelte Umgebung schöner und würdiger Gegenstände, zu vorzugsweiser Erregung der liebevollen Triebe des jugendlichen menschlichen Herzens, und

um diese Triebe an eine vernünftige Richtung zu gewöhnen.

Hier liegt in keiner Erscheinung ein Anlaß zum Haß. Hier überwältigt weder Menge noch Art der Erscheinungen, und folglich auch weder Menge noch Art der damit zusammenhängenden Eindrücke, das Physische, den Geist des jungen menschlichen Wesens und erregte in diesem Triebe, welche der Stärke der Gemüthskraft seiner Jahre nicht angemessen wären. Die geringe Zahl, die Einfachheit, die Nähe, Gegenwart, Wiederkehr der Gegenstände, machen sie dem jungen Geiste faßlich, halten die Triebe gleichmäßig erregt. Eben jene Nähe, Gegenwart, Wiederkehr entwickeln im weiblichen Herzen die schöne Eigenschaft der Innigkeit; und bei der Art der Erscheinungen des häuslichen Lebens liegt in ihnen ein Anlaß mehr zu Erregung von Liebe und sympathetischer Empfindung in Bezug auf sie.

Und gleich wohlthätig wie durch seine eigenthümliche Umgebung wirkt der häusliche Zustand durch seine eigenthümlichen Verhältnisse zur Bildung des jugendlichen, zumal des jugendlichen weiblichen Herzens.

Er bezieht sich auf Befriedigung der nächsten Bedürfnisse der physischen Existenz des Menschen; auf Befriedigung seiner natürlichen, liebevollen Triebe. So ist er, allen seinen Verhältnisse nach, welche ohne Ausnahme mit einer oder der andern Bestimmung

zusammenhängen, ein Anlaß liebevoller Gefühle. Allen diesen Verhältnissen ist eine natürliche Würde eigen, welche den Trieben eine vernünftige Richtung giebt. Die vorzüglichsten derselben, die der Blutsverwandschaft, entwickeln auch vorzüglich die Triebe des weiblichen jungen Gemüthes, welche dessen stärkste, und die wichtigsten hinsichtlich der künftigen Bestimmung des Geschlechtes sind. Keines der häuslichen Verhältnisse hat Bezug auf den Haß, der im jungen Herzen überhaupt, zumal aber im jungen weiblichen Herzen ruhen soll. Es ist zu diesem Triebe, der Natur des ganzen häuslichen Zustandes nach, bei diesem nur Anlaß mittelst Vorstellungen. Dagegen ist der liebevolle Charakter seiner Verhältnisse eine Anreizung des Mitgefühls; und indem jener Zustand das ganze menschliche Daseyn, mit allen natürlichen Zufällen, denen es unterworfen ist umfaßt, wird das Mitgefühl hier erregt durch Freude und Schmerz, und so seinen beiden Richtungen nach, entwickelt. Der Begriff hat an allen Gefühlen, welche aus den häuslichen Verhältnissen entspringen, sowohl als der sinnliche Eindruck, Theil. Kein abstracter, der Jugend unfaßlicher Begriff verhindert diesen Theil. Der Begriff der Dankbarkeit für genossene Wohlthaten, der Begriff des kindlichen, des älterlichen, des geschwisterlichen Verhältnisses, liegen der sinnlichen Empfindung so nah, daß das schwächste Geistesvermö-

gen ausreicht, sie zu bilden und zu fassen. So gewöhnen die häuslichen Verhältnisse alle Kräfte der menschlichen Natur an gemeinsame Wirksamkeit mit der Gemüthskraft. Auch den unbedeutendsten Mitteln des Willens giebt der häusliche Zustand Hinlänglichkeit, bietet er fort und fort Gelegenheit, die erregte Liebe, das erregte Mitgefühl, zur That werden zu lassen; den Schmerz zu lindern, die Freude zu erhöhn, sey's durch die kleinste Liebkosung, Aufmerksamkeit, Schonung, Gabe.

Die Selbstliebe tritt dabei in unaufhörlichen Gegensatz zur Liebe; und so wird auch dieses Verhältniß im Gemüth, worauf des Menschen Werth und Schicksal so wesentlich beruht, durch ihn gebildet. Die Natur, welche der Selbstliebe eine natürliche Gewalt gab, ertheilte dieselbe Gewalt den Trieben des Blutes, welche hier die Verhältnisse bilden. Es findet bei dieser Liebe nur eine untergeordnete Rücksicht auf die Erwiedrung der Gefühle Statt. Die blutsverwandte Liebe ist unabhängig davon; sie erlöscht nicht aus Mangel an Erwiederung, sie hat ihr Daseyn aus sich selbst. Aber damit jener Mangel das junge Herz nicht zu hart verwunde, liegt in den Gefühlen der Blutsfreundschaft eine natürliche Gegenseitigkeit. Jenes lernt durch sie nur lieben, rücksichtslos auf Gegenliebe; seine Kraft wird bei ihnen durch keine durchaus versagte Liebe geknickt, bevor sie sich entfaltete.

Außerdem ist im häuslichen Zustande für Behagen und Absichten des Einzelnen nur neben Behagen und Absichten der Uebrigen Raum. Alle Dienste sind gegenseitig, alle Genüsse gemeinschaftlich; und die Verhältnisse, scharf bestimmt den Forderungen nach, wozu sie berechtigen, den Leistungen, wozu sie verpflichten. Verhältnisse gegenseitiger Gleichheit zwischen den jugendlichen Genossen des Hauses, gewöhnen das junge Herz von früh an, das fremde Daseyn neben dem eigenen zu berücksichtigen, diesem etwas zu Gunsten von jenem zu versagen.

So, nie überreizt, nie überwältigt, nie zurückgewiesen auf sich selbst, nie zur Unthätigkeit verdammt, mäßig erregt, mit natürlichen Schranken umgeben, gewinnen die schönen Triebe des jungen Herzens, die eigenthümlichsten des jungen weiblichen Herzens, unter dem Einfluß des häuslichen Daseyns, eine natürliche Gesundheit, Stärke und Ausbreitung gegen das Leben.

Bei der Einfachheit aller Erscheinungen, bei der Einfachheit und Herzlichkeit aller Verhältnisse, unter lauter Anlässen zu Liebe und Dank, entwickeln sich im Gemüth Wahrheit, Offenheit, Vertrauen: und die schönen Gefühle der Brust, vom Beginn des Daseyns an ein Quell des Vergnügens, bleiben das Leben hindurch der Born, zu welchem der Mensch, Vergnügen zu schöpfen, zurückkehrt.

Aber das Herz kann nicht ausschließlich durch

das Leben, es muß zugleich durch die Lehre gebildet werden. Die Eindrücke, womit jenes die Jugend umgeben kann, wären nicht bedeutend genug, der Mannigfaltigkeit und Größe nach, seine Gefühle zu entwickeln. Allemal soll, trotz dem, daß durch die Lehre, den Unterricht, größere, vielartigere Gefühle der jungen Brust erweckt werden, ihr Einfluß auf diese dem Einfluß des Lebeus darauf untergeordnet bleiben, der schon oben erwähnten damit verknüpften Uebelstände wegen, zumal ihr Einfluß auf das junge weibliche Herz.

Auch hier ist das glückliche Verhältniß nur durch eine häusliche oder klösterliche Erziehung, zumal aber durch die erstere zu vermitteln. Nebst der natürlich überwiegenden Lebendigkeit aller sinnlichen Eindrücke und der dadurch erzeugten Vorstellungen und Gefühle im Vergleich zu den Eindrücken, welche durch Worte oder sonstige Zeichen bewirkt, der Vorstellungen und Gefühle, welche mit diesen verwandt sind, halten die mögliche Schönheit und Lauterkeit, die herzliche Beseelung der Umgebung und der Verhältnisse eines häuslichen Kreises, der überwiegenden Größe und Mannigfaltigkeit, der Eindrücke der Gegenstände der Lehre, des Unterrichtes, das Gleichgewicht.

Wie durch die Art des Unterrichtes ein durchgängiger Antheil des weiblichen Herzens, selbst an dessen abstracten Gegenständen zu vermitteln sey? haben wir

schon berührt, indem wir von der Bildung des Geistes sprachen, die innigst verwebten Fäden des menschlichen Wesens lassen sich nicht absolut getrennt halten. Die Frauen dürfen nichts einzeln lernen. Alles Wissen muß ihnen als ein lebendig organisirtes Ganzes zugeführt werden, daß sie es als ein solches lieben mögen. Sobald dies geschieht, nimmt das Wissen den Charakter der Kunst an, und diesen soll es bei der weiblichen Bildung haben. Die Kunst bildet die Liebe zum Schönen, zum Vollendeten. Dies ist der Hauptgewinn von ihrem Studium, und diese Bildung ist dem weiblichen Wesen durchaus nothwendig, dessen Geschäfte alle kleine Kunstwerke darstellen sollen, dem ein Wirkungskreis bestimmt ist, einer künstlerischen in sich Beschlossenheit und Vollendung fähig.

Nur die echte, classische Kunst, kann diese Bildung geben, sie, welche wahrhaft schöne Gebilde dem Begriffe, dem Ausdruck, der Form nach, erzeugt. Vor nichts ist die menschliche Bildung überhaupt, aber die weibliche, deren Wesenheit es ausmacht, daß sie eine echt menschliche sey, so sehr zu bewahren als vor allem Halben, Einzelnen, Unvollständigen in Wissen und Wahrnehmen, das nur halbe unvollkommene Gefühle und Handlungen erzeugt.

Der Wille ist nicht die vorzüglichere Kraft der weiblichen Seele; dennoch darf er bei der weiblichen Erziehung nicht hintangesetzt werden, so wenig als bei der Erziehung des Mannes. Es ist unumgänglich nothwendig auch dem weiblichen Willen durch reine Uebung zu kräftigen zu einem starken Willen.

Bei der männlichen Erziehung geht die nächste Sorge der Bildung des Willens dahin, denselben in der innigsten Beziehung zu Erkenntniß und Denkkraft; bei der weiblichen Erziehung, denselben in der innigsten Beziehung zu Herz und Sinn zu setzen.

Durch Dasjenige, was wir von der Bildung des weiblichen Gemüthes, mittelst eines häuslichen Daseyns, gesagt haben, wird dieser Zweck zugleich in der ersteren Beziehung erreicht; eine zweckmäßige Bildung des Sinnes der Seele, bewirkt dasselbe in der letzteren Beziehung. Auf diese Hauptkraft des weiblichen Wesens hat die weibliche Erziehung ihre vorzüglichste Sorgfalt zu lenken. Wir haben bemerkt, daß sie durch Stille gebildet werde, welche den Ruf seiner leisen, ich möchte sagen stummen, unabweislichen Mahnungen hörbar macht; durch Erscheinungen der Außenwelt an sich und des Wesens in Bezug auf die Außenwelt, welche seinem Wesen der Vollkommenheit entsprechen. Wir haben von der dreifachen allgemeinen Aeußerung des Sinnes, als eines

Sinnes der Schönheit hinsichtlich der Erscheinungen der Körperwelt, als eines Sinnes der Klarheit und Wahrheit in Bezug auf Vorstellungen, als eines Sinnes der Lauterkeit in Bezug auf die Triebe gesprochen.

Die Bildung des weiblichen Sinnes in allen diesen Rücksichten fällt mit dem zusammen, was wir von einer häuslichen oder klösterlichen Erziehung der Mädchen, von der weiblichen Geistesbildung und Gemüthsbildung gesagt, von der Bildung des Willens. Aber es ist noch einiges Besondere in Hinsicht der Bildung des Sinnes zu bemerken.

Man kann vor Schwärmerei diese Bildung nicht genug behüten.

Der Mensch ist nicht zu der Vollkommenheit geschaffen, nach welcher der Sinn seiner Seele verlangt. Sie ist der Stern über seinem Haupte, nicht die Leuchte seiner Hand. Das Einzige, was die Bildung seines Sinnes beabsichtigen und zu erreichen hoffen darf, ist, das Licht dieses Sternes so klar und stark zu bewahren, daß es die Gewalten des Lebens theile, sie abhalte über des Menschen Haupt zusammenzuschlagen, und seinen Blick in ihrem Getümmel zu begraben: daß sein Strahl ihr Gewühl allmählich stille, durchdringe, verkläre. Auch darum ist die häusliche Erziehung der klösterlichen vor-

zuziehen, weil das klösterliche Leben mehr Anlaß zur Schwärmerei als das häusliche begleitet.

Aber auch auf die besonderen, dem Sinne verwandten Tugenden, hat die weibliche Erziehung ein vorzügliches Augenmerk zu richten.

Wir haben über sie gesprochen, bei Betrachtung der weiblichen Tugenden: Die erste derselben, die Sinnlichkeit, wird, wie sie passiv ist, gleichsam passiv durch eine Umgebung gebildet, durch Vorstellungen, Gefühle, einen Wirkungskreis, der Natur und Stärke der sämmtlichen Anlagen des Wesens angemessen.

Wer früh das Entzücken kennen lernte, wenn der Sinn mit Freuden Theil nehmen kann an dem ganzen Verhältniß des Geschöpfes zur Außenwelt, der kennt den einzigen, höchsten Genuß des Lebens. Er ist daran gewöhnt; er sehnt sich nach keinem andern mehr; bei jedem andern, nach diesem zurück. Er hat eine Unendlichkeit in der Begrenztheit; der Reiz der Neuheit verlor für ihn seinen verführerischen Stachel; er sucht das Glück nicht mehr außer sich selbst und in der Ferne, das er überall mit sich trägt, das ihn überall umgibt. Wie Himmel und Erde in dem Thautropfen, der den stillen Kelch einer morgendlichen Blume füllt, spiegelt sich eine Unendlichkeit in jedem hellen, eingeschlossenen Tropfen

Zeit, worin sein begrenztes Daseyn ihm zugetheilt werden mag.

Sein Inneres erfüllt mehr und mehr eine Klarheit des Bewußtseyns von seinem eigenen Wesen, von dem Wesen der Dinge, und dem Verhältniß zwischen beiden; die statt aller Klugheit und über alle Klugheit ist.

Religiosität ist mit dem erstern dieser Gefühle so verbunden, daß die Ausdrücke, verschwistert, oder vermählt, die Innigkeit dieser Verbindung nicht erreichen.

Wir haben über das Glück und die Nothwendigkeit der Religiosität bei Frauen gesprochen. Eben diese Religiosität der Frauen soll die Erziehung vor Schwärmerei bewahren, wie vor Entartung in ein leeres Formelwesen. Sie soll eine menschliche Tugend daraus machen.

Der abstrakte Begriff der Gottheit ist über das Vermögen des sterblichen, vorzüglich über das Vermögen des weiblichen Geistes. Wie ehrwürdig der Anblick seyn mag, wenn Männer, gleich Spinoza, Leibnitz, Herder, Kant, ringen, jenen Begriff mit dem Geiste zu fassen, liegt ein solches Ringen ganz außer der Sphäre der weiblichen Geisteskraft und Bestimmung. Fenelon's Freundin, die Guyon, die sich ihm weihte, hat in ihren bändereichen Werken doch kein anderes Gold hinterlassen, als das, die Wahr-

heit, Gott ist die Liebe, in ihrer weiblichen Brust, in ihrer tiefen Seele, so mächtig und innig verstanden zu haben wie der Mensch sie zu verstehen vermag: kein Beispiel, als das, der herrlichsten Kraft, sich der Vorstellung Gottes hinzugeben, die sich leider in den crassesten Aeußerungen darstellt; endlich keines als das, des Ausdruckes der Einfalt und echten Menschlichkeit, welche die Beziehung der Gedanken und Gefühle zu jener nie begriffenen Vorstellung, verleiht; und dies machte zuletzt auch den wesentlichsten Gewinn der Forschungen jener erwähnten großen Männer aus, für sie selbst und für die Menschheit. Der Spruch des Apostels: »Gottes unsichtbares Wesen ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen aus seinen Werken, so man deß wahrnimmt, nämlich aus der Schöpfung der Welt,« dieser Spruch ist die Regel der religiösen Bildung, welche die Erziehung den Frauen zu ertheilen hat; der kirchlichen gedenke ich nicht, als einer höhern Bestimmung überlassen.

In seinen Werken hat Gott sich uns offenbart. Seine unerforschliche Allmacht in diesen zu betrachten, seinen Gedanken zu lieben, zu scheuen, zu verehren in allem Staub, den er würdigte, mehr oder weniger vollkommen, in dieser oder jener Bildung; ihn durch Selbstgefühl, durch Genuß, und Schmerz, die wir Leben nennen, zu erkennen: dies ist die tagtägliche, die Religion jedes Augenblickes, jeder

Stunde, welche die Erziehung bei den Frauen bilden soll.

Das Lesen heiliger und Andachts-Schriften am Abend, oder an gewissen Tagen; der Besuch der Kirche, zumal in der Morgenfrühe, sind schöne häusliche Sitten zur Bildung des weiblichen religiösen Sinnes. Sie gewöhnen an Punkte der Sammlung zu bedeutenden Tageszeiten, wo das Wesen in seine eignen reinen Tiefen, gleichsam zum Quell seines Ursprungs zurückkehrend, erneute Lauterkeit aus diesen schöpft, wie das Physische erneute Kraft und Frische aus seiner Rückkehr in sich selbst beim Schlummer, so das kleine Leben des Tages in einer Stimmung beginnend oder schließend, deren wohlthätiger Einfluß das ganze Daseyn durchdringt.

Die Religion ist die Stütze des weiblichen Muthes.

»Ich wartete!" sagte jene Sicilianerin, als sie aus dem Gewölbe, in welchem das Erdbeben sie begraben hatte, erlößt an das Tageslicht hervorsteigend, gefragt wurde: was sie gemacht?

»Werfet eure Sorgen auf Gott!« sagt die Schrift. Es liegt darin eine Kraft des Muthes zu dulden, die über Alles ist: und wer das Leben erprobt hat, wird auch tausendmahl erfahren haben, daß der irdische Erfolg diesen Muth eben so belohnt, als den des Kriegers in der Schlacht, welcher ruft:

»Der Tod geht auf Abenteuer aus. Er sucht die ihn fliehen!«

Aber der Muth zu dulden ist nicht der ausschließliche, worauf die Natur das Weib beschränkte. In gewissem Grade ist ihr der Muth zu handeln auferlegt; und dieser Muth zu handeln ist eben so mit der Klarheit des Selbstbewußtseyns, des Bewußtseyns vom Wesen der Dinge und vom Verhältniß des eignen Wesens zu diesen verbunden, welche die Sinnigkeit giebt, als der Muth zu dulden mit der Religion. Alles dürfen und wagen, was den weiblichen Anstand nicht verletzt, oder gar die weibliche Würde: das ist die Regel des weiblichen Muthes zu handeln. Die Erziehung der Mädchen kann diesen Muth nicht früh genug entwickeln, so wie an die Beschränkung eben jener Regel gewöhnen. Das Mitgefühl des weiblichen Herzens, welches fremde Schmerzen und Kränkungen wie eigene scheut; dessen natürliche Liebe, welche zu verletzen fürchtet; das Bewußtseyn der Frauen von ihrer physischen Schwäche, geistiger Verletzbarkeit; ihre unter den Geisteskräften überwiegende Phantasie, welche Gefahren vergrößert darstellt: diese alle machen sie furchtsam. Den Muth, die so erzeugte Furchtsamkeit zu überwinden, insofern er dem weiblichen Wesen nöthig ist, zum Besten der Verhältnisse der Blutsverwandtschaft und Liebe; oder um zu helfen und zu

pflegen; oder um der Häuslichkeit das Bild der Schönheit, Ordnung, Reinlichkeit zu geben und zu erhalten, das ihr gehört; oder endlich, damit die Frau das Bewußtseyn des eigenen Selbstes unverletzt bewahre: diesen Muth muß die Erziehung geben.

Die Erinnerung: ob Etwas dabei dem Anstand zu nahe trete? ist nothwendig. Nur soll die Erinnerung: ob Etwas dabei wider die Würde der Weiblichkeit sey? überwiegen; und jene erstere darf nicht ins Peinliche ausarten; sich auch nicht auf den conventionellen Anstand beschränken.

Verschämtheit ist eine unwillkührliche Empfindung. Ihre Bildung folgt aus der Bildung, welche dem Sinne der weiblichen Seele ein schönes und sittliches häusliches oder klösterliches Leben, während der Jugend ertheilt. Was die Bildung des Geistes dazu beitragen soll, berühren wir, wenn wir auf diese kommen werden.

Dasselbe ist der Fall mit der Keuschheit. Indessen können gewisse Gewohnheiten des Lebens zur Bildung der Verschämtheit und Keuschheit wesentlich beitragen; und die weibliche Erziehung muß trachten, den Frauen diese Gewohnheiten zu verleihen. Sie sollen von der zartesten Kindheit angehalten werden bei den baren Sorgen für den Körper, denselben mit Verschämtheit, sich selbst gegenüber zu behandeln.

Die Natur giebt das Beispiel: sie ist verschämt; sie verbirgt sich, wenn ihr schaffender Geist den physischen Stoff nicht, ihn organisch durchdringend zu veredeln vermag.

Die baren Sorgen der Reinlichkeit, und Alles ihnen Verwandte, können nicht geheim, einsam, nüchtern genug vollzogen werden. Man kann Mädchen nicht früh genug gewöhnen, keinen Augenblick länger darauf zu verwenden, und keinen Blick mehr dabei zu verwenden, als unumgänglich nöthig sind. Aber zu dieser Gewohnheit selbst muß das Wesen, welches erzieht und bildet, dasjenige, welches erzogen und gebildet werden soll, mit Verschämtheit anhalten. In keiner andern Beziehung ist es so nothwendig, daß jenes die Eigenschaft besitze, welche es diesem geben will, als in dieser zartesten und wichtigsten.

In so fern sie einen Theil der Bildung des Sinnes ausmacht, beginnt hier die Bildung des weiblichen Anstandes, die, in allen Rücksichten wichtige, bei der weiblichen Erziehung, denn der Anstand ist die unsichtbare Stütze, an welcher gekettet, der junge weibliche Stamm sich in festem, freiem, geradem Wuchse erhebt.

Die französischen Erzieherinnen begnügten sich, ihre Zöglinge an einen äußern, conventionellen Anstand, sklavisch zu gewöhnen, der gleichwohl viel vom

Wesen des echten weiblichen Anstandes enthielt, und so einen Vorzug ihrer Erziehung ausmachte, welcher das günstige Vorurtheil dafür rechtfertigte.

Nicht auf solche Art kann übrigens der echte weibliche Anstand gebildet werden; nicht von Außen herein, von Innen heraus, muß dieß geschehen. Mittelst eigener, oder fremder, unausgesetzter leiser Mahnung an die Rückkehr der Gedanken in das Innere der Seele, aus welchem er stammt, dem er entspricht, als etwas Heiliges und Theures, soll er den Vorstellungen, den Gefühlen, der Haltung, den Bewegungen des Körpers eingewöhnt werden.

Auch Ordnung, Geschmack und Reinlichkeit sind bei unserm Geschlecht zunächst Tugenden des Sinnes. Beim Mann ist die Ordnung ein Werk des Verstandes; der Geschmack, ein geistig sinnliches Ergötzen; die Reinlichkeit, eine Angelegenheit des sinnlichen Behagens, des Geschmacks.

Der Geschmack, so wie die ihm verwandte Ordnung in Hinsicht der Kleidung und Umgebung, sollen bei den Frauen zunächst aus der Befriedigung herrühren, welche sie ihrem Schönheitssinne, ihrem Sinne der Regelmäßigkeit, Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit verschaffen; sich zunächst auf diese beziehen, und so frei als möglich erhalten bleiben von jedem selbstischen Trieb; dem geistig-sinnlichen Ergötzen

Andrer doch erlaubter verwandt, als der eigensüchtigen Eitelkeit.

Die Reinlichkeit haben wir schon einmal ein physisches gutes Gewissen genannt. Es ist derselbe Fall in Hinsicht dieser Tugend. Nur daß sie ernster noch als jene beiden zu behandeln ist; in Bezug auf den eigenen Körper, als eine Pflicht gegen dessen natürliche Schönheit und Würde.

Auf die Bildung von Ordnung, Geschmack und Reinlichkeit, aus dem Gesichtspunkte betrachtet, ihrer Unerläßlichkeit zur rechten Erfüllung der natürlichen und bürgerlichen Bestimmung der Frauen, kommen wir am Schlusse dieser Blätter.

Aber noch einem Antrieb ist Theil vergönnt am Geschmack, an der Ordnung und Reinlichkeit der Frauen; ja sie erhalten ihre vollendete Liebenswürdigkeit nur durch ihn, nämlich dem Mitgefühl, der Liebe.

Dem Mitgefühl mit der Freude des Zusammengehörenden, wenn es zusammengeordnet, zweckmäßig und im rechten Verhältniß seiner Eigenschaften verbunden, von allen Fremdartigen erledigt wird. Dieser Freude, welche sogar an leblosen Dingen erscheint, und den so verbundenen ein Ansehen giebt, als lachten sie, einem Ausdrucke, welchen man auf inneres Vergnügen deuten muß; dem Verlangen nach dieser seiner Freude, das aus der Liebe der Dinge

entspringt. Dem Wunsche, durch die Erscheinung, durch die Umgebung, in der er lebt, dem Gegenstande der Liebe Befriedigung zu gewähren, ein wohlgefälliges Element der Existenz.

Fertigkeiten und Talente.

Die Frau ist für das Haus bestimmt, und leider hat die Rohheit, welche das Haus nur als ein Asyl der physischen Behaglichkeit betrachtet, mit dieser Bestimmung die Vorstellung so enger geistiger Schranken verknüpft, daß sie in den Augen der Menge etwas Erniedrigendes hat, und, eben den ausgezeichneteren Frauen der Art nicht genügt, daß die Zurückweisung darauf sie verletzt.

»Der Zweck der Ehe ist, Kinder zu zeugen, und eine gute Suppe zu essen«, sagt ein schon angeführter Schriftsteller. Allerdings gehört beides zum Zweck der Ehe, bezieht die häusliche Bestimmung sich wesentlich auf das Daseyn von Kindern, und auf physische Behaglichkeit. Aber das menschliche Daseyn ist eben sowohl verstümmelt, wenn man das Haupt vom Rumpf, als wenn man den Rumpf vom Haupte trennt.

Wer keinen andern Endzweck wie den angeführten mit der Ehe, mit der häuslichen Existenz, welche

die Ehe schafft, verbindet, wird keinen andern dadurch erreichen: er wird nur baare Behaglichkeit genießen, und es wird ein Geschlecht der Baarheit, wenn nicht gar der Rohheit, aus seiner Ehe, seinem Hause, hervorgehen.

Das physische Daseyn ist die Grundlage alles übrigen Daseyns; unsre physische Anlage ist unsre nächste, sie ist gleichsam der Kern, aus dem die übrigen sich entfalten, vielleicht, um in steigender Vergeistigung, nach höheren Anlagen dereinst eben so als Kern zu dienen; die Bedürfnisse der physischen Erhaltung, das mit ihrer gehörigen Befriedigung verknüpfte Behagen, sind wichtig, und alle Fertigkeiten, die darauf Bezug haben, gehören zu den nächsten der weiblichen Bildung.

Aber jemehr wir bei unsrer physischen Befriedigung nicht bloß sinnlich, den sinnlichen Kitzel dabei erhöhend, raffiniren, oder bloß geistig raffiniren, mittelst einzelner Theilnahme des Witzes, der Phantasie an derselben, sondern jemehr wir sie durch innigere und innigere Theilnahme aller geistigen Fähigkeiten unsrer Natur daran, läutern, je edler wird unser Daseyn.

In diesem Sinne soll die weibliche Erziehung trachten, die Fertigkeiten, welche Bezug auf die Befriedigung der Bedürfnisse der physischen Erhaltung haben, des physischen Behagens, den Frauen zu ver-

leihen. Wir kommen hier auf Dasjenige zurück, was wir schon bemerkt haben: Ordnung, Geschmack und Reinlichkeit, Sinn der Schönheit und Vollendung, sind die Eigenschaften, welche der Befriedigung der Bedürfnisse des physischen Lebens, welche dem physischen Behagen, jene Veredelung gesellen.

Was zur Kochkunst, zur Nätherei, zur Verfertigung der Kleidung, zur Verfertigung künstlicher Arbeiten der Zier gehört, zur Bereitung der Wäsche, soll auch der Frau, welcher die höchste Bildung bestimmt ist, der höchste Rang im Leben, nicht nur nicht fremd bleiben, es soll ihr zunächst gelehrt werden; es sind die wesentlichsten weiblichen Fertigkeiten; die Beschäftigung mit diesen Dingen, ist ein edles weibliches Vergnügen.

Je näher diese Fertigkeiten mit nothwendigeren Bedürfnissen verwandt sind, so wichtiger sind sie. Die Fertigkeiten der Kochkunst, der Nätherei, der Wäsche, die Fertigkeit in der Verfertigung der Kleidung, in Allem was zur Reinigung der Wäsche gehört, sind wichtiger, als die Fertigkeiten künstlicher Arbeiten. Allein, was die Frau der einen und der andern Art arbeiten lernt, werde sie geübt, mit der äußersten Reinlichkeit, der strengsten Regelmäßigkeit, dem feinsten Geschmack, der genauesten Vollendung zu arbeiten. Diese Eigenschaften in Hinsicht jener Talente müssen ihr zum Bedürfniß gemacht werden.

Wenn jedes gesäumte Schnupftuch, jedes genähte Hemd, jede bereitete Speise, auch die einfachste, jedes Stück frisch gewaschener Wäsche, als ein kleines Kunstwerk bei der Anfertigung behandelt wurde, hat es den innern Werth seiner Vollkommenheit gewonnen, die Seele der Freude daran, der Liebe dazu, welche diese, welche solcher Fleiß einhaucht. Es gewährt eine sich stets erneuende Befriedigung; es zieht auch den baaren und rohen Sinn an; und verwehrt auch ihm allmählig die Möglichkeit seiner baaren oder rohen Benutzung.

Es wäre sehr gut, wenn Mädchen in diesem Sinne in allen häuslichen Geschäften förmlich unterrichtet würden, auch in dem, was zur Wartung der Kindheit, und zur Krankenpflege gehört, wenn nicht einer zufälligen Erfahrung überlassen bliebe, sie beides letztern zu lehren.

Mit der obigen Bildung der Fertigkeiten zu den häuslichen Geschäften ist die Kenntniß von der Güte aller Waaren innig verwandt. Sie bleibt bei der weiblichen Bildung in der Regel dem Zufall überlassen, und manche ganz gebildete Frau lernt ihr Leben lang nicht, oder lernt sehr spät im Leben, echte, gute, dauerhafte Waare von schlechter, verlegener zu unterscheiden. Die Merkmale des Guten und Schlechten, in Bezug auf alle Waaren, die zur Befriedigung der nächsten Bedürfnisse der Erhaltung des

Menschen gehören, sollten alle Frauen durch förmlichen Unterricht kennen lernen.

Allein das Haus ist mehr als ein Asyl des Nothbedarfs und der physischen Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, und der weibliche Beruf ein höherer als der der Gebärerin, Amme, Haushälterin; es ist die Bildungsschule der Jugend, der männlichen wie der weiblichen; es ist das Asyl rein menschlicher Tugend und Lust; und die Frau ist die Lehrerin der Jugend, ist die Freundin und Verbündete zu dieser Tugend und Lust dem Manne: sie braucht auch in diesen Beziehungen Fertigkeiten und Talente. Die Athenienser des besten Zeitalters führten ihre Söhne zu Aspasia, als in eine Schule der Bildung, sie war der Freund des Perikles. Solche Aspasien, solche Freunde der Männer ihres Hauses, und dazu in rein sittlichen Verhältnissen, sollen alle Frauen den Männern ihrer Familien, zunächst ihren Söhnen und Gatten seyn.

Wir haben, indem wir von der weiblichen Geistesbildung sprachen, ziemlich erschöpft, was über die wissenschaftlichen Kenntnisse der Frauen zu sagen ist; bei Erwähnung der Bildung des weiblichen Herzens von der weiblichen Kenntniß der Kunst gesprochen.

Besitzt eine Frau die erwähnte wissenschaftliche und ästhetische Bildung: kann ihr Gatte mit ihr über die Interessen seines bürgerlichen oder wissenschaftli=

chen, künstlerischen Daseyns sprechen; braucht er keinen Freund außerhalb seines Hauses zu dieser Theilnahme zu suchen. Sein Wesen und das ihre verschmelzen zu einem; ihre Ehe wird zu einer echten Ehe; ihre häuslichen Gespräche sind eine Schule wissenschaftlicher, künstlerischer, staatsbürgerlicher Ansichten für ihre Söhne, und ihr häusliches Leben gewinnt einen Gehalt und ein Interesse, welche alles Kleinliche und Beengende aus demselben verbannen, ohne der Geschlossenheit, Lauterkeit und Herzlichkeit dieses Zustandes irgend Etwas zu entziehen.

Aber so wie die Frauen ihre Kenntnisse nur für sich und ihre Nächstverbundene sammeln und besitzen sollen, darf auch bei deren Erlernung nichts Oeffentliches Statt finden.

Alle öffentlichen Prüfungen, wo das Mädchen auftritt, um vor Augen und Ohren einer Menge fremder Menschen zu beweisen, daß sie Etwas gelernt, und was, und wie viel sie gelernt habe? sind empörend. Sie verletzen die weibliche Seele; sie entwickeln Fehler in der weiblichen Natur, die kein Wissen jemals vergüten kann. Die Frauen sind auf das Seyn angewiesen, der Mann auf das Beweisen und Thun. Das wahre Daseyn des Weibes ist in ihren Empfindungen, ihrem Bewußtseyn.

Uebrigens sind die wissenschaftlichen Fertigkeiten, auf welche man bisher die wissenschaftliche Bildung

des Weibes fast beschränken wollte, welche zunächst mit den, auf die Befriedigung der nächsten Lebensbedürfnisse Bezug habenden Geschäften des Hauses zusammenhangen, Schreiben, Rechnen, Lesen, allerdings die Grundlage der weiblichen, wie aller wissenschaftlichen Bildung.

Auch in Hinsicht auf dieselben, wie in Hinsicht auf Alles, was Frauen lernen und thun, sind Nettigkeit und Schönheit ein Hauptaugenmerk der Bildung. Nichts unangenehmer, als eine uncorrecte, unklare, krüppelhafte, weibliche Handschrift, wie im Gegentheil nichts angenehmer und der Weiblichkeit entsprechender, als wenn aus klaren, deutlichen Buchstaben, aus regelmäßigen Zeilen und Absätzen, aus correcten Worten, ein heller Gedanke, sich gleichsam bildlich ankündigt, und ohne Mühe und sofort, vollständig durchs Auge in den Geist übergeht, dem er mitgetheilt werden soll. Die Frauen mögen immerhin Schönschreiberinnen seyn, die Zeit ist nicht verloren, welche sie auf diese Fertigkeit verwenden: es ist eine Uebung, die ihrer Geschicklichkeit in allen Handarbeiten frommt, und überhaupt einen guten Einfluß auf ihr Wesen hat; wie denn nicht ein Mal die Fertigkeit etwas Einzelnes bleiben kann, in diesem durchaus innig verbundenen Wesen.

Dasselbe, was von der Handschrift gilt, gilt von der Führung der Rechnungen. Nichts widriger,

als eine unordentliche, unregelmäßig, unzierlich geführte Berechnung der häuslichen Ausgaben; und nichts gefälliger, als eine fast kaufmännische Nettigkeit bei dieser. Bis hieher sollten alle Frauen Buchführen lernen.

Das Talent des Lesens hat viele Grade; bis zu dem irgend eine Schrift, klar, geläufig und richtig vorzutragen, muß es die Frau wenigstens bringen.

Kunstfertigkeiten, Talente, sind die Genien der häuslichen Freude. Es gehört zur weiblichen Bildung, daß die Frauen dergleichen besitzen, und sie müssen sie gründlich ausbilden, die Fertigkeit darin zu einem hohen Grade der Vollkommenheit bringen. Nichts verträgt weniger Stümperei als die Kunst: viel lieber gar nicht singen, gar kein Instrument spielen, gar nicht tanzen, nicht zeichnen, und vor allen Dingen nicht dichten, als ein bischen oder mittelmäßig, oder gar schlecht singen, spielen, tanzen, zeichnen, dichten.

Das Genie schreibt sich selbst seine Grenzen vor: es wäre Angelika Kaufmann, und Madame Le Brun unrecht gethan, zu behaupten, daß Frauen nicht historische Gegenstände malen sollten; der Regel nach soll sich ihre Zeichenkunst aber auf die Gegenstände der Natur beschränken, in denen ein träumendes Leben schlummert. Dieß zu ahnen, es mit der eignen Seele zu beflügeln, in seinen zartesten Aeuße-

rungen zu erspähen, zu vernehmen, mit ihm sich zu besprechen, ist allgemeines weibliches Talent. Blumenmalerei, Landschaftmalerei, Thiermalerei, oder Bildnerei irgend einer Art von diesem Allem, sind echt weibliche Talente. Auch Tanz, Musik und Declamation sind dieß. Jedoch alle diese Talente dürfen wiederum nur zum eigenen, oder engsten gesellschaftlichen und häuslichen Vergnügen, nie zur Belustigung einer Menge, erlernt werden und dienen. Die Alten, welche der Natur viel näher standen als wir, noch bei allen ihren Einrichtungen, Kindern gleich, auf deren Stimme lauschten, hielten, mit sehr richtigem Sinn, das weibliche Geschlecht ganz von der Bühne verbannt.

Bei der Musik tritt die Bedingung hinzu, daß die Frauen kein Instrument spielen sollen, welches heftige oder rauhe Töne gibt, und dessen Spiel das Gesicht oder die Haltung verstellt. Die Violine, welche man dahin rechnet, scheint mir nicht dazu zu gehören. Sey es, daß die Erinnerung an ein Gemälde des lieblichen Dominichino, auf welchem Engel dargestellt sind, die dieses Instrument spielen, oder an eine schöne Künstlerin, die ich es in meiner Kindheit spielen sah, mich persönlich damit versöhnt hat; aber die Haltung dabei dünkt mich nicht entstellend für die Schönheit; und diese ernsten, fast strengen, und doch so milden und zarten Töne, in denen Gluck in besseren Zeiten der Tonkunst, als die unsren, die ganze Seele der

Harmonie aussprach, sind dem Wesen der Weiblichkeit nicht zuwider. Die Dichtkunst läßt sich am wenigsten von allen Talenten lernen; aber Kenntniß der Prosodie, des Gewichtes, des Falles, der Verbindung der Sylben, diese Musik des Wortes, die, ohne Vermittelung des sinnlicheren Idioms, der Klänge wie Bildhauerei und Zeichenkunst ohne Vermittelung des sinnlicheren Idioms der Farben, geistiger, tiefer die Seele erregt, bildet das seltene, in jedem Augenblicke erfreuende, das menschliche Wesen zu meist veredelnde Talent der Beredsamkeit.

Wir haben vielerlei Forderungen ausgesprochen, von welchen die Erziehung bisher den wenigsten genügt hat. Man wolle so viele treffliche Frauen der Gegenwart und Vergangenheit nicht als einen Grund anführen, sie überflüssig zu erklären.

Allerdings hat die Vorsehung die Erscheinung menschlicher Trefflichkeit nicht von den menschlichen Verhältnissen abhängig gemacht: also auch nicht von der Erziehung. Sie läßt sie unter allen Verhältnissen unmittelbar aus der Natur entstehen, und oft, die widerwärtigsten äußren Einflüsse mit eingeborener Kraft besiegend, eben durch sie vervollkommt erscheinen. Der Gegensatz des Rechten kann eben sowohl als dieses selbst das Rechte bilden; und dieß

scheint sogar ein Lieblingsweg der Vorsehung bei der menschlichen Erziehung.

Allemal ist eine solche Bildung verknüpft mit Schmerz und Gefahr für das zu bildende Wesen; sie läßt ein kräftiges, individuell, vielseitig entwickeltes Individuum, nicht das heitere, still vollendete, erscheinen, das Boden und Himmel gleich begünstigt haben.

Wer erzieht und bildet, wird immer doppelt erstaunen: über die Kraft der Natur, und über die Kraft der Eindrücke, der Gewöhnung, woraus ein nie zu berechnendes Drittes entsteht, das gebildete Geschöpf.

Die größere Zahl der menschlichen Geschöpfe ist weder so stark im Guten noch im Bösen, daß die Erziehung nicht fast noch mehr als die Natur bestimmen sollte, was aus denselben werden soll.

Wir haben ein Zeitalter überlebt, wo die Philosophie, die Poesie ihre Ansprüche an die menschliche Gattung überspannte; möge nicht eines folgen, wo von denselben zu viel nachgelassen wird.

Bayerische Staatsbibliothek München

Buchbinderei